Hist lit part Germ. 837.
L 2. C. 3.

Biogr. coll. 244.
/3

881.

Pantheon der Deutschen

Dritter Theil.

Herrmanns Schlachten.

Ulrich von Hutten.

Nicolaus Copernicus.

Moriz von Sachsen.

Schnorr v. K. del. C. Schule sc. 1797.

Pantheon der Deutschen

Dritter Theil.

Leipzig, 1800.
bei Friedr. Gotthold Jacobäer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Nach einer langen Pause, welche die Unglücksfälle des vorigen Verlegers veranlaßten, erscheint hier der längst erwartete dritte Theil des Pantheons der Deutschen, ganz in der Art, wie die zeitherigen, und wie solchen der vorige Verleger bereits angezeigt und versprochen, auch die ersten 14 Bogen davon schon längst abgedruckt hatte.

Die Fortsetzung dieses Werks werde ich nicht anstehen lassen, so bald ich sehe, daß der fortdaurende Beifall diese mit nicht geringen Kosten verknüpfte Unternehmung

unterstützt, wozu denn freilich der Weg der Pränumeration, so wenig ich solchen auch eigentlich liebe, der sicherste bleibt. Wollen also die Besitzer des Pantheons fernerhin pränumeriren, so werde ichs annehmen, auch es bey jenem vorherigen Pränumerations-Preiß bewenden lassen; nur wünschte ich bis zur Michael-Messe dieses Jahrs die fernern Herren Pränumeranten zu wissen, um einen 4ten Theil zur Oster-Messe 1801. liefern zu können.

Leipzig in der Oster-Messe 1800.

Friedrich Gotthold Jacobäer.

Herrmanns Schlachten

dargestellt

von

Friedrich Christian Schlenkert.

Die Vorhalle dieses der teutschen National-Ehre geweihten Tempels kann wol nicht zwekmäßiger und edler verziert werden, als mit einer Reihe historischer Schildereien, welche uns die wichtigsten Ereignisse und Begebenheiten aus der vaterländischen Geschichte, die größten und folgereichsten Thaten unsrer ehrwürdigen Vorältern, das Wachsthum und die Bildung unsrer aus so mannichfaltigen und ganz verschiedenartigen Theilen und Formen bestehenden Verfassung, den Gang der teutschen Kultur und die Eigenheiten und Schikfale der Nazion recht anschaulich machen, und

uns eine so angenehme als lehrreiche Unterhaltung gewähren. Wir unterziehen uns dieser Arbeit mit patriotischer Freude, und liefern diese Schildereien bald in größern, bald in kleinern Umrissen, bald aber auch ganz ausgeführt, je nachdem es die Wichtigkeit des Gegenstandes selbst erheischt, stellen sie in chronologischer Ordnung auf und beginnen mit den ältesten glorreichen Unternehmungen und Thaten der Teutschen, durch welche die Freiheit der Nazion, die Erhaltung und die Ehre des teutschen Namens und die Selbstständigkeit des Vaterlandes blutig und schrecklich gerettet und auf viele Jahrhunderte vest gegründet worden ist — wir beginnen mit Herrmanns Schlachten.

Sechzig Jahre lang hatten die teutschen Völkerschaften mit den weltgebietenden Römern um ihre Freiheit und Selbstständigkeit fast ununterbrochen gekämpft, und waren oft geschlagen und aus ihren väterlichen Wohnsizzen verdrängt, aber nie ganz unterjocht worden. Julius Cäsar, der talentvollste, kühnste und glüklichste Krieger und Usurpator seiner Zeit, hatte die römischen Waffen zuerst wider die Sikambrer und Sueven über den Rhein getragen *) und sich mit dem unbedeutenden Ruhme, die furchtbaren Teutschen auf ihrem eignen Grund und Boden heimgesucht zu haben, begnügen und ohne Verzug wieder nach Gallien zurükkehren müssen. Diesem ehrgeizigen und

*) In den Jahren 699 und 701 nach Roms Erbauung — 55. und 53. vor Christus Geburt.

stolzen Eroberer waren die Feldherren Agrippa, Lollius, Ahenobarbus und Vinicius in verschiedenen Zeiträumen über diesen Grenzstrom gefolgt und hatten sich, der Eine mehr, der Andere weniger in Germanien ausgebreitet, ohne in der Hauptsache etwas Entscheidendes bewürkt und das Ziel der römischen Eroberungssucht erreicht zu haben. Kühnere und glüklichere Fortschritte hatte jedoch der feurige Drusus, Auguſts Stiefsohn, in vier auf einander folgenden Feldzügen diesseits des Rheins gemacht *), hatte die Teutschen aus Gallien vertrieben, die Usipeter und Sikambrer gezüchtiget, die Brukterer und Katten bezwungen, die Cherusker sich unterworfen, und seine vesten Burgen, aus welchen in der Folge nahmhafte Städte erwachsen sind, bis an die Ufer der Elbe vorgerükt; aber auch dieser muthige und glükliche Feldherr war nicht vermögend gewesen, die rasch und fast ohne Schwertschlag eroberten Wüsteneien zu behaupten und die überwältigten Teutschen in der Unterwürfigkeit zu erhalten, hatte das unwirthbare Germanien jedesmal mit Win-

*) In den Jahren 742 bis 745 nach Roms Erbauung.

terseintritt wieder verlassen, und sich mit seinen siegreichen Waffenbrüdern unter den größten Fährlichkeiten wieder über den Rhein zurükziehen müssen, und war auf seinem vierten Rükzuge durch einen unglüklichen Fall vom Pferde elendiglich ums Leben gekommen. Durch die Gewalt der römischen Waffen waren die ältesten und mächtigsten Königreiche und Republiken erschüttert und zertrümmert, war Karthago vernichtet, Aegypten bezwungen, Asien unterjocht worden, und Griechenland und Mazedonien, Gallien und Helvezien, Spanien und Brittanien und fast das ganze übrige Europa war der ungeheuren Weltrepublik Rom zur Beute gefallen — nur das eigentliche Germanien noch nicht; nur Germaniens freie, nicht einmal durch ein gemeinschaftliches Band, oder durch ein Schuz- und Truz-Bündniß unter einander vereinigte Völker hatten — obschon oft einzeln besiegt und von ihren Weiden und Feuerheerden vertrieben — ihren starken Nakken unter das Joch der gewaltigen Räuberin noch nicht gebeugt und trozten allein noch, Mann vor Mann und Volk vor Volk, der Uebermacht ihrer streitgeübten und sieggewohnten Legionen.

Die Römer wehklagten und die Teutschen frohlokten über des edlen Drusus unglükliches Ende. Jene hielten in ihrer Niedergeschlagenheit all ihre stolzen Eroberungsentwürfe schon für gänzlich vereitelt und sahen sich in jene traurige Zeiten zurükversezt, da Teutobach an der Spizze der Cimbern und Arioviſt an der Spizze der Sueven Italien selbst von Gallien aus bedrohet hatten, und fanden unter ihren ausgearteten weichlichen Zeitgenossen keinen Marius und keinen Cäsar, von denen sie Hülfe und Rettung aus der ihnen vorschwebenden Gefahr hätten erwarten können; diese glaubten, daß das ehrsüchtige Oberhaupt der sogenannten römischen Republik durch den Tod seines edelsten Stiefsohnes und durch die Unfälle, welche seine Legionen in den germanischen Wäldern und bei ihren jedesmaligen Rükzügen über den Rhein betroffen hatten, von allen weitern Versuchen auf Teutschlands Unterjochung abgeschrekt werden, und daß sie von nun an ihrer Freiheit in Ruhe genießen würden. Aber sie täuschten sich Beide in ihren Befürchtungen und Hoffnungen. August gab seine Absichten, Germanien in eine römische Provinz zu verwandeln,

nicht auf — die Teutschen verhielten sich ruhig innerhalb ihrer Grenzen und gedachten izt noch nicht einmal daran, gegen die Römer das Vergeltungsrecht zu üben — und Teutschland selbst kam izt mehr, als jemals, in Gefahr, seine Freiheit, nicht durch Waffengewalt gezwungen, sondern durch römische Arglist bethört, mit der schimpflichsten Sklaverei vertauschen zu müssen.

Tiber der ältere Bruder und Nachfolger des Drusus in der Statthalterschaft von Gallien und Germanien *) — ein kalter, hinterstelliger und bübisch-grausamer, aber nichts weniger als muthiger und tapfrer Mann und, Beider Eroberungssucht abgerechnet, ganz das Gegenbild seines edlern Bruders — schlug einen ganz andern Weg ein und ergriff ganz andere Maasregeln zur Bezwingung der Teutschen. Um diese starken und herzhaften Männer desto leichter zu überwältigen und zu fesseln, wollt' er sie erst schwächen und entkräften; um das Felsengebäude ihrer wildedlen Freiheit desto sicherer zu stürzen und zu zertrümmern,

---

*) Im Jahre 746 nach Roms Erbauung.

wollt' er es erst untergraben und nach und nach seiner edelsten Stüzzen berauben. In dieser Absicht versicherte er sich zuvörderst der Treue der am linken Rheinufer wohnenden teutschen Völker, indeß seine Herolde dem ganzen Germanien Friede und Freundschaft mit den Römern anboten, — gieng sodann selbst über den Rhein, unterhandelte gütlich und friedlich mit den Oberhäuptern der Völker und überlistete sie zur Annehmung der römischen Bundesgenossenschaft. Was dem heldenmüthigen Drusus mit aller seiner Kühnheit und Tapferkeit, und mit aller Anstrengung seiner gewaltigen Kräfte während eines vierjährigen kriegerischen Zeitraums nicht gelungen war, das gelang dem schlauern Tiber in kürzerer Zeit ohne Schwertschlag und lediglich mit Glimpf und List — er unterwarf die ehrlichen Teutschen vom Rhein bis an die Elbe, unter der betrügerischen Benennung von Bundesgenossen, der römischen Oberherrschaft, überredete die Fürsten und angesehensten Familienhäupter, ihre Söhne nach Rom zu schikken und sie nach römischer Art in den Künsten des Kriegs und des Friedens unterrichten zu lassen, nahm die schönsten und edelsten Jünglinge in sein Gefolge, und vergiftete

in ihnen die Hoffnung der künftigen Geschlechter. Bezaubert von den Herrlichkeiten der prächtigen Weltstadt, und verführt von den üppigen Schwelgereien und rauschenden sinnebetäubenden Ergözzungen ihrer Einwohner, ward ihnen ihre zeitherige einfache und rauhe Lebensart verhaßt, ahmten sie die weichlichen Sitten und Gebräuche der Römer nach, entnervten ihre starken Körper durch Wollüste und Ausschweifungen aller Art und versanken in die schimpflichste Sklaverei — und geblendet von dem köstlichen Waffengeschmeide, den goldnen Ehrenzeichen und dem schweren Solde der Legionsoldaten, vertauschten sie thöricht den Dienst fürs Vaterland gegen eine glänzende Knechtschaft, und ließen sich als Römer-Miethlinge zur Bekämpfung ihrer eignen Brüder zur Unterjochung ihres eignen Vaterlandes mißbrauchen. So ward Teutschland von der römischen Politik eines ansehnlichen Theiles seiner Streitkräfte beraubt und der truzzige Sohn der Freiheit in goldene Fesseln geschlagen!

Aber das Verderbniß war doch nicht ganz allgemein geworden, und von den nach Rom geführten und den römischen Legionen einverleibten teutschen

Jünglingen waren noch Viele der Freiheit, der Heldentugend und der einfachen Sitte ihrer Väter treu geblieben. Unter diesen zeichneten sich zwei in der vaterländischen Geschichte überaus merkwürdige Männer ganz vorzüglich aus; es war Marobod, der Sohn des Markomannischen Fürsten, und Herrmann, der Sohn des Cherusker Fürsten Sigmars. Beide hatten den Statthalter von Germanien nach Rom begleitet und ihre Jugendjahre daselbst zugebracht; beide hatten unter den römischen Adlern mit Ruhm gefochten und die römische Taktik auf den Waffenplätzen und auf dem Forum wohl erlernet; beide waren von Cäsar Oktavianus Augustus wegen ihres musterhaften Betragens und wegen ihrer ausgezeichneten Heldenthaten mit dem römischen Bürgerrechte nicht nur, sondern auch mit der Ritterwürde beehrt worden; beide hatten sich von dem Zauber der römischen Herrlichkeit nicht verblenden, und von der lokkenden Stimme der Wollust nicht bethören und von den glänzenden Verheißungen des Imperators nicht zur gänzlichen Aufgebung des Vaterlandes verführen lassen — Beide kehrten mit köstlichen Geschenken und noch köstlichern Kenntnissen berei-

chert, der Eine jedoch früher als der Andere, der Eine in selbstsüchtiger, der Andere in gemeinnüzziger Absicht, zu ihren germanischen Brüdern zurük.

Marobod fand bei seiner Ankunft im Vaterlande die Markomannen und alle benachbarte Völker in der grösten Bestürzung, weil Tiber vierzigtausend streitbare Sikambrische Männer, deren unvertilgbare Liebe zur Freiheit ihn zittern machte, gewaltsam über den Rhein geführt und nach Gallien versezt hatte *). Wüthend über dieses grausame Verfahren hatten die Oberhäupter der Sikambrer sich selbst an den Altären ihrer Götter ermordet, um der Sklaverei in einem fremden Lande zu entgehen — und geschrekt von diesem Beispiele der römischen Arglist und Treulosigkeit fürchteten die übrigen teutschen Bundesgenossen der Römer ein gleich hartes Schiksal und suchten demselben auf verschiednen Wegen, Einige durch freiwillige Auswanderung, Andere durch engere Verbindung mit ihren Grenznachbarn, und wieder Andere durch strengere Befolgung der römischen Be-

*) Im Jahre 746. nach R. Erb.

fehle auszuweichen. Der scharfsichtige und in den Künsten der römischen Politik nicht unerfahrne Marobod, izt selbst das Oberhaupt der Markomannen, durchschaute des schlauen Römers verderbliche Absichten mit Einem Blikke und benuzte die ängstliche Lage des Volks zur schnellern Ausführung seiner eignen herrschsüchtigen Entwürfe, indem er den angesehensten Familienhäuptern die Gefahr und die Schreklichkeit der ihnen ebenfalls bevorstehenden gewaltsamen Fortschaffung über den Rhein recht dringend ans Herz legte, und sie dadurch zur freiwilligen Verlassung ihrer väterlichen Wohnsizze entschlossen machte. Die Markomannen brachen mit Einmal aus den Rheingegenden auf *) und zogen sich bis an die Elbe zurük; die Lemovier, Gutonen und Burgundionen schlossen sich an sie an und unterwarfen sich Marobods Oberbefehl, und die vereinigten Völker drangen bis in das von den Boiern bewohnte Böhmerland, wohin noch kein Römer gekommen war, vertrieben die Eingebohrnen und ließen sich hier häuslich nieder. Marobod richtete seinen neuen

*) Im Jahr 747. nach R. Erb.

Staat nach römischen Grundsäzzen ein, übte das Volk nach römischer Art in den Waffen, hielt ein stehendes Heer von siebenzigtausend Mann zu Fuß und zehntausend zu Roß, ließ sich einen König der Markomannen nennen, und verstärkte seine Macht und sein Ansehen überdies noch durch Unterjochung mehrerer benachbarter Völker und durch Bündnisse, welche er mit den Langobarden und Sueven auf der einen, und mit den Pannoniern und Dalmaziern auf der andern Seite zum Schuz und Truz gegen die Römer schloß. Durch diese weisen Maaßregeln bevestigte sich der erste König teutscher Völker auf seinem neuerrichteten Throne und machte sich den Römern so furchtbar, daß selbst Tiber frei und öffentlich im Senat erklärte: den Athenern sei Philipp, und den Römern Pyrrhus und Antiochus nicht so gefährlich gewesen, als es Marobod izt dem römischen Reiche sei — und daß der Imperator den germanischen Statthalter mit zwölf Legionen — ein in der römischen Geschichte bis izt Beispiellos starkes Heer — nach Teutschland schikte, um den Stifter des Markomannischen Reichs von zwey Seiten zugleich anzugreifen, seinen Thron zu zertrümmern

und seine Völker der römischen Oberherrschaft zu unterwerfen. Tiber ließ den Feldherrn Sentius Saturninus mit einem Theile seiner Heeresmacht über den Harzwald gegen Marobod anrükken, indeß er selbst von Pannonien aus ihn zu überfallen gedachte; aber kaum hatte er dieses Land im Rükken, so griffen die Dalmazier und Pannonier zu den Waffen, zerbrachen die römischen Adler, erschlugen die römischen Besazzungen und erklärten sich für frei und unabhängig. Dieser allgemeine fürchterliche Aufstand vereitelte des Römers stolze Entwürfe, und nöthigte ihn zu einem gütlichen Vergleich und zur Bundesgenossenschaft mit dem König der Markomannen — und so blieb Marobod im ruhigen Besiz des Staats, den er sich selbst geschaffen hatte und von nun erst mit unumschränkter Macht und Gewalt beherrschte.

Für seinen Vortheil hatte Marobod durch den von ihm erregten Pannonischen Aufstand recht klüglich gesorgt, aber um das Wohl und Wehe der übrigen teutschen Völker ließ sich der Selbstsüchtige ganz unbekümmert, arbeitete den Vergrößrungs-Entwürfen der Römer auf keine Weise entgegen, that nicht das Mindeste zur Befreiung der von ih-

nen schon unterjochten Provinzen und suchte sich ihnen vielmehr auf mancherlei Art gefällig zu machen, um nur selbst unangefochten zu bleiben, seine Macht immer mehr und mehr vergrößern und sich auf seinem Thron' in Ruhe bevestigen zu können. Indessen gewöhnten sich die vom Rhein bis an die Elbe wohnenden Völker an die Sitten und Gebräuche ihrer sogenannten Freunde und Bundesgenossen und verloren dadurch, was sie durch Gewalt der Waffen nie hätten verlieren können — ihre Freiheit. Quintilius Varus, vormals Statthalter in Syrien, und izt in Tibers Abwesenheit Statthalter im Niederrheinischen Germanien *), ein mehr friedliebender als kriegerischer Mann, hatte in den ihm untergebenen Landen die römische Gerichtsordnung eingeführt, und den wilden Geist der germanischen Freiheit durch die Schlangenkünste der römischen Rechtspflege gezügelt und entkräftet, wobei ihm die römischen Rechtsverdreher, Advokaten genannt, ein arglistiges und raubgieriges Gesindel, die treflichsten Dienste geleistet hatten. Diese

*) Seit d. J. 760. nach R. Erb.

Nichtswürdigen verwikkelten die ehrlichen Teutschen in allerlei nichtige Streithändel, wußten sie durch ihre Ränke und Verhezzungen bedeutend zu machen, brachten sie dann vor den Richterstuhl des Statthalters zur Entscheidung, und gewöhnten ihre Klienten so nach und nach, für die theuerste Gebühr, an die schiedsrichterlichen Aussprüche des Römers und an die pünktlichste Befolgung seiner Befehle nicht nur, sondern auch an die geduldigste Ertragung aller Lasten und an die ihnen einst so verhaßte körperliche Bestrafung mit Ruthen und Beilen. Und auf diese Weise gelang es und mußt' es den Römern gelingen, die arglosen Teutschen ihrer Wohlhabenheit und Freiheit zu berauben, und ihre Herrschaft immer mehr und mehr zu bevestigen.

In diesem für die Freiheit und Unabhängigkeit aller germanischen Völker so äußerst gefährlichen Zeitpunkte kehrte der edle, mit dem römischen Bürgerrecht und der Ritterwürde bekleidete Cheruskische Fürstensohn, Herrmann, ins Vaterland zurük. Sein Angesicht erglühte vor Scham und sein Herz entbrannte vor Zorn und Wuth, als er es mit eignen Augen sah, wie weit es mit seinen teutschen Brüdern auf der einen, und mit

der Frechheit und Tirannei der Römer auf der andern Seite schon gekommen war — er schwur zu den Göttern, sein unterdrüktes Vaterland zu retten, und an den Tirannen seiner Brüder die schrekklichste Rache zu nehmen. In dieser Absicht begab er sich mit einem stattlichen Gefolge an den Ort, wo Varus sein Hoflager aufgeschlagen hatte und wo die Edelsten aus allen germanischen Provinzen gewöhnlich versammelt waren, und beeiferte sich um die Zuneigung und das Vertrauen des Statthalters, die ihm auch bald aufs vollkommenste zu Theil ward. Durch seine im täglichen Umgange mit den feinsten Römern sich zu eigen gemachte Urbanität und durch das Biedere und Gefällige in seinem Betragen erwarb sich der zwanzigjährige Jüngling die Achtung und Liebe der römischen Edlen, und täuschte sie so meisterhaft, daß auch nicht Einer den fürchterlich-kühnen Endschluß ahndete, den die Vaterlandsliebe in seinem Busen erzeugt und der Freiheit heiliges Feuer schnell zur Reife gebracht hatte. Fast ausschließend und aufs zärtlichste beschäftiget mit seiner schönen Thusnelde, die er ihrem Vater Segest, dem Fürsten der Chasfunrier und Dulgibier, entführt und wider

dessen Willen zum Weibe genommen hatte, schien der junge freudige Mann nur für die Wonnen der Liebe, und nebenbei auch für die Belustigungen der Jagd und der Waffenspiele, und für die Freuden der römischen Tafel Sinn zu haben, schien sich um die politischen Händel der Römer und Teutschen nicht im Mindesten zu bekümmern, und entgieng durch diese den Römern abgelernten Verstellungskünste der Bemerkung seiner mistrauischen und arglistigen Lehrer. Sein schrecklich-schöner Entwurf zur Vaterlands-Befreiung und Rache war außer den Göttern lange nur seiner theuern Thusnelde und dem ehrwürdigen Sigmar, seinem Vater, bekannt — und hoch und feurig schlug dem starkmüthigen Weibe der Busen, und siegestrunken glänzte das Auge des Greises, wenn Herrmann von der großen blutigen That sprach, die nun bald gethan werden sollte. Immittelst erforscht' er behutsam und klüglich die wahren Gesinnungen der am statthalterischen Hoflager sich aufhaltenden teutschen Fürsten und Edlen, fand bei weiten den größern Theil derselben im traulichen Gespräch ganz anders, als in Gegenwart der Römer, hörte da von manchem Mann und Jüngling, den er für

einen Römerfreund und Vaterlandsverräther gehalten hatte, die edle kühne Sprache der Freiheit und Rache, suchte die erbitterten Gemüther durch seine Vorstellungen bald zu besänftigen, bald noch mehr zu erhizzen, und enthüllte nach und nach den Männern, von deren Vaterlandsliebe und Tirannenhaß er überzeugt zu sein glaubte, unter dem Gelübde der strengsten Verschwiegenheit und Treue, seine Gesinnungen und Entwürfe. Endlich bei einem feierlichen Opfermahle in Thuiskons heiligem Haine, wo kein Römer erscheinen durfte, trat Herrmann an Wodans Altar und sprach: „Hört versammelte Fürsten und Mannen! was ich „euch Angesichts unsrer großen und furchtbaren „Götter zu sagen habe. Ist aber irgend Einer unter „euch, der es mit unsern Göttern und mit unsern „Brüdern nicht redlich meinet, ist irgend ein Ti„rannenfreund, ein Freiheitshasser und Vaterlands„verräther in dieser Versammlung: der entferne „sich aus unserm Kreise, daß er der schweren „Rüge Donnerstimme nicht höre — der fliehe diese „heilige Stätte, daß ihn das Schwert der Rache „nicht treffe. Hier in des Haines schauerlichem „Dunkel belauscht uns kein Römerohr, zwingt uns

„kein falscher Bundesgenoß zur Verheimlichung „unsrer wahren Gesinnungen, Wünsche und End„schlüsse — hier an Wodans Altar müsse der „Schleier der Verstellung zerrissen, und nur „Wahrheit gesprochen und gehört werden. Söhne „der Freiheit und des Heldenmuths! wollt ihr mich „hören?

Rede! rede! ruften die Fürsten und Mannen: du wirst nicht als Römer, sondern als Teutscher zu Teutschen sprechen.

„O daß ich doch als freier Teutscher zu freien „Teutschen sprechen könnte! Aber so ist es nicht — das „wissen unsre Götter und die Geister unsrer Väter, „und zürnen, daß es nicht so ist.

„Als ich vor sechs Monden Rom verließ, da „entfiel mir eine heiße bittre Thräne des Unwillens „über die Elenden, die sich den Römern, von ihrem „Gold und von ihren Ueppigkeiten verführt, ganz zu „feilen Knechten dahingegeben haben und fürs „Vaterland nun auf immer verloren sind. Von „den vielen Tausenden, welche Tiber mit List und „Gewalt nach Gallien und Italien geführt hat, „sind keine Hundert nach Teutschland zurükgekehrt, „und selbst mein eigner leiblicher Bruder hat seine

„Götter verleugnet, hat sich den Römern verkauft,
„hat, seines teutschen Namens und seiner edlen
„Abkunft sich schämend, einen römischen Namen
„angenommen und ist als Tirannenknecht in Rom
„geblieben. Darüber ergrimmte mein Herz und
„unwillkührlich entriß sich meinem Auge eine Thrä-
„ne — die erste, die ich je geweint habe. Ich
„zürnte jedoch nicht lange; der süße Name Vater-
„land gab mir meinen Frohsinn wieder, und die
„hehre Hoffnung mit meinen bessern Brüdern für
„Freiheit und Vaterland zu kämpfen und zu sterben,
„verzükte mich in Wallhalla, wo unsre Väter aus
„den Hirnschädeln ihrer erschlagenen Feinde Götter-
„trank trinken. Ich übergab die Nichtswürdigen
„der schimpflichen Vergessenheit, die Verräther
„der Rache furchtbaren Göttinnen, verließ die stolze
„Herrscherstadt mit freudiger Eile, vertheilte Au-
„gusts prächtige Geschenke unter die Bettler am
„Wege, flog mit meinem kleinen Gefolge über den
„Rhein, warf mich freudetaumelnd zur Erde
„nieder und küßte den mütterlichen Boden und rufte
„mit schallender Stimme: O Vaterland! Vater-
„land! nun hab' ich dich wieder und bin wieder
„dein — und meine Brüder, die Söhne der Frei-

„heit, sollen sich freuen, daß ich dir wiedergegeben
„und ganz wieder dein bin! — — Aber es freu'te
„sich Keiner meiner Rükkehr, und selbst mein ehr-
„würdiger Vater hieß mich nicht eher freundlich
„willkommen, bis ich Rettung dem Vaterlande
„und Haß und Rache den Römern schwur."

„Ja, teutsche Männer! ich habe unsern Tiran-
„nen Rache und ihren Legionen Verderben geschwo-
„ren und werde meinen Schwur nicht brechen,
„wenn ich auch mit meinen Cheruskern allein auf
„den Kampfplaz treten, wenn auch außer diesen
„Keiner mir beistehen sollte. O meine Brüder!
„es ist weit mit euch gekommen — ihr seid tief ge-
„sunken — die römische Argliſt hat euch unter dem
„Scheine des Rechts und der gesezlichen Ordnung
„mit den Banden der schimpflichsten Sklaverei um-
„strikt; aber — so weit kann es doch noch nicht ge-
„kommen sein, daß ihr von der Knechtschaft ab-
„gestumpft auch das Gefühl der Scham und der
„Schande schon verloren und die Hoffnung schon
„ganz aufgegeben hättet, diese entehrenden Ban-
„den zu zerreißen und euch wieder in Freiheit zu
„sezzen — — "

Züchtigung dem Buben, der sich solcher Lästerreden erfrecht! Wir sind freie Teutsche, und Bundesgenossen der Römer, und keine Knechte!— rufte ein Mann aus der Menge mit grimmiger Stimme.

„Wer sagt das?“ fuhr Herrmann wild auf, und sein zornfunkelndes Auge durchlief die Versammlung und blieb auf seinem Schwiegervater Segest haften: „Ha diese Sprache verräth den „Römerknecht! Seit wie lange spricht man hier „ungestraft von Züchtigung? seit wie lange duldet „es der freie Teutsche, daß man ihn so gar ungerochen züchtigen darf? — Wie? man hält sich „für frei — und läßt sich seiner heiligsten Vorrechte „berauben, und unterwirft sich körperlichen Strafen, welche nur die Götter über den freien Mann „verhängen und durch die Hand des Priesters voll„strekken lassen können. Man prahlt mit der Bun„desgenossenschaft der Römer — und gehorcht ih„ren Machtgeboten, nimmt ihre Gesezze, ihre Sit„ten, ihre Sprache sogar an: läßt ihre Legionsol„daten frei unter uns werben und den Kern der „teutschen Jugend über den Rhein wegführen! und „läßt sich von den römischen Advokaten und Rich-

„tern, von diesen zischenden Nattern, diesen mör-
„derischen Geiern, das Herzblut aussaugen! —
„Spottet der Mann, der mit teutscher Freiheit und
„römischer Bundesgenossenschaft prahlt, unsers
„Elends? oder meint er es ernstlich damit? Wenn
„er spottete, so müsset ihr es ihm Dank wissen, weil
„er eure stumpfen Sinne zum Gefühl der Schmach
„und der Schande, mit welcher ihr izt bedekt seid,
„reizen und schärfen wollte; wenn er es aber ernstlich
„damit meinte: so ist er entweder ein Thor, oder
„ein Verräther, und in beiden Fällen ein elender
„verächtlicher Römerknecht, dessen Gegenwart diese
„heilige Stätte entweihet.“

Herrmann schwieg, und Segest wagt' es nicht die Augen aufzuschlagen, viel weniger zu widersprechen. Nach einer langen feierlichen Stille nahm er das Wort wieder und sprach:

„Wie nun? teutsche Männer! — was hat
„das bedrängte Vaterland von euch zu erwarten
„oder zu fürchten? Seid ihr entschlossen, zur Ret-
„tung und Rache gemeinschaftliche Sache mit mir
„zu machen? oder seid ihr solch eines mannhaften
„Endschlusses auch nicht einmal mehr fähig? —
„Sprecht: soll Teutschland vollends ganz und auf

„ewige Zeiten unterjocht, oder soll es wieder frei „werden? soll die Raubsucht des römischen Tiran„nen und seiner Waffenknechte und Advokaten eure „Haabe vollends ganz verschlingen, oder wollet ihr „ihnen ihren Raub wieder abjagen? soll der freige„bohrne Sohn des teutschen Mannes als Herr ge„bieten, oder dem Fremdling als Knecht gehor„chen? sollen eure Götter, die Geister eurer Vä„ter und eure Söhne und Enkel euch segnen oder „fluchen?“

„Nein! nein! wir wollen frei sein und blei„ben — wollen retten und rächen, und Herrmann — Herrmann sei unser Führer! ruften die Män„ner erschüttert und fuhren nach ihren Schwertern.

„So schwört bei Wodan und allen Göttern „unauslöschlichen Haß den Römern und allen Rö„merfreunden — Rettung dem Vaterlande — „Rache und Verderben den Tirannen! — und „unsre Losung sei: Freiheit und Rache!“

Ja Freiheit und Rache! jauchzten die ver„sammelten Männer, schlugen die Schwerter zusam„men und schwuren bei Wodan und allen Göt„tern Rettung und Rache.

Am Morgen des folgenden Tages gieng Herrmann, von den meisten am römischen Hoflager sich aufhaltenden Oberhäuptern der Teutschen begleitet, in das Kastell, um seinem Entwurfe gemäß mit Varus zu sprechen. Sie fanden das Burgthor verschlossen, die Zugbrükken aufgezogen und die Wachen verdoppelt — sichere Kennzeichen, daß man einen Ueberfall befürchte und daß ihr gestriger Beschluß verrathen worden sei. Man ließ ihn, der sonst frei und unangemeldet zu dem Statthalter gehen konnte, eine geraume Zeit vor dem Burgthore warten, und als man es endlich öffnete, so war der ganze Vorhof mit Bewaffneten angefüllt. Herrman verlor seine Fassung nicht und erschien mit ruhigem Gleichmuth vor dem Römer, der mit einer dreimal stärkern Leibwache als gewöhnlich umgeben war, und ihn kurz und finster nach seinem und seiner Geleiter Begehren fragte.

Wir scheinen dir nicht zur günstigen Stunde zu kommen, sagte Herrmann: und diese kriegerischen Vorkehrungen scheinen uns keine friedliche Absicht, geschweige denn eine geneigte Aufnahme zu versprechen.

„Man muß wol auf seiner Huth sein, wenn „man von Verräthern umgeben ist, und wenn ge„rade derjenige, den man sich durch die ausgezeich„netsten Wohlthaten zur Dankbarkeit und Treue „verpflichtet zu haben geglaubt hat, zum Ober„haupt der Verräther und Empörer sich auf„wirft!“ — donnerte Varus und schoß einen wüthenden Blik auf den Cherusker.

Ha! nenne mir den Undankbaren, daß ich ihm den verdienten Lohn gebe! rufte Herrmann mit vester Stimme und schlug an sein Schwert.

„So gieb dir selbst den verdienten Lohn, „Elender! — Du — du bist der Undankbare, „du der Verräther!“ antwortete Varus und faßte seinen Mann scharf ins Auge, um in dem Innersten seines Herzens zu lesen, und war gezwungen, den Gleichmuth und die Unerschrokkenheit des Angeklagten zu bewundern, und fragte nach langem Schweigen von beiden Seiten mit gemildertem Ernst und im sanftern Tone: „Kannst „du es denn leugnen, daß du den teutschen Män„nern gestern nach vollbrachten Opfern einen „fürchterlichen Schwur für Freiheit und Rache „abgefodert hast?“

Nein! antwortete Herrmann kalt.

„Nein? also nein? — und das gestehest du „so ruhig und unbefangen, bekennest dich dadurch „des Hochverraths schuldig, und sagst nicht ein „Wort zu deiner Entschuldigung?“

Und Herrmann antwortete mit gleicher Fassung: Nein! ich leugne' es nicht, für Freiheit und Rache geschworen, und meine Väter und Brüder zu dem nämlichen Schwur aufgefodert zu haben — und bei diesem troknen Nein würd' ich es ohne weitere Erklärung bewenden lassen, wenn mich ein minder edler und achtungswürdiger Römer darüber zur Rede stellte. Aber dir, edler Varus! bin ich nähere Auskunft zu geben schuldig; dich kann und darf ich, aus Achtung, Lieb' und Dankbarkeit, keinen Augenblik in banger Ungewißheit lassen. Und so wisse denn, daß der Mann, der dich so einseitig von unsrer gestrigen Schwörungsfeierlichkeit unterrichtet hat, entweder ein Unwissender und Bethörter, oder selbst ein Verräther sein muß. Frage jeden teutschen Mann vom Größten bis zum Kleinsten, wie wir unsre Opfermahle zu beschließen pflegen! so wird er dir antworten mit dem Schwur für Freiheit und Rache! Diesen Schwur

haben wir auch gestern an Wodans Altar' erneuert — und darüber darf kein Römer sich Besorgnisse, uns keine Vorwürfe machen. Wir sind freie teutsche Männer und Bundesgenossen der Römer — dafür erklärt ihr uns selbst, und bei dieser Freiheit und Bundesgenossenschaft uns zu erhalten und zu schüzzen, habt ihr ja selbst gelobt und geschworen. Und wir sollten, der uralten heiligen Sitte unsrer Väter und den Vorschriften unsrer Religion gemäs, diesen Schwur bei unsern feierlichen Opfermahlen nicht erneuern dürfen?

„Aber ihr habt ja den Römern Haß und „Rache geschworen?“

Unsern Feinden und nicht den Römern! stürmte Herrmann: Wie? beweisen sich denn die Römer als unsre Feinde? fragt' er dann gemäßigter: sind es nicht vielmehr selbst Teutsche, von denen wir für unsre Freiheit am meisten zu fürchten haben? Wenn der Rache fürchterlicher Schwur namhaft angewendet werden soll: so gilt er fürwahr! nicht Römern, sondern Teutschen. Was wär' es denn auch — sag' es selbst, edler Varus! was wär' es denn, worüber wir uns gegen euch zu beklagen hätten? Die Weltbeherrschen-

den Römer könnten uns vermöge ihrer unwiderstehlichen Macht und Gewalt zu ihren dienstbaren Knechten machen — und sie ehren unsre Freiheit und erheben uns zu ihren Bundesgenossen; sie könnten uns zwingen, unsre Götter zu verleugnen und ihren Göttern zu opfern — und sie lassen uns bei dem Glauben unsrer Väter, und verbieten die Entheiligung unsrer Haine und Altäre bei Todesstrafe; sie könnten unsre Sitten und Gebräuche durch ihre Sitten und Gebräuche, unsre Herkommen durch ihre Gesezze verdrängen, aufheben und vernichten — und heiligen jene und dieses nicht nur durch ihre Duldung, sondern auch durch ausdrükliche Befehle, und richten uns nur dann nach ihren Gesezzen, wenn wir in zweifelhaften Fällen mit unserm Herkommen nicht ausreichen und ihrem schiedsrichterlichen Ausspruch freiwillig uns unterwerfen. Nein, Römer! ihr kennet den freien biedern Teutschen noch nicht, wenn ihr ihn der Undankbarkeit und Verrätherei fähig halten könnet. Wer ihm seine Freiheit zu rauben trachtet, dem ist er allerdings ein böser grimmiger Feind; aber es wird und kann ihm nie in den Sinn kommen, treulos und verrätherisch an

seinen großmüthigen Freunden und Wohlthätern zu handeln. —

„Wenn also jener Schwur nicht uns, son„dern selbst Teutschen gelten soll: so nenne sie!“

Es ist euer und unser gemeinschaftlicher Feind Marobod, König der Markomannen — es sind die nach römischer Art in Waffen geübten Knechte seiner tirannischen Willkühr, die wir am meisten zu fürchten haben. Die Gefahr, die jeden freien Mann, der es mit den Römern treu und redlich meint, von dieser Seite her bedrohet und ihn seines Lebens keinen Augenblik ruhig genießen läßt — diese Gefahr ist es eben, die uns izt zu dir hergeführt hat. Vernimm unsre Bitte, edler Varus! und urtheile dann selbst nach deiner Weisheit: ob sie sich mit dem gegen uns erregten entsezlichen Argwohn nur im mindesten vereinigen läßt?

„Laß hören! Es sollte mich sehr freuen, dich „ganz gerechtfertiget zu wissen.“

Marobod, so scheint es, hat nichts Geringeres im Sinn, als sich nach und nach der Oberherrschaft über alle germanische Völker disseits des Rheins zu bemächtigen. In dieser Absicht sendet er seine geheimen Unterhändler in alle Gauen, wel-

che das Volk gegen ihre Oberhäupter empören und ihnen die Freundschaft und Bundesgenossenschaft mit den Römern verdächtig machen müssen. Und schon zeigen sich die verderblichen Wirkungen dieser abscheulichen Maasregeln bald in diesem, bald in jenem Bezirk' und sogar hier an deinem Hoflager. Von allen Orten her gehen fast täglich Nachrichten ein, daß verwegne Bösewichter das Volk zum Aufstande wider ihre Fürsten und zur Ermordung ihrer wehrlosen Weiber und Kinder anreizen, und täglich läßt man uns hier von allen Seiten warnen, daß wir gegen unser eignes Gefolge auf unsrer Hut sein sollen. Wegen unsrer vesten Anhänglichkeit, wegen unsrer Freundschaft und Treue gegen die Römer also sind wir und unsre Weiber und Kinder täglich der Gefahr ausgesezt, von unsern eignen Leuten ermordet zu werden — und doch kann es noch Menschen geben, welche so frech und verwegen sind, uns der Verrätherei gegen euch zu bezüchtigen? — Varus! du siehst einer Seits das Widersinnige in dieser abscheulichen Verleumdung von selbst ein; es wäre Beleidigung, darüber noch ein Wort gegen dich zu verlieren; Du siehst aber auch anderer Seits die Gefahren,

die uns und unsre Familien bedrohen, und kannst nicht gleichgültig dabei bleiben. Gieb uns also, wir bitten dich darum, nicht nur für unsre Personen, sondern auch für unsre Familien eine hinlängliche Anzahl treubewährter Römer zur Bedekkung, die uns überall begleiten und im Innern unsrer Länder die schon oft gestörte Ruhe sichern— so wirst du zu gleicher Zeit unsrer treuen Anhänglichkeit halber sichergestellt, und wir sind dir für den Schuz, den du uns und den Unsrigen gewährest, zu neuer Dankbarkeit verpflichtet.

„Sie sei euch bewilliget, die verlangte Rö„merwache!“ antwortete Varus mit großer Freude und gab sogleich Befehl, die wakkersten Veteranen dazu auszuwählen. „Und nun, edler „Mann und Ritter!“ fuhr er fort, indem er ihm freundschaftlich die Hand reichte: „nun ist aller „Argwohn verschwunden und ich vertraue dir nun „ganz wieder. Verzeihung, Herrmann! Ver„zeihung, edle Fürsten! daß ich euch mit unge„rechten Vorwürfen beleidiget habe. Von nun an „soll weder Freund noch Feind mir eure Treue ver„dächtig zu machen vermögen!“

So schieden die Männer, von beiden Seiten zufrieden gestellet und der Erreichung ihrer gegenseitigen ganz verschiedenen Absichten gewis, vergnügt aus einander. Varus überließ sich, aller Warnungen des rachgierigen verrätherischen Segests ungeachtet, der sorglosesten Ruhe und glaubte nun ganz Nichts mehr von den Teutschen befürchten zu dürfen, da er die Oberhäupter derselben und deren Familien sogar unter dem Schuzze und unter der Aufsicht seiner treuesten Veteranen wußte — und Herrmann arbeitete nun freudiger und rascher an der Vollendung seines kühn entworfenen schreklich-großen Werkes, da er von Segests verrätherischen Streichen nun nichts mehr befürchten zu dürfen glaubte, und auf des ohnedies gemächlichen Römers Sorglosigkeit und blindes Vertrauen sicher rechnen konnte.

Herrmann hatte seinen Plan so treflich angelegt und die zu dessen Ausführung benöthigten Mittel nach Zeit und Umständen so klüglich gewählt und geordnet, daß er für ein Meisterstük selbst der römischen Politik hätte gelten müssen. Durch die vielen starken Leibwachen, die er sich für die Fürsten und ihre Familien erbat, hatt' er nicht nur

die mistrauische Wachsamkeit des Statthalters einschläfern, sondern auch den Legionen selbst einen beträchtlichen Theil ihrer Streitkräfte entziehen wollen — und beide Absichten hatt' er vollkommen erreicht. Izt wollt' er die Römer aus ihrer vortheilhaften Stellung in der Nähe des Rheinstroms hinweg und tiefer ins Land hinein in waldige morastige Gegenden lokken — und auch dies gelang ihm nach Wunsch. Es brachen nemlich auf seine Veranstaltung an mehrern Orten zugleich, und vornemlich in den Gegenden zwischen der Lippe und Weser einige Unruhen aus, welche durch die an die Fürsten abgeschickten Boten bis zu allgemeinen Empörungen vergrößert wurden. Herrmann eilte auf die erste davon erhaltne Nachricht sogleich zu dem Statthalter und sprach:

„Mögen die Götter die Römer und ihre ge„treuen Bundesgenossen beschüzzen — wir sind „allesamt in großer Gefahr! Ich erscheine dir izt „als ein Bote des Unglüks, edler Varus! Die „Befürchtungen, welche ich dir vor wenigen Ta„gen eröffnet habe, sind eingetroffen — das Un„gewitter, zu dessen Abwendung wir uns Hülfe „und Beistand erbeten haben, ist ausgebrochen —

„Marobods Unterhändler haben ihre verrätherischen „Absichten erreicht. Von der Lippe bis an die „Weser hin haben die von ihnen verführten Völker „einen fürchterlichen Anfstand erregt, haben eure „Kastelle überfallen und zum Theil schon gewon„nen und zerbrochen und die Besazzungen ermor„det, eure Adler niedergerissen, eure Werke zer„stört, unsre wehrlosen Greise, unsre Weiber und „Kinder — —

„Aufruhr und Empörung unter den Sueven, „Brukterern und Cheruskern! Schuz und Hülfe „wider die Räuber und Mörder!“ ruften izt mehrere in des Statthalters Gemach zugleich eindringende Fürsten.

„Barmherzige Götter! was ist das?“ fuhr Varus erschrokken auf und rang ängstlich die Hände.

„Es ist Marobods — es ist deines und un„sers Feindes entsezliches Werk!“ rufte Herrmann. „Die Gefahr ist groß und dringend, o „Varus! entschließ dich schnell und mannhaft —

„Was soll, was kann ich izt thun?“ fragte der geschrekte Römer mit Zittern.

„Handeln— “antwortete Herrmann rasch: „und

„deine ganze Macht sogleich aufbieten und auf einen „Punkt vereinigen: so wirst du die Empörer schrekken „und schlagen, und das Feuer dämpfen, bevor es in „helle Flammen ausbricht und sich über ganz Ger„manien verbreitet. Vertheilst und vereinzelst „du deine Streitkräfte: so sezzest du sie der gewis„sen Gefahr aus, einzeln aufgerieben und vernich„tet zu werden. Wirfst du dich aber den Empörern „mit gesammter Macht entgegen: so werden, so „müssen sie weichen und sich demüthig unterwerfen. „Und in diesem Falle kannst du dich zugleich auf „unsern kräftigsten Beistand sicher verlassen — „wir eilen nemlich von deiner Leibwache umgeben „ohne Verzug zu unsern Völkern zurük, sammeln „unsre Getreuen, arbeiten dir mit ihnen wider die „Empörer vor, und haben sie vielleicht schon zum „Gehorsam zurükgebracht, wenn du an der Spizze „deiner treuen Legionen an der Stätte des Aufruhrs „erscheinst, um dann gegen die Reuigen und „Verführten Gnade vor Recht ergehen zu „lassen —“

„Dank — Dank für deinen treuen, mann„haften, herrlichen Rath, edler Cherusker!“ rufte Varus, ihn mit froher Hast umarmend:

„Ihr brechet Morgen auf und ich folg' euch lang-
„sam mit meinen Legionen. Beim Abschiedsmahle,
„wozu ihr allesammt freundschaftlich geladen seid,
„sprechen wir weiter darüber. Ich eile izt, die nö-
„thigen Befehle zu geben."

Kaum hatten die Fürsten das Kastell verlas-
sen, so schlich sich der verrätherische Segest zu dem
Statthalter, um ihn noch Einmal zu warnen und
Herrmanns schreklichen, aber patriotischen Plan
durch dessen Enthüllung zu vereiteln. Der Elende
hatte, außer dem Haß gegen seinen in jeder Rük-
sicht weit über ihn emporragenden Schwiegersohn,
noch einen nähern ungleich wichtigern Beweggrund
zur Abwendung des Verderbens, das izt in fürch-
terlicher Größe über Varus und seine Legionen
schwebte und die ganze römische Macht in Germa-
nien mit einem Schlage zu vernichten drohte — es
war die Furcht vor der Rache der Teutschen. Aber
vergebens bot der Verräther des Vaterlandes seine
ganze Beredsamkeit auf, um den römischen Statt-
halter von Herrmanns und seiner Verbündeten
schreklichen Absichten zu überzeugen — Varus

hielt es nicht nur durchaus für unmöglich, daß die dummen ehrlichen Teutschen einer so großen Verstellung fähig sein sollten, sondern achtete es auch unter seiner Würde, an der Spizze seiner drei Legionen, den schönsten und tapfersten der ganzen römischen Heeresmacht, gegen einige regellose Haufen schlecht bewaffneter Aufrührer nur die mindeste Furcht blikken zu lassen, und blieb auf seinem Endschlusse, die an der Weser ausgebrochnen Empörungen selbst zu dämpfen und dann die römischen Adler bis an die Ufer der Elbe zu pflanzen. Erschüttert und ergrimmt über das Mislingen dieses abermaligen Versuchs und vor der Zukunft erzitternd achtete nun Segest des Hochverraths Schande nicht mehr, und brandmarkte sich selbst ohne Scham und Scheu zum Verräther des Vaterlands, indem er bei dem lezten Gastmahle, welches Varus den Edelsten der Nazion zum Abschied gab, öffentlich gegen Herrmann auftrat und rufte:

„Varus! höre mich izt noch Einmal, daß
„die Götter dich hören und Rom dir nicht fluche —
„Herrmann ist ein nichtswürdiger Heuchler und
„Verräther, und wird dich und deine Legionen ins

„Verderben stürzen, wenn du die warnende Stim-
„me deines einzigen redlichen Freundes nicht ach-
„test! Jene Empörungen, zu deren Unterdrük-
„kung der falsche Cherusker und seine Mitver-
„schwornen dich überredet haben, sind von den Ver-
„räthern selbst angestiftet worden, um dich von den
„Ufern des Rheins zu entfernen und dich in Ge-
„genden zu lokken, wo dir und deinen tapfern Waf-
„fenbrüdern der Untergang schon bereitet ist. Izt
„ist es noch Zeit zur Rettung und Rache — und
„wenn du nicht ganz bethört bist, und wenn Ehre
„und Leben noch einigen Werth für dich haben: so
„wirst du mich hören und meinen treuen Rath be-
„folgen. Ziehe hin an der Spizze deiner Legionen,
„wo der Aufruhr tobt und die Verrätherei lauert —
„aber laß die Fürsten nicht zu ihren Völkern vor-
„auseilen, sondern laß sie augenbliklich als Geiseln
„der Treue gefangen nehmen: so werden die Völker
„erschrekken, werden ohne ihre Fürsten keine Feind-
„seligkeiten gegen dich verüben, die Männer dir
„nennen, die sie zur Empörung gezwungen haben,
„und sich in Demuth dir unterwerfen. Und dann
„laß auch mich, den Zeugen der Wahrheit, ver-
„haften und nach deinen Gesezzen mich richten und

„strafen, wenn ich als ein falscher Kläger erfunden „werde!“

„Wie nun?“ fragte Varus mit mistrauischem Lächeln: „was hat der offne biedre Herrmann „auf die offne Klage und auf diesen klugen Rath zu „antworten?“

„Nichts!“ antwortete Herrmann kalt und trozzig: „als daß du Segests klugen Rath be„folgen magst, wenn er deinen Beifall findet und „wenn sich der mindeste Argwohn wieder in deiner „Seele regt. Hier ist mein Schwert — und Kei„nem meiner Waffenbrüder wirst du seine theure „Wehre mit Gewalt entreißen lassen dürfen. Wir „sind allesammt deine Gefangne, wenn es Segest „auch ist; aber — bedenke die Folgen!“

„Nein, edler Mann und Ritter!“ rufte Varus: „ich kann kein Mistrauen in deine Redlich„keit sezzen — nein, Vater Segest! so kann ein „Verräther nicht sprechen, wie dieser Biedermann „spricht. Du irrst dich, und dein tief gewurzelter „unausrottbarer Unwille über Thusneldens Ent„führung macht dich, absichtlich oder nicht, arg„wöhnisch, lieblos und ungerecht gegen deinen ed„len Sohn. Laßt dieß den lezten ärgerlichen Zwist

„unter euch sein und laßt euch heute noch durch ihn „zur Versöhnung führen!“

„Ha! nie — nie Versöhnung mit dem Ver„räther, der mich um meine Tochter betrogen hat, „und dich und deine Legionen ins Verderben stürzt!“ wüthete Segest und verließ voll Verzweiflung das Gelag.

Aber Varus und die teutschen Fürsten und Edlen saßen noch lange traulich beisammen, und leerten die goldnen Trinkschalen fleißig und lustig auf baldiges Wiedersehen; und schieden mit Tagesanbruch erst, nach nochmaliger Erneurung der Treue Schwüre, friedlich und freundschaftlich aus einander.

Die Fürsten und Edlen kehrten nun ohne Verzug, jeder von einem starken Gefolge römischer Legionsoldaten begleitet, in ihre Heimath zurük und wurden von ihren Völkern mit Frohlokken empfangen. Und nun erscholl in allen Gauen und Dörfern das Aufgebot zu den Waffen unter der schreklichen Losung: Für Freiheit und Rache! — nun sammelten sich die Männer bei Haufen unter

den Zeichen ihrer Oberhäupter, rissen die römischen Adler nieder, zerstörten die römischen Kastelle, ermordeten die römische Leibwache ihrer Fürsten und eilten sodann in die Wälder.

Immittelst war Varus mit seinen Legionen, mit seinen Advokaten und Gerichtsdienern und mit einem unabsehlichen Troß von Wagen, Lastthieren und ganz überflüßigen Menschen nach der Weser zu aufgebrochen und bis in den Teutoburger Wald fortgerükt, ohne auf seinem langen Zuge irgendwo angefallen, oder sonst auf irgend eine Weise feindselig behandelt worden zu sein. Er traf die Teutschen überall in Frieden und in der vollkommensten Ruhe an und wähnte schon in seinem Uebermuthe, daß seine furchtbare Erscheinung allein diese tiefe Ruhe bewirkt habe, und daß er die germanischen Wälder, Auen und Dörfer mit seinen Legionen nur durchstreifen dürfe, um die Bewohner derselben zu seinen Füßen zu sehen und sie zu demüthigen Unterthanen und Sklaven der Römer zu machen. Aber hier im Teutoburger Walde begann ihm der Muth gar bald zu entfallen, da das von anhaltenden Regengüssen und kalten schneidenden Winden ohnedies schon ermüdete Heer bald durch enge

morastige Thäler sich fortschleppen, bald über hohe waldige Berge klimmen, und fast ununterbrochen zum Fortkommen bei Tage und zur sichern nächtlichen Lagerstätte hier Bäume fällen und Brükken schlagen, dort Gräben ziehen und Moräste ausfüllen und mit allen Ungemächlichkeiten der abscheulichsten Witterung und des unwirthbarsten Bodens kämpfen mußte. Der abgehärtete Legionsoldat trozte mit kaltem finstern Schweigen dem Misgeschik, das ihn in diese schrekliche Wüstenei geführt hatte, und ertrug die Qualen des Hungers und Durstes und die Mühseligkeiten des traurigsten Marsches ohne Murren, und arbeitete sich mit dem Schwert in der Hand durch das wildverwachsene Gesträuch, um nur aus dem Dikkig des Waldes heraus und wieder ins Freie zu kommen — aber er duldete und arbeitete vergebens. Und Varus flehte vergebens zu den Göttern um einen Führer aus dieser unwegsamen fürchterlichen Wildniß und sah sich vergebens nach den Teutschen um, welche in dieser Gegend zu ihm zu stoßen versprochen hatten, und fluchte seinem bösen Verhängnis, von dem er in diese Wüsteneien, Moräste und Abgründe irregeführt, in diese entsezliche verzweifelte

Lage geworfen worden zu sein glaubte. Endlich und nach langem ängstlichen Harren entdekt' er auf den Anhöhen in der Ferne bewaffnete Teutsche in kleine Haufen zerstreut, und bald sieht er sich auf allen Seiten, wiewol noch immer in einiger Entfernung, von Teutschen umgeben, und verkündet es seinen Legionen mit einem hellen schmetternden Freudenschrei, den die Soldaten jauchzend erwiedern. Aber welch ein Schrekken, welch ein Entsezzen überfällt die frohlokkenden Römer! — Die Teutschen beantworten ihren jauchzenden Willkommen mit einem wilden wüthenden Kriegsgeschrei und bekräftigen den fürchterlichen Ernst desselben mit einem dichten Hagel von Pfeilen, Wurfspießen und Steinen. Bestürzt und außer alle Faßung gebracht über diesen ganz unvermutheten grimmigen Angriff, wissen die Römer auf den Augenblik nicht, was sie thun und wie sie sich retten und rächen sollen. Varus schreit in der Angst seines Herzens Verrätherei und Rache, und die Tribunen und Centurionen suchen die zerstreueten Soldaten und ihre Adler zu sammeln, um sie in geschloßnen Reihen gegen den Feind zu führen. Aber die dichtstehenden Bäume und das wildver-

wachsene Gesträuch hindert die Reihenschließung, und die Schlüpfrigkeit des Bodens läßt den Soldaten nicht festen Fuß fassen, und die Näsſe hat ihre Bogensennen unbrauchbar gemacht, und mit ihren Spießen und Schwertern können sie den wild herumschwärmenden und sie aus der Ferne beunruhigenden Feind nicht erreichen. Auf diesem Grund und Boden, in dieser Lage und unter diesen Umständen ist und bleibt die römische Taktik zum Angrif und zur Vertheidigung ganz unanwendbar, und die schönsten tapfersten Legionen der römischen Heereskraft vermögen hier nicht Stand zu halten — sie schließen sich so dicht als möglich an einander, bedekken sich mit ihren Schilden und sezzen den beschwerlichsten Marsch mit Anstrengung aller Kräfte herzhaft und ohne Murren fort, um nur freies Feld zum Lagerschlagen zu gewinnen. Das Schikſal scheint den Unglüklichen noch eine ruhige Nacht gönnen zu wollen — sie finden einen gebahnten Weg, der sie aus dem Walde auf einen offnen geräumigen Plaz führt; und kaum haben sie das Freie gewonnen und ihre Reihen geordnet, so sind die Teutschen verschwunden. Nun kehrt die Hoffnung in ihre von der Verzweiflung zerrißnen

Herzen, und Kraft und Stärke wieder in ihre ermatteten Glieder zurük; nun arbeitet alles vom Feldherrn bis zum Troßbuben mit Muth und Eifer an den Verschanzungen des Lagers, ohne welches die Römer keine Nacht zubringen durften — und von diesem lezten Tagewerk vollends ganz erschöpft, werfen sich die Legionen auf den nassen Boden und überlassen sich ruhig und sorglos dem Schlaf, der sie mit wohlthätigen Armen vest umschließt.

Auch Varus warf sich vom Elend des Tages entkräftet und abgespannt auf seine weichen Polster, um im Schlafe Ruhe zu finden von den Schrekbildern der Schande und der Vernichtung, die seine furchtsame Seele unablässig bestürmten. Aber der Schlaf floh die Lagerstätte des Unglüklichsten und überließ ihn den Qualen der Verzweiflung. Er fluchte seiner Leichtgläubigkeit, fluchte den teutschen Barbaren und fluchte dem Schiksal, daß es ihn aus dem Syrischen Elysium in diese abscheuliche Wildnis verschleudert hatte. Matter und kraftloser, als er sich niedergelegt hatte, erhob er sich mit dem ersten Grauen des Morgens von seinen Polstern und ließ die Zeichen geben.

Die vom Schlaf erquikten und zur Ertragung neuer Mühseligkeiten gestärkten Soldaten stellten sich muthig in ihre Reihen; die Centurionen versammelten sich um den Feldherrn und erwarteten seine Befehle. Varus raffte die wenigen schwachen Ueberreste seines Muthes und seines Stolzes zusammen und redete sie also an:

„Treue tapfre Gefährten meines Ruhms und „meines Unglüks! wir befinden uns in der entsez„lichsten Lage, in welcher sich je ein römisches Heer „befunden hat — und mein ist die Schuld, mei„nem gutmüthigen Vertrauen auf die teutsche Ehr„lichkeit habt ihr es zuzuschreiben, daß wir so un„glüklich sind. Wer hätte sich aber eine so ausge„suchte tiefe Verstellung bei diesen rohen Barbaren „nur als möglich denken können? wer bei diesen „wilden Halbmenschen eine so künstliche Betrüge„rei vermuthen sollen? O es ist schreklich, wie „uns diese verrätherischen Unholde bethört haben — „aber schrekklicher noch soll die Rache sein, die wir, „helfen uns die Götter nur aus diesen acherontischen Wüsteneien, an den Hochverräthern nehmen „wollen. Es ist noch nichts verloren, meine Kampfgenossen! wenn wir den Muth nicht verloren

„haben — und den können Römer nicht verlieren.
„Wohlan! wir strengen alle unsre Kräfte an und
„beschleunigen unsre Schritte, daß wir aus den
„Waldgegenden heraus und wieder ganz ins freie
„Feld kommen — und um dies desto leichter zu
„bewerkstelligen, so sollen alle unsre entbehrlichen
„Geräthschaften und alles überflüßige Gepäkke und
„alle unnüzze Wagen sogleich verbrannt werden.
„Sind wir dann einmal wieder im offnen Felde;
„so sollen uns die Teutschen gewiß nie wieder in ih-
„re morastigen Wälder und Mordhölen lokken —
„und dann mögen sie kommen und uns wie wilde
„reißende Thiere anfallen, um es mit Schrekken
„zu erfahren, wie Römer stehen, kämpfen und
„rächen. Seid eures alten Waffenruhms einge-
„denk, Römer! und endet nur die heutige schwere
„Reise noch mit ausdauernder Unverdrossenheit und
„Herzhaftigkeit — so wird uns der morgende Tag ge-
„wiß erfreulicher dämmern! — Wenn das Gepäk in
„Brand gestekt ist, Centurionen! so laßt die Zei-
„chen zum Aufbruch geben.“

Indeß hatte auch Herrmann die Heer-führer der Teutschen auf einer waldigen Höhe um sich versammelt und sprach:

„Teutsche Männer! die Götter sind uns hold.
„Der kalte schneidende Wind und die anhaltend
„vom Himmel herabstürzenden Regengüsse machen
„es den Römern unmöglich, ihre Flucht zu be-
„schleunigen und vor Einbruch der Nacht das freie
„Feld zu erreichen. Sie sind verloren, die stolzen
„räuberischen Legionen, und die römische Herrlich-
„keit und Tyrannei ist vernichtet in Germanien,
„wenn ihr heute nicht ermüdet im Kampfe und die
„Römer so anhaltend beunruhiget, daß sie sich nicht
„noch einmal verschanzen können. Wohlauf zur Ret-
„tung und Rache! — Gestern hab' ich euern
„Muth und eure Tapferkeit nur versuchen wollen,
„und ihr habt euch selbst das Beispiel gegeben, daß
„Männer, welche für Freiheit und Vaterland
„fechten, die streitgeübtesten furchtbarsten Krieger
„zu erschüttern und zu schlagen vermögen. Heute
„steht euch eine weit größere Blutarbeit bevor —
„Heute sollt ihr das Werk vollenden, das ihr
„gestern so preislich begonnen habt, und Roms
„Tirannenknechte vom vaterländischen Grund und
„Boden rein vertilgen. Es wird euch gelingen,
„wenn ihr sie wie gestern nur in Wäldern und
„Hohlwegen angreift und den Kampf im freien

„Felde mit ihnen sorgfältig vermeidet; denn hier „würden sie eine undurchdringliche eherne Mauer „bilden und euch ihre Ueberlegenheit in der Kriegs„kunst nachdrüklich empfinden lassen. — Ha seht: „ihre ganze Lagerstätte steht in Flammen! sie haben „ihr Gepäkke in Brand gestekt, um dem Schwert der „Rache desto schneller entrinnen zu können. Izt „schallen ihre Zeichen — izt brechen sie auf. Hin„ab — hinab in die Tiefe, daß wir ihnen den „Vorsprung abgewinnen! Dort, wo der Waldstrom „sich in die Lippe stürzt, sei unser Vereinigungs„punkt — dort in den Hohlwegen fallen wir die „Legionen von allen Seiten an, entreißen ihnen ih„re goldnen Adler und vernichten ihre Kohorten — „dort sollen uns die Druiden einen Altar für die „Schlachtopfer der Rache weihen. Auf in den „Kampf für Freiheit und Rache!“

Die Anführer der Teutschen entfernten sich schnell und eilten mit ihren Heerhaufen auf wohlbekannten Seitenwegen nach dem Ort ihrer Bestimmung, wo sie die Römer kampfbegierig und rachedürstend erwarteten. Immittelst war Varus aufgebrochen und hatte seinen Marsch in bester Ordnung fortgesezt, ohne nur im mindesten beun-

ruhiget, ohne sogar des Feindes nur ansichtig zu werden. Aber kaum hat ihn der Weg wieder in einen Wald geführt, wo die Glieder sich brechen und die Soldaten sich vereinzeln müssen: so stürmen die schreklichen Teutschen von allen Seiten auf die Legionen los und greifen sie ungleich herzhafter und wüthender an, als den Tag vorher. Izt wird aber auch das Gefecht hartnäkkiger und blutiger; der seines Gepäkkes entledigte Legionsoldat vermag nun kräftiger zu widerstehen und jeden Angrif nachdrüklicher abzuschlagen — und der für Freiheit und Rache kämpfende Teutsche will nicht wanken und weichen, und das blutig begonnene Werk siegreich vollenden. Endlich und endlich entsinkt jedoch dem römischen Helden der Muth — vom anhaltenden Regen bis auf die Haut durchnäßt, von der Kälte erstarrt, vom Hunger und Durst gequält, vom langen wüthenden Kampf ermattet, vermögen sie mit ihren unbrauchbar gewordnen Waffen nicht länger Widerstand zu thun, und suchen nur freies Feld zu gewinnen, um wieder ein Lager schlagen und sich die Nacht über vor den wüthenden Anfällen der Feinde sichern zu können. Aber auch dies gelingt ihnen nicht; die Teutschen sezzen ihre

Angriffe ununterbrochen fort und lassen ihnen keine Zeit und Ruhe, ihre Verschanzungen zu Stande zu bringen — die Unglüklichen müssen sich die lange, rauhe, schrekliche Nacht hindurch, in kleinere Haufen zerstreut, ohne Lagerstätte und ohne Obdach, der Wuth ihrer Feinde verzweifelnd blosstellen.

Mit Anbruch des dritten schreklichen Tages beginnt das Gemezzel von neuem — es ist der Todestag drei der schönsten römischen Legionen. Die Teutschen finden Anfangs nur noch einigen schwachen, bald aber auch nicht den mindesten Widerstand mehr; eine gänzliche Muthlosigkeit hat sich der sonst so tapfern und herzhaften Legionsoldaten und sinnlose Verzweiflung ihrer Anführer bemächtiget. Viele der Leztern geben sich selbst den Tod, um dem wüthenden Feinde nicht lebendig in die Hände zu fallen — und selbst Varus entgeht der schimpflichen Gefangenschaft und dem ihm drohenden Opfertode an den Altären der feindlichen Götter, und stürzt sich nach einigen im Gefecht erhaltenen Wunden verzweifelnd in sein Schwert. Tausende fallen unter den Schwertern, Kolben und Aexten der siegenden Rächer, und eine große Anzahl gefangene

römische Ritter und Edle, welche die Waffen weggeworfen und den Muth nicht gehabt haben zu sterben, werden gebunden und theils zu Schlachtopfern für die Götter des Siegers bestimmt, theils zur Dienstbarkeit verdammt. Wenige entrinnen dem Tod und der Sklaverei mit der Flucht, und von diesen Wenigen werden auch da die Meisten noch eingeholt und niedergehauen. Lucius Asprenas rettet sich glüklich, um die Schrekkensbotschaft von der Vernichtung der germanischen Legionen nach Rom zu bringen — und Volumnius, des Varus Legat, bricht mit einem Theile seiner Reiterei durch die siegenden Schaaren und eilt dem Rheine zu, wird aber unterwegs von den Teutschen aufgefangen und mit seinem ganzen Gefolg erschlagen. Blutig und schreklich ist die Rache, die der unbändige Freiheitsheld an dem römischen Krieger nimmt, weil er ihn unterdrükt und in Fesseln geschlagen hat; aber ungleich schreklicher, und gräßlich und schauderhaft ist die Rache, die er an den römischen Sachwaltern verübt — man sticht den Unglüklichen die Augen aus, verstümmelt den Einen an den Händen, den Andern an Nase und Ohren, und wieder einem An-

dern schneidet man die Zunge aus dem Halse und ruft ihm mit grimmigen Hohn zu: „So höre nun „auf zu zischen, Natter!“ — So wird der Todestag der römischen Tyrannei in Germanien, so der Auferstehungstag der germanischen Freiheit beschlossen. *)

An Wodans Altar' im heiligen Haine feierten hierauf die Sieger diesen schreklich = schönen Tag mit Gesängen, Opfern und kriegerischen Spielen. Der Held des Tages, der Retter und Rächer des Vaterlandes stand, die Stirnlokken mit frischem Eichenlaub durchflochten, zwischen den erbeuteten zwei Adlern groß und hehr am Altar und sprach:

„Preis und Dank den Göttern! wir haben „geschlagen, gesiegt und die schimpflichen Fesseln „der Römer zerbrochen. Der Schwur der Rache, „der Schwur für Freiheit und Vaterland ist er„füllt — die Legionen des großen Länderräubers

---

*) Im Jahr 762 nach Roms Erbauung — 9 nach Christus Geburt.

„und Freiheitsmörders in Rom sind vernichtet —
„die unersättlichen Blutsauger, die schändlichen
„Werkzeuge seiner Arglist und Schlangenkünste
„sind bestraft, und das Vaterland ist gerochen.
„Dort liegen die Körper der erschlagenen Tyran-
„nensöldner auf dem weiten blutigen Leichenfelde zer-
„streut, den Raubvögeln und den reißenden Thie-
„ren des Waldes zur schmakhaften Beute — hier
„stehen ihre gefangenen Centurionen, gleich Opfer-
„thieren gefesselt und zitternd, welche von ihnen
„das Loos zur Opferung treffen wird — da liegt
„die reiche unermeßliche Siegesbeute an Waffen,
„Gold und Kleinodien, zur Vertheilung unter unsre
„Waffenbrüder bestimmt. Ha Dank den Göttern
„und Heil uns wegen dieses blutigsten und schrek-
„lichsten, dieses schönsten und theuersten aller Sie-
„ge! Nicht daß wir so viele Tausende erschlagen,
„nicht daß wir so große Schäzze erbeutet haben —
„nicht darum opfern und jauchzen wir heute im
„Siegeston — wir opfern und jauchzen, daß wir
„das Vaterland gerettet und gerochen, und ihm,
„und uns, und unsern Greisen und Kindern die
„lang' entbehrte Freiheit wieder errungen haben.
„Dies — dies ist unser Ruhm und unser

„Stolz — dies des Tapfern schönster unver-
„gänglicher Lohn!“

„Ja, teutsche Männer! was wär' aus unserm
„Vaterlande, und was aus uns und unsern Kin-
„dern und Kindes-Kindern ohne diesen blutigen
„Kampf, und ohne diesen vollkommensten Sieg
„geworden? — Was aus allen von den Römern
„unterjochten Ländern und deren Einwohnern gewor-
„den ist — römische Provinzen und römische Knechte!
„Sie nannten sich unsre Freunde und Bundesge-
„nossen, die Arglistigen! und bethörten mit dieser
„glatten Benennung so manchen mit der Römer-
„sprache unbekannten teutschen Fürsten und Edlen,
„daß er ihre Kohorten und ihre Advokatenbrut
„willig aufnahm und ihnen gestattete, auf seinem
„Grund und Boden sich anzusiedeln, wofür sie
„ihm Beistand und Hülfe gegen seine Feinde gelob-
„ten. Aber mich bethörten sie nicht mit ihrer
„Gleisnerei; ich hatte den wahren Sinn ihrer falschen
„Worte richtig gefaßt und ihre räuberischen Entwürfe
„auf Teutschland ganz durchschaut. Weil sie den freien
„heldenmüthigen Teutschen mit Gewalt der Waffen
„zu unterjochen verzweifelten: so änderten sie ihren
„Plan, boten uns freundschaftlich die Hand, um-

„schlungen uns mit dem schönen Bande der Bun=
„desgenossenschaft und suchten durch diese und an=
„dere betrügerische Mittel das Ziel ihrer Herrschsucht
„zu erreichen. Und hatten sie es nicht fast ganz
„schon erreicht? Waren sie nicht mit ihren Kastel=
„len schon über die Ems und Weser hinaus und bis
„gegen die Elbe hin vorgerükt? Waren nicht ihre
„Burgbesazzungen nach und nach bis zur Stärke
„ganzer Legionen angewachsen? Hatten sie nicht ihre
„Gesezze und Gerichtsverfassung hin und wieder
„schon eingeführt, und saß nicht Varus in seinem Ka=
„stell so stolz und sicher zu Gericht, wie der Prätor zu
„Rom? und verwikkelten nicht seine hungrigen die=
„bischen Advokaten den schlichten teutschen Mann in
„theure Streithändel und mästeten sich und ihren
„Oberrichter mit dem Mark des Landes? Galt es
„nicht schon für Mangel an feiner Sitte, nur
„teutsch mit Teutschen zu sprechen? und mußten wir
„uns nicht schon römisch ausdrükken lernen, damit
„sie uns um so leichter an ihre Sitten und Gebräu=
„che, an ihre Thorheiten und Laster, und dadurch
„zugleich an ihr Joch gewöhnen möchten? Und hat=
„ten wir uns nicht schon daran gewöhnt? ließen
„wir uns nicht schon mit Abgaben von ihnen beschwe=

„ren, unsre Körper mit Ruthen streichen, und „uns sogar mit dem Beile von Henkershand bestra„fen? — Bei den Göttern! es war schon weit „mit uns gekommen — sie waren schon nah' am „Ziel — nur wenige rasche Schritte noch, und sie „hatten es erreicht, und unsre Freiheit und Selbst„ständigkeit und Alles, was wir als Teutsche ei„genthümlich und ausschließend besizzen, war auf „immer dahin. Aber eurer dreitägigen Heldenar„beit und dem damit erworbnen herrlichen Siege „hat es das Vaterland zu verdanken, daß „es sein ehrwürdiges Haupt wieder frei und „freudig emporheben kann — haben es unsre „Söhne und Töchter zu verdanken, daß sie „den stolzen Römern nicht als Knechte und „Mägde dienen dürfen — werden, müssen es unsre „spätesten Nachkommen verdanken, daß sie noch „Teutsche sind. Preis und Dank den Göttern für „diesen frohen Sieg! und Ruhm und Ehre unsern „im Kampfe für Freiheit und Vaterland gefallnen „Brüdern, die izt mit ihren und unsern Vä„tern in Wallhalla sizzen und ihrer Thaten „unsterblichen Lohn in überströmender Fülle ge„nießen!“

„Laßt uns jedoch nicht stillstehn auf dieser schö-
„nen Siegesbahn, teutsche Männer! und laßt sie
„uns muthig und rastlos verfolgen bis ans Ende,
„wo wir uns ganz der Ruh' überlassen und mit
„Wahrheit ausrufen können: Nun ist Teutschland
„von allen innern und äußern Feinden gereiniget
„und seine Freiheit ist auf Jahrtausende gegründet
„und bevestiget! Sollten wir das izt wol schon
„behaupten können? — Nein! das können wir
„nicht, so lang' es nur noch Ueberreste der Tyran-
„nen und ihrer Werke, und so lang' es noch Men-
„schen unter uns giebt, welche der Parthei der Rö-
„mer nicht nur, sondern auch anderer, uns näherer
„Unterdrükker zugethan sind. Wohlan! zerstört
„die Denkmäler der römischen Tyrannei und zer-
„trümmert ihre vesten Burgen, vertilgt, oder treibt
„Alles, was sich Römer und Römerfreund nennet
„und ihnen nachahmt, über den Rhein und dul-
„det keine Art von Willkühr und keine Nachäffung
„römischer Sitten auf teutschem Grund und Bo-
„den — und dann erst ist das Vaterland ganz gerettet
„und euer Werk vollendet!"

„Und nun, edle Kampf- und Siegsgenossen!
„meinen Dank für euer Vertrauen auf meine reine

„Vaterlandsliebe und auf meine jugendlichen Kräfte
„in dieser großen Gemeinsache! Ihr übergabt mir
„den Heerführerstab mit voller Macht und Gewalt,
„weil ihr dem in Rom gebildeten und unter den rö-
„mischen Legionen versuchten zwanzigjährigen Man-
„ne mehrere Kriegserfahrung zutrautet, als dem
„im Schoose der Ruhe grau gewordnen Edlen.
„Ich glaube, diese nicht gemißbraucht, jenen
„nicht unwürdig geführt zu haben, und geb' ihn
„hiermit dankbar und mit dem Wunsch zurük:
„daß Teutschlands freie Männer nie in die Noth-
„wendigkeit versezt werden mögen, diesen Stab mit
„gleicher Macht und Gewalt wieder Eines Man-
„nes Hand vertrauen zu müssen."

„Die heiligen Hörner erschallen und die Drui-
„den rufen zum Opfer. Das Loos entscheide nun
„über Leben und Tod der Gefangnen!"

Herrmann schwieg; die Druiden warfen das Loos und die Getroffnen fielen den Göttern zum Opfer. Man theilte hierauf die zur Dienstbarkeit verdammten Römer sammt der gewonnenen Beute; jede Völkerschaft erhielt einen verhältnißmäßig größern oder kleinern Antheil davon, und sogar der Verräther Segest ward nicht ganz über-

gangen. Dem Markomannen-König Marobod schikte Herrmann das Haupt des Varus, der es dem Imperator mit großen Beileidsbezeugungen zustellen ließ.

Die Nachricht von der Vernichtung der germanischen Legionen verbreitete die größte Bestürzung und Furcht und Schrekken unter den Römern. Der Imperator zitterte vor Bangigkeit und Entsezzen auf seinem Throne, ließ sich zum Zeichen seiner tiefen Betrübniß einige Monate lang Bart und Haare wachsen, ließ seine teutsche Leibwache nicht nur, sondern auch alle in Rom sich aufhaltende Teutsche sogleich aus der Stadt und übers Meer auf die Inseln schaffen, wiederholte in den Anfällen seiner Wuth fast täglich und stündlich den Angstausruf: „O Varus! Varus! gieb mir meine Legionen wieder!“ und gelobte den Göttern die prächtigsten Feste und Opfer, wenn sie seine Gebete erhören und ihn nur diesmal vor der Heimsuchung dieser wilden schreklichen Horden retten wollten. Der Name Herrmann war dem Römer izt so furchtbar, als ihren Vätern einst der

Name Hannibal gewesen war, und alles zitterte und bebte schon bei der bloßen Erwähnung der Teutschen. Die edelsten Familien hatten Väter und Gatten, Brüder und Söhne in Herrmanns Schlacht verloren; die Meisten waren im Kampfe gefallen und ihre Leichname lagen noch unbegraben im Teutoburger Walde; Einige waren den Göttern geopfert und die übrigen Gefangne ohne Ausnahme und ohne Ansehn der Person und des Alters zur schimpflichsten Knechtschaft verdammt worden — izt mußten sich die stolzen Römer zu den demüthigsten Bitten gegen die teutschen Barbaren herablassen und ungeheure Summen verwenden, um nur die Leichname ihrer erschlagnen Verwandten unter die Erde zu bringen und die Gefangnen aus der Knechtschaft zu erlösen. Vor wenigen Tagen nur noch hatten sich die Römer für allgewaltig und Teutschlands Unterjochung schon für geschehen gehalten — izt gaben sie ihre herrschsüchtigen Entwürfe auf Teutschland mit Einmal auf, izt fürchteten sie im Gefühl ihrer Ohnmacht von den Teutschen selbst unterjocht zu werden, und sahen diese wilden Gäste im Geiste schon unter ihren Mauern drohen. August bot alle Waffen-

fähige Männer unter fünf und dreißig Jahren wider die Teutschen auf; aber die Römer waren so ausgeartet und verzagt, daß sie sich des Kriegsdienstes wider die Legionen-Vertilger laut und ungescheut weigerten; er ließ das Loos über die Widerspenstigen werfen und den zehnten Mann seiner Güter berauben und für ehrlos erklären, und auch dieses harte Mittel war noch nicht kräftig genug, die Feigherzigen zur Ergreifung der Waffen zu bewegen — ja selbst die Todesstrafe, die er auf die fernere Weigerung sezte und an Einigen auch wirklich vollstrekken ließ, machte sie noch nicht bereitwillig, sich unter die ausgestellten Adler zu sammlen, um sich gegen die fürchterlichen Barbaren führen zu lassen: Auguſt raffte in Eil zusammen, was er mit Gewalt zusammentreiben konnte und schikte diese zitternden Helden unter Tibers Anführung an den Rhein.

Tiber glaubte einen harten Strauß mit den Teutschen bestehen zu müssen, aber er irrte sich. Zufrieden ihre Freiheit wieder errungen und die römischen Kastelle zerstört zu haben, hielten sie sich ruhig innerhalb ihrer Grenzen und dachten izt noch nicht einmal daran, den römischen Koloß selbst an-

zugreifen und zu stürzen. Diese tiefe Ruhe machte die Römer so beherzt, daß sie es wagten über den Rhein zu gehen *) und sich den Teutschen zu zeigen, um den Besiegern ihrer Legionen durch ihre Erscheinung, wie sie wähnten, Furcht und Schrekken einzujagen. Jedoch hielt es Tiber nicht für rathsam, auf diesem gefährlichen Boden lange zu verweilen und zog sich, ohne weiter Etwas Mannhaftes unternommen zu haben, bald wieder über den Rhein nach Gallien zurük.

Nach Auguſts Tode **) übernahm Cäſar Germanikus, des kühnen und tapfern Druſus gleich kühner und tapfrer Sohn, den Oberbefehl über die Gallischen und Germanischen Legionen, stillte den unter diesen Kriegsvölkern vom Oberrhein bis an den Niederrhein ausgebrochnen Aufruhr mit großer Klugheit und Entschlossenheit, ohne dabei weder zu strenge noch zu nachsichtig zu sein, und sezte sich dadurch bei dem ganzen Heere in Achtung und Liebe. Um nun einer Seits die

---

*) Im Jahre 10 nach Chr. Geb.

**) August starb im 76sten Lebensjahre den 14 August d. J. 14 nach Christ. Geburt.

unruhigen Köpfe zu beschäftigen und den begnadigten Verbrechern Gelegenheit zu preislichen Thaten zu verschaffen, und anderer Seits die römische Oberherrlichkeit in Germanien wieder herzustellen, führte Germanikus die Legionen über den Rhein, *) verfolgte den von seinem unternehmenden Vater kühn entworfnen Eroberungsplan so feurigen Muthes, aber mit mehrerer Vorsicht als er einst selbst, überfiel die Marsen **), welche eben zur Feier eines Nazionalfestes versammlet waren, richtete eine große Niederlage unter ihnen an, verheerte das Land an funfzig römische Meilen im Umkreis mit Feuer und Schwert, und zog sich nach diesem ersten kriegerischen Versuche, obschon von den Teutschen von allen Seiten beunruhiget, mit vieler Geschiklichkeit und ohne beträchtlichen Verlust wieder über den Rhein.

Im Frühling des nächstfolgenden Jahres rükte Germanikus mit vier Legionen wider die Katten ***) ins Feld und schikte zu gleicher Zeit

---

*) Im Jahr 15 nach Chr. Geb.

**) Bewohner der heutigen Münsterischen Lande.

***) Hessen.

eine starke Heer- Abtheilung unter Cäcinna's Anführung an den Niederrhein, um die dort herumwohnenden Völker zu beobachten und zu beschäftigen, damit sie ihren bedrängten Brüdern nicht zu Hülfe eilen konnten. Er schlug die Katten in mehrern Gefechten aufs Haupt, machte eine große Anzahl Gefangene, zerstörte ihre Hauptveste, Martium genannt, verheerte die umliegende Gegend mit barbarischer Grausamkeit, stellte das von seinem Vater auf dem Gebirge Taunus angelegte Kastell wieder her und führte sodann seine Legionen gegen den Rhein wieder zurük. Indem erscheint eine Botschaft von dem römischen Bundesgenossen Segest, den Herrmann mit seinen Verbündeten in seiner vesten Burg belagert hielt und bittet den siegreichen Feldherrn um Rettung und Hülfe. Germanikus läßt sich diese Gelegenheit, den schreklichen Helden sammt seinen Cheruskern zu überfallen und Rache an ihnen zu nehmen, nicht entgehen, wendet sich sogleich mit seiner ganzen Heeresmacht gegen das Land der Dulgibier, überrumpelt die Belagerer, treibt sie aus einander und macht eine große Anzahl edle Männer und Frauen und unter diesen zugleich auch

Herrmanns so eben schwangere Gemahlin Thusnelde zu Gefangnen. Die reichste köstlichste Beute hätte den germanischen Statthalter ganz gleichgültig gelassen; aber die Nachricht, daß Herrmanns, des furchtbarsten Römerfeindes Weib sich unter den Gefangnen befinde, bracht' ihn außer sich vor Freude. Er läßt der edlen Gefangne Fesseln anlegen und sie so vor sich bringen, sie nähert sich dem gebieterischen Römer mit dem freien Anstand einer edel-stolzen Fürstin — er beklagt ihr Schikfal mit bitterm Spott und Hohn und glaubt ihren Stolz dadurch zu demüthigen; sie wirft einen trozzigen Blik auf den übermüthigen Jüngling und würdiget ihn keiner Antwort — entrüstet über dieses stolze Benehmen, das er einer Römerin seiner Zeit nicht einmal verziehen hätte, bricht er nun in die heftigsten Drohungen gegen sie aus; und nun würdiget sie ihn keines Blikkes mehr und läßt ihr schönes Mutterauge mit zärtlicher Besorgniß auf ihrer edlen Bürde ruhen. Izt fühlte Germanikus sich selbst gedemüthiget, da er sich in seiner Hoffnung, ein teutsches Fürstenweib — Herrmanns Weib zu seinen Füßen um Gnade flehend zu sehen, so ganz getäuscht fand; er fühlte

Thusneldens Seelengröße und ward zur Bewunderung derselben hingerissen, und wäre in diesem Augenblikke gewis einer großmüthigen Handlung fähig gewesen, wenn nicht Stolz und Rache in seinem Herzen die Oberhand behalten hätten. Thusnelde mußte dem Sieger mit allen ihren Frauen nach Rom folgen und seinen Triumfeinzug verherrlichen. Herrmanns Weib, an seinen Siegeswagen gefesselt, warf ein so blendendes Licht auf den Triumfator zurük, daß ihn sein Oheim, der Imperator Tiber darüber beneidete und durch diese übergroße Herrlichkeit seines Neffen und adoptirten Sohnes in den Augen des römischen Volks an seiner eignen Hoheit zu verlieren befürchtete.

War irgend Etwas vermögend, Herrmanns Haß gegen die Römer bis zur Wuth zu entflammen: so war es gewiß der Schmerz über den Verlust und über die schimpfliche Behandlung seines edlen Weibes. Aber weit entfernt, durch irgend einen erniedrigenden Schritt das harte Schikfal seiner theuren Thusnelde zu mildern, und sich ihre Befreiung zu erbetteln, oder zu erkaufen, ließ er vielmehr den Römern freimüthig erklären, daß er sich und das Vaterland werde zu rächen wissen — be-

züchtigte sie öffentlich der feigsten Niederträchtigkeit und daß sie vier Legionen aufböten, um wehrlose Weiber fortzuschleppen, daß sie sich die Gefangennehmung eines Fürstenweibes zur großen Heldenthat anrechneten und diese Heldenthat mit einem Triumf verherrlichten, und feuerte seine Cherusker nicht nur, sondern auch alle benachbarte Völker zur nochmaligen Ergreifung der Waffen an. Auf Segests Bericht von den gewaltigen Rüstungen seiner Nachbarn verstärkte der Imperator das Heer seines Neffen bis auf acht Legionen, und gab ihm den so ehrenvollen als gefährlichen Auftrag, Germaniens Unterjochung mit dieser ansehnlichen Heeresmacht nun ganz zu vollenden.

Germanikus richtete bei diesem Feldzuge sein Hauptaugenmerk auf den Legionen-Vertilger Herrmann und seine Cherusker, in der allerdings sehr wahren Vorausseżzung, daß, wenn er nur erst diese tapfern Krieger würde bezwungen und sich ihres heldenmüthigen Anführers tod oder lebendig würde bemächtiget haben, die Unterwerfung der übrigen germanischen Völker ihm wenig Zeit und Anstrengung kosten werde. Um diesen seinen großen Zwek so sicher und schnell als mög-

lich zu erreichen und nicht sein ganzes Heer den Beschwerlichkeiten und Gefahren des Marsches durch die unwegsamen morastigen Wälder auszusezzen, theilt' er es in zwei gleiche Theile und führte die eine Hälfte desselben, nach dem Beispiel seines Vaters, zur See und dann die Ems hinauf an den Ort ihrer Bestimmung, indeß die andere Hälfte unter Cäcinna's Anführung den gewöhnlichen Weg zu Lande nehmen, die Teutschen von dieser Seite angreifen und schlagen und zwischen der Ems und Lippe sich mit ihm vereinigen sollte. Beide Heerabtheilungen verfolgten ihren Weg muthig und glüklich und vereinigten sich in der Gegend, wo Herrmann sieben Jahr vorher die Varianischen Legionen vernichtet hatte. Hier fanden die Römer noch viele traurige Spuren einer ihnen ewig unvergeßlichen entsezlichen Niederlage — hier die Brandstätte, wo Varus zum lezten Mal Lager geschlagen und dann den größten Theil seines Gepäkkes den Flammen übergeben, und dort den Plaz, wo er sich das Schwert in die Brust gestoßen hatte; hier das Schlachtfeld, wo den Legionen ihre Adler entrissen, und dort die Altäre, wo ihre Tribunen und Centurionen den Göttern der Teutschen

zum Opfer geschlachtet worden waren, und überall bei jedem Schritte und Tritte noch unbegrabene Gebeine von Erschlagnen — den Römern der schauderhafteste Anblik! Germanikus ließ die zerstreuten Gebeine sammlen und nach römischer Weise beerdigen, indeß seine Legaten und Centurionen in ihren Trauerreden die Herzen ihrer Soldaten mit Wuth und Rache gegen die Teutschen erfüllten. Die Legionen schwuren bei der Todenfeier ihrer hier gemordeten Brüder der Rache schrekliche Schwüre und erhoben ein fürchterliches Freudengeschrei, als die Zeichen zum Aufbruch und zur Verfolgung der immer weiter und weiter ohne Widerstand zurükweichenden Teutschen erschallten.

Herrmann hatte sich den Römern an der Ems schon gezeigt, ohne sich ihnen ganz zu nähern und in ein Gefecht mit ihnen einzulassen, hatte sich ihrem Anblik oft wieder entzogen und das Land zwischen der Ems und Lippe der Verwüstung preisgegeben, und war so nach und nach bis an die Weser zurükgewichen, wo er den Feind in einer vortheilhaften Stellung erwartete. Sie erschienen, die rachedürstenden Legionen, und lagerten sich stolz und kek den Teutschen gegenüber in einer weiten

Ebene. Dem wachsamen Helden entgiengen die Anstalten nicht, welche man die Nacht hindurch im feindlichen Lager machte, und überzeugt, daß es damit auf einen nahen allgemeinen Angriff abgesehen sei, ließ er die Führer seiner Kriegsvölker kurz vor Tagesanbruch zusammenberufen und redete sie also an:

„Der Tag des Blutkampfs wird bald anbre„chen, teutsche Männer! und auf ihre Uebermacht „trozzend werden die Römer von allen Seiten uns „angreifen, um unsre Tapferkeit zu versuchen, die „zürnenden Schatten ihrer erschlagnen Brüder zu „versöhnen und sich zu rächen. Die Elenden! wo„durch haben wir sie denn eigentlich zur Rache ge„reizt? Haben wir ihre Grenzen jemals mit einem „Fuße feindselig überschritten? Haben wir ihre „Provinzen jemals verwüsten und die Bewohner „derselben unsrer Herrschaft unterwerfen wollen? „Haben wir es uns jemals in den Sinn kommen „lassen, sie räuberisch zu überfallen, um ihre Tem„pel und Palläste zu zerstören, ihre Gesezze und „Ordnungen zu vernichten, und ihre wehrlosen „Weiber und Kinder gefangen wegzuführen? — „Nein! das haben nicht wir — das haben sie ge-

„than, die heimtükkischen Bundesgenossen! die „unersättlichen Räuber! die ehrlosen tirannischen „Mordbrenner! und haben sich gebrüstet mit diesen „verruchten Großthaten, und haben ihre Schande „mit Triumfeinzügen verherrlichet und auf hohen „Marmorsäulen mit goldnen Inschriften verewiget. „Was wir ihnen gethan und blutig vergolten ha„ben, das hat uns die Nothwehr, die Freiheit „und die gerechteste Rache geboten. Fluch von „Göttern und Menschen über den Mann, der den „Mordbrand in die friedliche Hütte des Armen wirft „und seine Waffe gegen wehrlose Greise, Weiber „und Kinder kehrt! — Fluch den Römern! das „haben sie uns wiederholt schon gethan — und wir „haben uns gerochen und werden uns auch diesmal „wieder rächen!“

„Wohlan, teutsche Männer! noch einmal „muthig und wakker zum Kampf für Freiheit und „Recht und zur Rache wider die frechen Räuber „und Mordbrenner! Sie wollen unsre Tapferkeit „versuchen, die stolzen Legionen! sie sollen heute „neue schrekliche Erfahrungen davon machen. Ich „bin nicht aus Feigheit vor ihnen gewichen, wie sie „wol wähnen mögen — ich habe mich ab=

„sichtlich bis hieher zurükgezogen, und werde beim „ersten Angrif noch weiter, aber nicht fliehend, sondern „fechtend zurükweichen, um sie der Stelle näher zu „bringen, wo der Tod und das Verderben im Hin„terhalt auf sie lauern. Unsrer sind Wenige gegen „ihre Menge; aber mit uns sind die Götter. Laßt „nur die Zeichen pünktlich befolgen, so sollen auch „diese Tausende dem Schiksal der Varianischen Le„gionen nicht entrinnen!“

„Seht da; sie brechen das Lager ab — sie „stehen schon in Schlachtordnung — ihre Flügel „sezzen sich schon in Bewegung. Ha! willkommen „— willkommen uns und unsern zürnenden Göt„tern — willkommen den Streitern für Freiheit „und Rache! — Auf an die Spizze eurer Schaa„ren, meine Brüder und Kampfgenossen! Die Göt„ter werden der gerechten Sache auch heute den „Sieg verleihen!“

Die Heldenbrüder schlugen ihre Hände mannhaft und freudig zusammen und sezten sich sodann an die Spizze ihrer Heerhaufen, und Herrmann durchflog die Reihen mit stürmischer Eile und ordnete das Treffen — das ganze Heer der Vereinigten er-

wartete den Angrif der Legionen mit ruhiger Fassung und brennender Streitbegierde.

Izt ließ Germanikus die Zeichen zum Aufbruch geben — und augenbliklich stürzte sich seine ganze Reiterei auf die Teutschen und suchte sie aus ihrer vortheilhaften Stellung zu vertreiben. Der Hauptangrif geschah auf den Mittelpunkt der teutschen Schlachtordnung, um hier die Reihen zu durchbrechen, und dann von beiden Seiten die zerrißnen Schaaren den Legionsoldaten zuzujagen. Aber hier stand Herrmann mit seinen Cheruskern in dicht geschloßnen Gliedern. Die Männer ließen den Feind bis auf eine Steinwurfsferne an sich kommen, strekten dann ihre langen Spieße vor sich hin, standen wie in den Erdboden eingewurzelt, und wichen und wankten nicht von der Stelle und zwangen die Römer zum Rükzug. Die Ritter erneuerten den Angrif mit verdoppelter Wuth und wurden zurükgeworfen; sie wiederholten ihn noch Einmal, und auch diesmal wieder vergebens. Germanikus von der Unmöglichkeit nun ganz überzeugt, die teutsche Schlachtordnung im Mittelpunkte zu durchbrechen, schikte den dreimal zurükgeworfnen und schon sehr geschwächten Kohorten

ansehnliche Verstärkungen zu, mit dem Befehl, den Angrif nun noch Einmal, aber auf mehreren Punkten zugleich zu wiederholen — und kaum ward Herrmann die Absicht des Feindes gewahr, so zog er alle seine Kriegsvölker an sich und eilte schnell, jedoch in bester Ordnung der die Ebene begrenzenden Waldung zu. Die ganze römische Reiterei verfolgte die Teutschen, die sie auf der Flucht begriffen glaubten, mit wildem Kriegsgeschrei bis nah an den Wald; aber plözlich wendet sich Herrmann, das ganze Heer steht in Schlachtordnung die Hörner erschallen — und augenbliklich brechen die im Walde verborgen gewesenen Heerhaufen von allen Seiten hervor, stürzen sich unter die von Staunen und Schrekken erstarrten Römer, verwunden ihre Rosse, bringen sie dadurch in Verwirrung und richten eine gräßliche Niederlage unter ihnen an. Germanikus schikt den Geschlagnen frische Kohorten zu Hülfe; aber die fliehenden Ritter werfen sich, von den Teutschen verfolgt, auf die ihnen entgegenkommenden Hülfsvölker und reißen sie im Wirbelsturm mit sich fort nach einem Moraste zu, in welchem sie Alle elendiglich hätten umkommen müssen, wenn nicht Germanikus

sein ganzes Heer in Eile zusammengezogen, dem Nachsezzen der Teutschen Einhalt gethan und so noch einen beträchtlichen Theil seiner Reiterei gerettet hätte.

Dieser abermalige zu Herrmanns Bezwingung und zur Vernichtung der germanischen Streitkräfte gemachte Versuch war zu unglüklich abgelaufen, als daß es Germanikus ohne die dringendste Noth izt hätte wagen sollen, seine geschrekten und ganz zaghaft gewordnen Legionen noch Einmal gegen den siegenden Feind zu führen. So sehr es den ehrgeizigen und wahrhaft tapfern Cäsar auch schmerzen mochte, die Ausführung seiner stolzen Entwürfe zur Unterjochung Germaniens bis auf den nächsten Feldzug nur verschieben zu müssen: so gab er doch den Eingebungen der Tollkühnheit kein Gehör, sondern folgte der Stimme der vorsichtigern Klugheit und Selbsterhaltung, die ihn zur Beschleunigung des Rükzugs dringend aufforderte. Um das furchtbare Heer der Teutschen zu trennen und den schreklichen Helden Herrmann, die Seele aller ihrer Unternehmungen doppelt zu beschäftigen, ließ er seinen Unterfeldherrn Cäcinna den Rükzug mit vier Legionen zu Lande nehmen, indeß er sich selbst

mit dem Ueberreste des Heeres auf der Ems einschiffte und unter den größten Gefahren, bald von den anschwellenden Fluten verschlungen, und bald von den ihn verfolgenden teutschen Heerhaufen angefallen und aufgerieben zu werden, nicht ohne beträchtlichen Verlust an Menschen und Vieh, das teutsche Meer und die Insel der Bataver endlich noch glüklich erreichte.

Bei weitem nicht so glüklich und mit ungleich größerm Verlust bewerkstelligte Cäcinna seinen Rükzug zu Lande; denn ihn und seine Legionen verfolgte Herrmann selbst — und wahrlich! sie hätten diesmal mit den Varianischen Legionen ganz gleiches Schikfal gehabt und ihrem gänzlichen Verderben unmöglich entrinnen können, wenn die Teutschen weniger auf die reiche Beute der Römer, als auf ihre Vernichtung bedacht gewesen wären. Dies war der Fall nach einem der blutigsten Gefechte, welches Herrmann selbst mit dem Ausruf: „Hier wieder Varus und seine Legionen!“ begonnen und siegreich geendet hatte. Izt sollten die Teutschen nicht ruhen und rasten, und sollten die flüchtigen Römer verfolgen und ihnen keine Zeit lassen, einen Lagerplaz zu gewinnen

und sich zu verschanzen; aber ein über die Beute-Vertheilung unter ihnen entstandener heftiger Streit hielt sie zu lang auf dem Siegesplan zurük, und die Römer erreichten immittelst eine Anhöhe, wo sie sich verschanzen und gegen die nächtlichen Anfälle der Feinde sichern konnten. Demungeachtet waren diese stolzen und einst so tapfern Helden so furchtsam geworden, daß sie sich auch hinter ihren Verschanzungen nicht gesichert genug hielten und daß sich Cäcinna selbst, bei einem in der Nacht entstandnen falschen Lerm, lang ausgestrekt unter das Lagerthor legen mußte, um das Ausreißen seiner Soldaten zu verhindern. Des andern Tages stürmten die Teutschen, um ihr Versehen wieder gut zu machen, gegen Herrmanns ausdrüklichen Befehl, das Lager und erstiegen die Schanzen glüklich, wurden aber im Lager selbst geschlagen und mit großem Verlust wieder herausgeworfen — und von diesem Augenblik an war dem tapfern Cäcinna und seinen geschwächten und ausgeplünderten Legionen der Weg zur Flucht über den Rhein geöffnet. Herrmann stand ab vom Verfolgen im freien Felde; er hatte die Legionen des römischen Despoten diesmal nicht ganz vertilgen können, hatte aber

seinen Hauptzwek, Freiheit und Unabhängigkeit der Teutschen, auch in diesen blutigen Kämpfen wieder vollkommen errungen.

Dem ehrgeizigen Germanikus war jedoch der Gedanke, mit acht Legionen wider die teutschen Horden Nichts ausgerichtet zu haben, so unerträglich und peinigend, daß er so gar gegen den ausdrüklichen Befehl des Imperators — der ihn heimtükkisch und schadenfroh der beschwerlichen Statthalterschaft von Gallien und Germanien überhoben und in den huldreichsten Ausdrükken liebkosend nach Rom zurükberufen hatte — den Oberfeldherrnstab nicht niederlegte, sondern die fürchterlichsten Zurüstungen zu einem neuen Feldzuge machte, um wenigstens, wenn ihm Teutschlands Unterjochung auch diesmal nicht und nimmer gelingen sollte, seine eigne Ehre und den alten Waffenruhm der Römer von den ihm anklebenden großen Schandflekken in dem Blute der Barbaren zu reinigen. In dieser Absicht ließ er alle unter seiner Statthalterschaft stehende Völker zur Hülfsleistung aufbieten, zog alle Legionen aus Gallien und aus den germanischen Provinzen des linken Rheinufers an sich, führte sein ganzes Heer auf einer Flotte

von tausend Schiffen, welche er zu dieser Unternehmung im Lande der Bataver hatte ausrüsten lassen, über das teutsche Meer die Ems hinauf und dann weiter zu Lande bis in die Wesergegenden, lagerte sich in den weiten Ebenen am linken Ufer dieses Flusses und ließ die Teutschen durch Herrmanns leiblichen Bruder, den römischen Ritter und Centurio Flavius, zur Unterwerfung auffodern. Der Held und Heerführer der Teutschen beantwortete die Auffoderung des Römerknechtes mit Spott und Hohn; — aber dann ließ er sein warmes Bruderherz zu dem Bruder sprechen, und beschwur ihn bei den vaterländischen Göttern, und bei den Geistern seiner Väter, und bei dem Jammer seiner alten noch lebenden Mutter: das entehrende Römerjoch abzuwerfen und im Kampfe für Freiheit und Vaterland die Schande seiner zeitherigen Abtrünnigkeit vergessen zu machen. Aber Flavius blieb taub vor der Stimme des Vaterlandes und der Bruderliebe, und war so gar so frech, seinen edlen Bruder selbst zur Treulosigkeit verführen zu wollen. Darüber ergrimmte Herrmann, und schalt ihnen einen Meineidigen und einen verabscheuungswürdigen Buben und rufte:

„Geh, Elender! und bleib Römerknecht,
„Vaterlandsverräther und Freiheitsmörder! Aber
„wisse, daß alle die Ehrenzeichen, Halsketten und
„Siegeskronen, womit dich deine Tirannen aus-
„schmükken, das Brandmal des Hochverraths, das
„du an der Stirn trägst, nicht bedekken, und daß
„die Flüche der Götter und die Verwünschungen
„des Vaterlands dich ewig — ewig foltern und
„ängstigen werden. Aus meinen Augen, Nichts-
„würdiger! daß ich in dir nicht noch den römischen
„Herold antaste und den Kriegsbrauch verlezze:“

Aber Flavius lächelte mitleidig und entfloh dem drohenden Arme des Zürnenden.

Nun erklangen die Zeichen und Kariowald, der Bataver Herzog, sezte mit seinen Schaaren zuerst über den reißenden Weserstrom; Herrmann zog sich mit seinen Cheruskern in eine weite ringsum mit Waldungen umschloßne Ebene zurük. Die Bataver folgten ihm auf der Ferse — und plözlich schwenkte sich Herrmann; umzingelte den Feind von allen Seiten, tödtete den Herzog mit den Edelsten des Volks und schlug den Ueberrest in die Flucht. Immittelst war Germanikus mit acht Legionen und vielen gallischen und teutschen Hülfs-

völkern an mehrern seichten Stellen zugleich über den Fluß gegangen — und nun verließen die Cheruskker sammt ihren treuen Kampfgenossen vor der sich gegen sie heranwälzenden unabsehbaren Uebermacht die Ebene und besezten die waldigen Anhöhen. Die römischen Trompeten schmetterten zum Sturm, und die teutschen Hörner ertönten zur Schlacht. Die Römer stürmten und standen nicht ab, bis sie die Teutschen wieder in die Ebene herabgezogen hatten — und nun begann der heißeste wildeste Kampf, der jemals zwischen Römern und Teutschen gekämpft worden war. Germanikus wollte die den römischen Waffen anklebenden Schandflekken abwaschen — Herrmann die germanische Freiheit diesmal aufs schreklichste rächen und auf den Trümmern der römischen Legionen bevestigen; und so strengten beide feurige junge Helden all ihre gewaltigen Kräfte zu Erringung des Sieges an. Lange schwankte der Sieg, oft gegen die Römer, öfter noch gegen die Teutschen sich hinneigend. Aber endlich kehrt' er sich ganz auf die Seite der Uebermacht — Herrmann, mit Wunden ganz überdekt, ward von seinen muthigsten Waffenbrüdern dem Schlachtgetümmel und schon

den Händen der Römer entrissen; die Teutschen flohen in die Wälder; Germanikus behauptete das Schlachtfeld und ließ ein Siegeszeichen errichten. Ergrimmt über dieses unter ihren Augen errichtete Siegeszeichen brechen die Cherusker wieder aus den Wäldern hervor, greifen die Römer mit unwiderstehlicher Wuth an, vernichten den schönsten Theil ihrer Reiterei und würden diesmal den vollkommensten Sieg erkämpft haben, wenn Herrmann ihre Bewegungen hätte lenken, ihre errungenen Vortheile hätte verfolgen können; aber der schwer verwundete Held konnte dem Treffen nicht beiwohnen, und bald vermißten die Römer seine Gegenwart, entrissen seinen Cheruskern den Sieg wieder, schlugen sie mit großem Verlust von beiden Seiten in die Flucht und behielten abermals das Schlachtfeld. Dies war es aber auch Alles, was Germanikus mit seinen unermeßlichen Streitkräften erkämpfte und was er nicht einmal zu behaupten wagte; er zog sich kurz nach der Schlacht mit seinen siegreichen Legionen in Eile nach der Ems zurük, schiffte sie wieder ein und führte sie den Strom hinab in das teutsche Meer. Aber hier that der Himmel, was diesmal den Teutschen

nicht hatte gelingen wollen — er vernichtete den größten Theil der Flotte im Sturm, und ließ von dieser ungeheuern Rüstung nur Wenige, und diese Wenige auch noch in dem kläglichsten Zustande das Ufer erreichen. Germanikus wollte sich in der Verzweiflung und aus Furcht vor seinem Oheim das Leben nehmen; aber seine Legaten verhinderten ihn an dieser Gewaltthat — und der heimtükkische Tiber tröstete den gedemüthigten Helden in den zärtlichsten Ausdrükken, bat ihn, seine Rükreise zu beschleunigen und die Früchte seiner Siege, durch welche er die Ehre der römischen Waffen gerochen und wieder hergestellet habe, in Ruhe zu genießen und beschloß mit der Versicherung, daß es gerathner sei, die teutschen Barbaren ihren eignen blutigen Händeln zu überlassen und ruhig zuzusehen, wie sie sich unter einander selbst aufreiben und vernichten würden.

Und dies war auch der lezte Versuch der Römer, Teutschland zu einer römischen Provinz zu machen; sie begnügten sich von nun an lediglich mit der Behauptung der von ihnen am rechten Rheinufer angelegten Linien, um vor feindlichen Ueber-

fällen selbst gesichert zu sein, und waren so großmüthig, die unbezwingbaren teutschen Völker ihrem Schikſal zu überlassen.

Herrmann fühlte sich kaum von seinen schweren Wunden vollkommen wiederhergestellt, als ihn sein immer reger Feuereifer, für die Freiheit und das Wohl seines Vaterlandes zu arbeiten, zu neuen patriotischen Thaten entschlossen machte. Es war ihm nicht genug, Teutschland vom römischen Joche befreiet und den römischen Tirannen und Tirannenknechten alle fernere Versuche auf Teutschlands Bezwingung verleidet zu haben — er wollte nun auch der immer weiter um sich greifenden Tirannei im Innern steuern und die herrschsüchtigen Entwürfe des Römerfreundes Marobods zernichten. Und auch dies gelang dem freudigen Helden zum Heil der teutschen Freiheit nach Wunsch — er schlug den despotischen Beherrscher der Markomannen in einer schweren blutigen Schlacht aufs Haupt, entfesselte die von ihm unterdrükten Völker und zwang ihn, den Boden der Freiheit auf immer zu verlassen. Marobod

flüchtete nach Rom und suchte die Römer zur Hülfe wider seine teutschen Brüder zu bewegen; aber der schlaue Cäsar ließ sich nicht noch einmal zu einer Unternehmung verführen, welche den Römern schon so viele Legionen gekostet hatte — und war auch ohnedies nicht geneigt, einem Manne wieder empor zu helfen, der ihm einst so furchtbar gewesen war. Und so gelangte der Tirann Marobod nie wieder zum Besiz des ersten teutschen Thrones, den sich sein grenzenloser Ehrgeiz einst selbst errichtet hatte.

Herrmann, mit allen Eigenschaften und Tugenden eines großen patriotischen Feldherrn geziert, hatte die Teutschen zwölf Jahre lang muthig und glüklich, und durchaus ohne alle Selbstsucht und ohne allen Eigennuz angeführt, hatte sie ihre Kräfte kennen und gebrauchen gelehrt, hatte der Erste mehrere teutsche Völker zu Einem patriotischen Zwekke vereiniget, hatte sie den Weltgebietenden Römern furchtbar und schreklich gemacht, und die große Menge sei-

ner rühmlichen Thaten mit Ausrottung der auf teutschem Grund und Boden selbst erwachsenen Tirannei gekrönt — und was ward ihm dafür? — was dem Retter und Rächer der Freiheit und des Vaterlandes für alle seine Arbeiten, Thaten, Wunden und Aufopferungen?

Was so vielen und fast den meisten edlen, großen, gemeinnüzigen und über ihre Zeitgenossen so weit emporragenden Männern und Wohlthätern ganzer Völker zum Lohn geworden ist: Neid, Haß und Verfolgung — und unserm Herrmann sogar im Schooße seiner eignen Familie der Tod von Meuchelmörderhand!

Aber die Nachwelt richtet gerecht und krönet das Verdienst mit unvergänglichem Ruhm. Herrmanns namenlose Verfolger und Mörder sind der schimpflichen Vergessenheit übergeben — Ihn selbst aber, den Retter und Rächer der Freiheit und des Vaterlandes, hat die Geschichte in seinen Thaten verewiget und sein edles Bildniß zur dankbaren Verehrung und patriotischen Nach-

eiferung für uns und unsre spätesten Enkel hoch aufgestellt.

Ehre und unsterblicher Nachruhm allen Edlen, die wie Herrmann für Freiheit und Vaterland leben und würken!

Cl. Kohl sc. Viennæ 1795.

ULRICH VON HUTTEN.

geb: am 21 April 1488.

gest: am 30 Aug: 1523.

Ulrich von Hutten

geschildert

von

Christian Jakob Wagenseil,

Kaiserlicher Majestät Pfalzgrafen und der Reichsstadt Kaufbeuren Kanzlei-Direktor.

Wer die Geschichte der Welt mit gehöriger Aufmerksamkeit studirt, nicht blos bei einzelnen abgerissenen Begebenheiten stehen bleibt und daraus falsche Schlüsse zieht, sondern seinen Blik auf das Ganze zu richten und es zu umfassen vermag; der wird nach seinen Untersuchungen ziemlich bestimmt seyn, daß, wenn es gleich fehlerhaft ist, von einzelnen Erscheinungen lichtvoller Geistesprodukte sogleich auf eine weite Verbreitung der Aufklärung, von einigen einzelnen edeln Thaten auf moralischen Adel einer ganzen Nation, und umgekehrt von einzelnen und persönlichen Verfinsterungen auf gänzliche Nacht, von einzelnen Greuelthaten auf völlige Verderbniß eines Volks zu schließen und sich in jenem Fall einem allzulauten Frolokken, in diesem einer allzugroßen Niedergeschlagenheit zu überlassen, — doch aus sorgfältiger Beobachtung des

höhern Gangs der Vorsehung erhelle, daß man niemals am Besserwerden des Menschengeschlechts zweifeln dürfe. Aus der dunkelsten Nacht erwekt sie das Licht. In den Zeiten der schmählichsten Barbarei und Unwissenheit ruft sie Männer hervor, die die Fakkel des gesunden Menschenverstandes nicht auslöschen lassen, die, wenn die Wahrheit mit Gewalt unterdrükt werden will, sich muthig dem Strom ihrer Widersacher entgegen stemmen, die in Zeiten der Falschheit und des Betrugs es wagen, offen, gerade und bieder zu handeln; die, wenn Freiheit mit der Sklaverei bedroht werden will, aufstehn und rufen: „Lasset uns zerbrechen „ihre Ketten und abschütteln ihr Joch!“ — Ja, die Vorsehung zeichnet meistentheils gerade diese Kämpfer durch besonders auffallende Schiksale aus; läßt sie oft vieles leiden und manchmal so gar im edeln Streit untergehen, nur damit wir theilnehmend werden und ihren Fußtapfen folgen mögen. — Man hat es mehrmals bemerkt, daß das Blut der Märtyrer zur Ausbreitung der wohlthätigsten Religion — des Christenthums — nicht vergebens geflossen sey, und es bleibt wahr, daß Verfolgung und Widerstand dem Emporkommen der Wahrheit

von jeher mehr genüzt habe, als ein politisches Nachgeben vielleicht gethan haben würde.

Um die Vortreflichkeit der Wahrheit ganz zu erkennen, mußte zuweilen Irrthum das Land bedekken; um zu empfinden, wie wohlthätig Aufklärung sei, mußte Nacht die Völker beherrschen; um die Freiheit lieb zu gewinnen, mußten Nationen Ketten tragen; um das Christenthum in ursprünglicher Reinheit wieder an das Licht zu ziehen, mußte es mit Trug, Pfaffenkram und Fabeln bekleidet, fast unkenntlich gemacht werden, damit die Völker durch Folgen sehen sollten, wie weit sie vom guten Weg abgewichen wären und daß es Zeit sei, ihn wieder zu suchen.

Ein Zeitpunkt, in dem dieser Gang der Vorsehung dem unbefangenen Beobachter deutlich erscheint, ist besonders das Ende des funfzehnten und der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.

Wer ist so fremd in der Geschichte, der nicht wissen sollte, daß bis zu dieser Periode eine fast allgemeine Finsterniß der Barbarei und Unwissenheit über Europa ruhte? Die wenigen Ueberbleibsel alter griechischer Weisheit waren in einen Wust

von Scholastik dergestalt versunken, daß sie ganz zu verschwinden drohten. Man erinnere sich an die damalige Lehrart der aristotelischen Philosophie, wie sie in Klosterschulen herrschte, welch einen Einfluß sie auf die Theologie jenes Zeitalters äußerte, an die unseligen Spizfündigkeiten und jene Disputirwuth, die oft in Faustkämpfe ausartete; an den gänzlichen Verfall der griechischen und römischen Sprache, an die verkehrte Leitung des Volks zum blinden Glauben und zur Beugung unter den Zepter des römischen Bischofs; an die Schwäche der weltlichen Regenten, die dem Bannstrahl des Klerus selten nur mit männlichem Muth auszuweichen wagte, — und man hat in Kurzem das Gemälde beisammen, das ich gegenwärtig nicht ausmahlen kann.

So weit war es, als die Vorsehung sprach: Es ist genug! Versuche zur Wiederherstellung der gesunkenen Wahrheit und des Lichts waren freilich schon vor dem sechzehnten Jahrhundert gemacht, aber meistens in ihrem ersten Entstehen wieder unterdrükt. Noch war man in den Wissenschaften zu weit zurük, noch waren die Hülfsmittel zur Gelehrsamkeit wegen der kaum erfunde-

nen Buchdrukkerkunst zu selten; noch wagte man nicht, die Grenze zu überspringen, welche der Pabst, an dessen Oberherrschaft nur wenige im Stillen zweifelten, gesezt hatte, obwohl man schon — besonders in Deutschland — zu Kaiser Sigismunds Zeiten Spuren sah, wie gerne man sich mit einem kühnen Mann verbinden würde, der gegen die Macht des römischen Stuhls einen Streich wagen wollte. Aber jezt, als Liebe zu den Wissenschaften, gleich der schönen Morgensonne, erwachte; als man die alten Sprachen und mit ihnen die alte Weisheit, wieder aus dem Staube hervorzog; da entstand auf einmal ein allgemeines Drängen und Streben im Dienst der Wahrheit zu arbeiten, die Finsterniß zu verscheuchen und religiöse sowohl als politische Freiheit gegen jede fremde Anmaßung zu verfechten.

In diesem Zeitpunkt trat neben Reuchlin, Erasmus, Luther und andern, welche die Vorsehung zu Ausführung ihres menschenbeglükkenden Plans auserseh̃en hatte, auch Ulrich von Hutten auf den Schauplaz; ein Mann im eigentlichsten Sinn des Worts, dessen Name lange nur in den Schriften der Gelehrten lebte, so sehr

er verdient hätte, längst vom deutschen Volk, für das er einst so viel that und duldete, allgemein gekannt und verehrt zu seyn. Aber es ist eine bekannte traurige Wahrheit, daß vorzügliche Köpfe, gebohren mit ausgezeichneten Fähigkeiten, und gerüstet mit Muth und Begierde, Gutes und Edels zu wollen und auf Geist und Herz ihrer Zeitgenossen mit Riesenkraft zu wirken, die Menge aus ihrem todähnlichen Schlummer zu schütteln und einen Tempel der Wahrheit, Weisheit und Schönheit darzustellen, worinn die Völker sich unterrichten und freuen sollten, gemeiniglich in ihrem Vaterlande verkannt und verachtet, verfolgt und brodlos gemacht, zulezt öfters aus dem Schoos der Ihrigen und von allem, was ihrem Herzen theuer war, weggerissen und ins Elend geschikt, oder wohl gar mit dem Tod gelohnt werden.

Auch Deutschland hat diesen Vorwurf — nicht ganz unverdienter Weise — lange getragen und Hutten gehört mit unter diejenigen, deren Schatten über Verkennung und nachläßige Behandlung zürnen können. Wieland und Herder gebührt die Ehre, seinen Namen zuerst wieder geweckt zu haben, — denn des verdienten Burk-

hard und Christ Kommentare erschienen lateinisch und also nur für wenige. Moser und Küttner entwarfen kürzere Schilderungen, Schubart folgte dem Wink glüklich, den jene Männer gegeben hatten. — Was der Verfasser gegenwärtiger Arbeit thun wollte, ist bekannt. Die vollständige Ausgabe der Schriften unsers Helden kam nicht zu Stande und es wird schwerlich jemals dahin gedeihen, daß sie erscheint. Möchte es mir gelingen, wenigstens hier, in diesem Tempel deutschen Verdiensts, meinem alten Freund ein kleines Denkmahl zu errichten, das seiner nicht ganz unwürdig erfunden würde!

Ulrich von Hutten stammte aus einem sehr alten Rittergeschlecht in Franken und wurde am 21sten April des Jahres 1488 auf dem seiner Familie zugehörigen Schlosse Steckelberg gebohren. Von seinen frühern Jugendjahren, seiner ersten Erziehung und wie sein Geist und Herz in der Anfangsperiode des Lebens gebildet worden, wissen wir nichts. Bis in sein eilftes Jahr, in welchem er in die Abtei zu Fulda geschikt wurde, fehlt es uns gänzlich an Nachrich-

richten. — Daß das Kloster für einen Geist wie diesen nicht der rechte Ort war, ist begreiflich; allein wie selten hat ein aufblühendes Genie das Glük, sogleich auf denjenigen Standpunkt gestellt zu werden, auf den es eigentlich gehörte! Wenn damals Eltern kaum ein größers Glük kannten, als ihre Erstgebohrnen dem Kloster — oder wie sie im frommen Wahn glaubten — Gott zu weihen; so darf es uns nicht wundern, daß auch die Eltern Huttens den jungen Ulrich zum Mönchen machen wollten. — Dieser Umstand ist bisher oft übersehen worden, aber er ist wahr *) und wer weiß, ob diese vorgehabte Einsperrung, von der er wohl zeitig gehört haben mag, nicht schon frühe Huttens Geist einen Theil der nachherigen Richtung gegeben hat und ihn zum Feind aller gewaltsamen Einschränkungen weihte? — Der Abt von Fulda, der an dem jungen Menschen, den er nicht verkannte, eine gute Eroberung zu machen hoffte, freute sich der Wünsche seiner Eltern und

*) Hutten selbst erzählt es in der: Entschuldigung wider etlicher unwahrhafte Ausgeben von ihm.

trug das seinige nach Mönchsart dazu bei, in seinem Zögling Liebe zum Klosterleben zu erwekken; aber der verdiente Ritter, Eitelwolf von Stein, rettete ihn noch zu rechter Zeit und machte demgeistlichen Herrn den bittern Vorwurf: „Wolltest du dies Genie verderben?“ — Wir werden hören, wie Hutten es in der Folge seinem Retter dankte!

Von Fulda gieng er auf den Rath des edeln Eitelwolf von Stein und seines Jugendfreundes Crotus Rubianus nach Cöln, wo Busch, Cäsarius, Graf von Nuenar und andere die Barbarei mit edelm Muth zu vertreiben begannen. So wie der für das Wahre und Schöne früh empfängliche und offene Hutten sich gleich mit Innbrunst an diese Männer, die freilich besser, als die Mönche zu Fulda, für ihn paßten, anschloß; so sehr waren ihm die damaligen Cölner Theologen zum Ekel und noch etliche Jahre nachher goß er seinen bittersten Spott über sie aus, daß sie den scharfsinnigen Scotus, den seraphischen Bonaventura, den zwiefach heiligen Thomas und andere dergleichen sublime Leute, ihm anzupreisen und zum ernstlichsten Studium

zu empfehlen, sich die undankbare Mühe machten. Er riß sich glüklich aus dem scholastischen Wirrwarr seiner Doktoren und belohnte ihnen in der Folge die Arbeit, seinen Geist — wenn es möglich gewesen wäre — zu verfinstern, mit vollen Händen in den Epistolis obscurorum virorum.

Müde dieses Unterrichts und bereits ziemlich genährt durch den Geist der alten Klassiker, gieng Hutten nach Frankfurt an der Oder, wo der Kurfürst Joachim von Brandenburg auf Eitelwolfs Rath kurz vorher eine Universität errichtet hatte. Hier legte er sich mit heißem Eifer auf die Wissenschaften, besonders die Geschichte und klassische Litteratur und wurde im achtzehnten Jahr seines Alters für würdig gehalten, Magister der freien Künste zu werden. Wie weit er schon damals in der Bildung seines Geistes durch die Lektüre der Alten gekommen war, beweisen die Gedichte, die er um diese Zeit schrieb, besonders das schöne Gemälde von der reizenden Lage Frankfurts, wo er sich drei Jahre lang mit Vergnügen aufhielt.

Es scheint aber, daß seinem feurigen Geist das stille Leben im Schoos der Musen bald anfieng

lästig zu werden, denn er entschloß sich im Jahr 1509 mit in den Krieg zu ziehen, den Kaiser Maximilian gegen die Venetianer führte. Aber nicht blos Unstätigkeit oder gewöhnlicher Hang feuriger junger Leute zur Veränderung, war es, was ihn zu diesem Endschluß brachte, sondern es wirkte dabei auch ein edler Beweggrund mit: er wollte versuchen, ob die Weisheit, die er bisher aus Büchern gelernt hatte, auch im wirklichen Leben anwendbar wäre. Er wohnte nun unter Maximilians Heer der Belagerung von Padua bei, mußte sich aber — nicht aus Bequemlichkeit oder Mangel an Herzhaftigkeit — sondern wie er mit derjenigen Offenherzigkeit, die ihn durch sein ganzes Leben auszeichnete, seinem Freund Pirkheimer gesteht, — aus Geldmangel, wieder nach Deutschland zurükziehen, wo er sich aufs neue den Musen in die Arme warf. Er kam arm, elend und krank bis nach Pommern, denn vor Padua hatte ihn ein venerisches Uebel befallen, mit dem er sich durch sein ganzes Leben schleppen mußte. Dieser Umstand hat in der Folge seinen Feinden hundertmal Gelegenheit abgeben müssen, ihn zu verläumden, wiewohl sie Entschuldigung ge-

nug für ihn hätten finden können, wenn es ihnen darum zu thun gewesen wäre und wenn — aufrichtig zu gestehen — Hutten ihrer Schwächen ebenfalls mehr geschont und sie nicht zu Aufdekkung seiner Fehler gereizt hätte. Jenes Uebel war aber damals eine Art von epidemischer Krankheit, wozu man eben so leicht auf andere Art, als durch Unenthaltsamkeit, gelangen konnte, obwohl ein feuriger junger Mensch von zwanzig Jahren auch im leztern Fall eher zu bemitleiden, als zu verdammen sein würde. Hutten selbst dachte so wenig Arges dabei, daß er sowohl in seinem Buch über das Franzosenholz ganz offen und unbefangen von seiner Krankheit spricht, als auch in seinen Briefen derselben öfters erwähnt. Seine Wahrheitsliebe verläugnete er nie, auch dann nicht, wenn sie einen Schatten auf ihn werfen, wenn sie ihm schaden konnte. Er erzählt mit möglichster Treue, was für Qualen er unter den Händen der Wundärzte gelitten, daß er Tag und Nacht keiner Ruhe genossen, sich fast aller Speise habe enthalten müssen, ja, daß man ihm — in Ermangelung aller Hülfe — so gar einen freiwilligen Tod angerathen habe. Wer so von einem heimlichen Uebel, das er

am Leibe trägt, sprechen kann, der muß von dem Vorwurf eines selbst verschuldeten Elends ganz ferne sein, wiewohl ich Hutten wenigstens von einiger Schuld — um ganz unpartheiisch zu sein — auch nicht völlig freisprechen möchte. — Daß sein Uebel diesen hohen Grad vielleicht auch darum erreicht hatte, weil damals die Heilmittel dagegen noch sehr unbekannt waren und mancher arme Jüngling für die Unwissenheit seiner Aerzte büßen mußte, ist mehr als wahrscheinlich.

Hutten kam in seiner Dürftigkeit nach Rostok, wo er Unterricht gab, weil ihn seine Familie ohne alle Hülfe lies und er lieber darben, als von Anderer Gnade leben wollte. Dieser Stolz auf sich selber, dieser edle Troz, den nur derjenige, der sich fühlt, haben kann, kam ihm in der Folge wohl zu statten, als ihn das Schikfal noch tiefer sinken ließ und öfnete manche schöne Seite seines Herzens, die sonst verborgen geblieben wäre.

Nach einem kurzen Aufenthalt zu Braunschweig und Maynz gieng Hutten nach Wittenberg, wo er seine Verskunst (Ars versi-

ficatoria) herausgab und anfieng seinen Namen unter den Wiederherstellern der schönen Wissenschaften bekannt zu machen. Dieses Gedicht sandte er zween jungen Pommerschen Edelleuten und machte ihnen in dem dazu gehörigen Schreiben große Lobsprüche, daß sie sich mit so glüklichem Fleiß auf die Wissenschaften legten, welches bei dem Adel ihrer Zeit eine wahre Seltenheit sei. Denn so wie Hutten sich selbst mit feuriger Liebe den Wissenschaften weihte, so schien es ihm auch an andern seines Standes schimpflich, nichts weiter zu lernen, als wie man zwei Beine über ein Pferd hängen und einen Feind überwinden sollte. Diese Liebe zu schönen Wissenschaften zog ihm so gar den Unwillen seines eigenen Vaters zu, der — keinen fein fühlenden Dichter, keinen glühenden Freiheitsredner, sondern einen gründlichen fleißigen Juristen, wie sie damals waren, in ihm erwartete und der von Versmacherei genau dachte, wie die Väter Ovids und Tassos. Er lachte und spottete über die Studien seines Sohnes, ja, er ereiferte sich wohl gar mächtig, daß er sich mit so unnüzen Dingen beschäftige, obwohl es auf der andern Seite dem väterlichen Herzen wieder ganz wohl that, seinen

Ulrich von Gelehrten gekannt und geschäzt zu wissen und er glaubte jezt selber, daß ein schlechter Mönch aus ihm geworden seyn würde.

Nachdem Hutten einen Theil von Böhmen und Mähren durchreist, auch eine Zeitlang sich in Wien aufgehalten hatte, gieng er im Jahr 1513 zum zweytenmal nach Italien, wo er streben wollte, sich dem Willen seines Vaters zu fügen und ein gründlicher Jurist zu werden; allein der Versuch wollte abermals nicht gelingen und es scheint fast, daß er die Schulen der Rechtsgelehrten weniger um darinn zu lernen, als vielmehr, um darüber nach seiner Art spotten zu können, besucht habe.

Es war ein Glük für den Ritter, daß ihm die Natur einen frohen und heitern Muth verliehen hatte, sonst wäre er den Beschwerlichkeiten, die er sein ganzes Leben durch zu dulden hatte, früher unterlegen. Man würde sich davon noch leichter überzeugen können, wenn er genauere Nachrichten von seinen Reisen und von den Gefahren, die ihn so oft umgaben, hinterlassen hätte; allein er begnügt sich blos mit der allgemeinen Klage,

daß er zu Wasser und zu Land viel Unglük erfahren und eine ganze Odyssee von Abentheuern ausgestanden habe.

Schon im vierten Monat nach seiner Ankunft in Pavia verfolgten ihn die Franzosen, welche die Stadt gegen die Schweizer vertheidigten und hielten ihn drey Tage lang mitten im Fieber in einem entlegenen Winkel seines Hauses gefangen. Er glaubte wirklich, dem Tod nicht zu entgehen und machte sich in dieser Noth vorläufig seine Grabschrift, worinn er unter andern sagt, wie viel Ungemach er schon erduldet habe und daß sein Leben eine ganze Kette von Elend gewesen sey. Die Schweizer eroberten Pavia, nahmen ihn gefangen, beraubten und mißhandelten ihn und nur mit Mühe konnte er sich von ihnen loskaufen.

Jezt wanderte er nach Bologna und in mehrere Städte Italiens mit offenem Herzen für die Schönheiten der Natur, der Künste und Wissenschaften. Hier gab er seinen Biedermann (Vir bonus) heraus und machte in beißenden Epigrammen, die in der Folge gesammelt wurden, seiner Galle Luft gegen müssige Pfaffen, deren ungeistliche Lebensweise er in der Nähe gesehen hatte und gegen alle Verächter des deutschen Namens,

der ihm, so lange er athmete, theuer und werth war. Obwohl dieses gegen dasjenige, was er in der Folge that, nur gleichsam eine Vorbereitung zu wichtigern Schritten war, so zog es ihm doch die Nachstellungen der Mönche zu, und er mußte Rom zum zweitenmal verlassen. Dadurch sezte sich in seiner Seele der erste Keim jener Bitterkeit fest, die er all sein Lebenlang gegen diejenigen nährte, die er für Feinde seiner guten Sache hielt, die endlich in Heftigkeit und Ungestüm übergieng, und ihm alle Ruhe des Lebens raubte. Nicht auf einmal, sondern stufenweise gelangte er dahin, wo wir ihn in den lezten Perioden seines Lebens sehen. Erst war es bloßer Widerwille gegen das sinnlose Gewäsche, welches er von den Cölner Theologen hörte, und die an ihnen wahrgenommene Verfolgungssucht gegen jeden, der besser dachte, was ihm diese Menschenklasse unerträglich machte; dann kam dazu, daß er mit Augen sah, wie das Leben des römischen Klerus beschaffen war, und was für krumme Wege man sich erlaubte, sein Vaterland zu betrügen, — ein Umstand, der auch in Luthers Seele den ersten Funken warf, der in der Folge zur Flamme ward — und endlich der Widerstand,

den er von mehrern Seiten erfuhr, der ihn auf Nachforschungen leitete, wodurch er sich endlich zu dem bildete, was er geworden ist.

So wie er jene Epigrammen meistens in frölichen Zirkeln, auf Reisen zu Fuß und zu Pferd verfertigte, gieng es fast mit allen seinen Werken, die er selten in gehöriger Ruhe, sondern bald hie, bald da, nirgends zu Hause und fast immer ohne alle Hülfsmittel aufs Papier mehr hinwarf, als schrieb, so wie ihr Inhalt gerade hell in seiner Seele lag. So sagt er z. B. selbst von seiner Elegie auf Johann von Hutten: „er habe seiner Feder das meiste überlassen müssen, indem die Bewegung seines Gemüths zu heftig gewesen sei, als daß er an eine Feile hätte denken können. Er schreibe mehr aus Noth gedrungen, als daß er hoffte, es geschehe mit Glük.“ — Nie schrieb dieser feurige Kopf, blos um zu schreiben und damit das Werk zur Freude des Verfassers nur bald genug gedrukt werden möchte, das bei so manchem Schriftsteller unsrer Tage — leider! — der Fall ist, sondern weil er seines Gegenstandes zu voll war, als daß er zurükhaltend hätte seyn können, wie denn Zurükhaltung am allerwenigsten in seinem

Charakter lag. Er schrieb, in Hofnung, daß dasjenige was er sagen wollte, nüzen und wirken würde, und obwohl daher manchem die gehörige Rundung und Vollendung fehlte, die sein Feuer im ersten Ausbruch der Sache nicht zu geben erlaubte: so war hingegen alles Geist und Wärme, was von ihm ausgieng, so, daß er die bezwekte Wirkung selten verfehlen konnte, weil das meistens das Herz richtig trift, was vom Herzen kommt.

Auf die eben beschriebene Art entstund sein Lobgedicht auf Alberten von Maynz, das ihm so viele Ehre erwarb und von dem er selber gesteht, es sei mehr hingeworfen als geschrieben. Daraus erhellet, was sein Genie geleistet haben würde, wenn theils günstigere Lage von außen, theils weniger heftiges Temperament, seine höhere Ausbildung nicht gehindert hätten. Albert schäzte die Gelehrten und versicherte Hutten seines Schuzes, den ihm sein Gönner, Eitelwolf von Stein, und späterhin Erasmus, dringend als eine Pflanze, die Pflege verdiene und als ein Genie, das die zu Maynz neu errichtete wissenschaftliche Societät durch seinen Beitritt ehren würde, empfohlen hatten. Hutten folgte

dem Ruf, gieng nach Deutschland und schrieb aus Dankbarkeit das erwähnte Lobgedicht. Schon hoffte er auf goldne Zeiten, welche die Verbindung der trefflichsten Köpfe zu Einem allgemeinen wichtigen und gemeinnüzigen Zwek hervorrufen würde; schon brannte er vor Begierde, mit zu wirken, als ihn auf einmal eine tragische Geschichte, die seine Familie betraf und sein Herz in mehrerer Rükficht verwundete, auf einen andern Schauplaz des Denkens und Handelns riß.

Sein Vetter, Johann von Hutten, einer der vier Söhne Ludwigs von Hutten, war von dem Herzog Ulrich von Wirtenberg an seinen Hof gezogen und mit vieler Vertraulichkeit behandelt worden. Das gute Verständniß, welches eine Zeitlang zwischen dem Fürsten und seinem Höfling herrschte, wurde aber bald unterbrochen, nachdem dieser die Tochter des Erbmarschalls Konrad von Thumb geheirathet hatte und ihre Schönheit auf den Herzog, der sie täglich zu sehen und zu sprechen Gelegenheit finden konnte, Eindruk machte. Johann suchte diese Zusammenkünfte zu hindern, der Herzog legte sich aufs Bitten und da dieses nicht fruchten wollte, versuchte

er Gewalt zu brauchen. Da nun Hutten endlich gar sein Leben in Gefahr sah, suchte er den Hof zu verlassen, welcher Entschluß den Fürsten, der auch den von Hutten im Verdacht eines unanständigen Umgangs mit seiner Gemahlin hatte, dergestalt erbitterte, daß er ihn im Böblinger Walde auf der Jagd mit wilder Grausamkeit ermordete und an einen Baum aufhieng. Zwar suchte sich der Herzog durch den angezogenen Verdacht nicht nur, sondern auch damit zu rechtfertigen, daß er sich als westphälischer Freischöffe zu einer solchen Bestrafung seines Höflings für befugt hielt; allein niemand wollte diese Ausflüchte für zureichend halten. Ulrich von Hutten war eben im Baade zu Ems, als diese That geschah. Er erhielt nicht so bald Nachricht hievon, als schon seine leicht entzündbare Seele in vollen Flammen stund. Gefühl des schreyendsten Unrechts, das der Ermordete, die Familie, ja der ganze freye deutsche Ritterstand erlitten, umgab ihn ganz. Diesen gewaltigen Eindruk, der sich in allen damaligen Schriften und Briefen des Ritters äußert, verstärkte noch ein Beweggrund, der nicht minder edel war, und nicht übersehen werden darf. Es

zeigt sich nemlich hier ein schöner Zug seines Charakters in vollem Licht, — die holde Tugend Dankbarkeit. Nicht blos weil der Ermordete ein Glied seiner Familie, nicht blos weil er deutscher Ritter war, empörte ihn die unfürstliche That, sondern in seinen Schmerz mischte sich das Andenken dessen, was er der Güte des Vaters des Unglüklichen schuldig sei, der ihn mit so vieler Liebe behandelt, so viel zu seinem bessern Fortkommen gethan habe. Diese vereinigten Gefühle wurden nun laut gegen den Mörder seines Verwandten. Er schrieb heftige Reden in lateinischer Sprache gegen denselben, die als Meisterstükke der Beredsamkeit gelten können und in der Folge ergrif er auch den Degen gegen ihn, wie wir weiter unten hören werden.

Die an Hutten gerühmte Tugend warmer Dankbarkeit äußerte sich nicht nur diesmal, sondern man findet ihre Spur noch oft in seinem Leben. Er vergaß leichter Beleidigungen und Unrecht, als eine ihm erwiesene Wohlthat. Dankvoll glühte er für Eitelwolf von Stein, der in dem für den Ritter traurigen Jahr 1515 starb und jeder Unverdorbene wird mit Wonne die schöne Schilderung

lesen, die er von diesem seinem lieben Abgeschiedenen macht *), mit welcher Herzlichkeit und in welcher kunstlosen Sprache er erzählt, wie sehr sich Eitelwolf um ihn verdient gemacht und wie er manche der ihm erzeigten Wohlthaten erst nach dessen Tod erfahren habe. — Wahrlich, es ist ein schöner Kranz, den er seinem Erretter aus dem Kloster auf sein Grab legte. Er erfuhr die Nachricht von dem Tode dieses Biedermannes und von der Ermordung seines Vetters an einem und eben demselben Tag. Kein Wunder, daß sein Herz blutete und seine ganze Seele in Sturm gerieth.

Hutten suchte das Verdienst überall auf, wo er es fand und schloß sich mit herzlicher Inbrunst an jeden, von dem er glaubte, daß er für das allgemeine Beste der Wissenschaften arbeite. So war er Reuchlin mit feuriger Liebe zugethan, und jede Beleidigung, welche diesem die Cölner Theologaster und andre Mönche und Mönchsgenossen zufügten, fühlte er so sehr, als ob sie ihm

---

*) Man sehe den Brief an Jakob Fuchs in meiner Ausgabe der Werke Huttens Tom. I. P. 63. ff.

selbst wiederfahren wäre. Er rechnete es dem Erasmus hoch an, daß er Reuchlin dem Pabst schriftlich empfohlen hatte, und schloß sich auch an ihn als lehrbegieriger Schüler an. Er bekannte dankbar, daß er ihm die Schäze Griechenlands geöfnet habe und daß er es nicht unwürdig gewesen seyn würde, wenn er zu seinen Füßen gesessen und griechisch von ihm gelernt hätte.

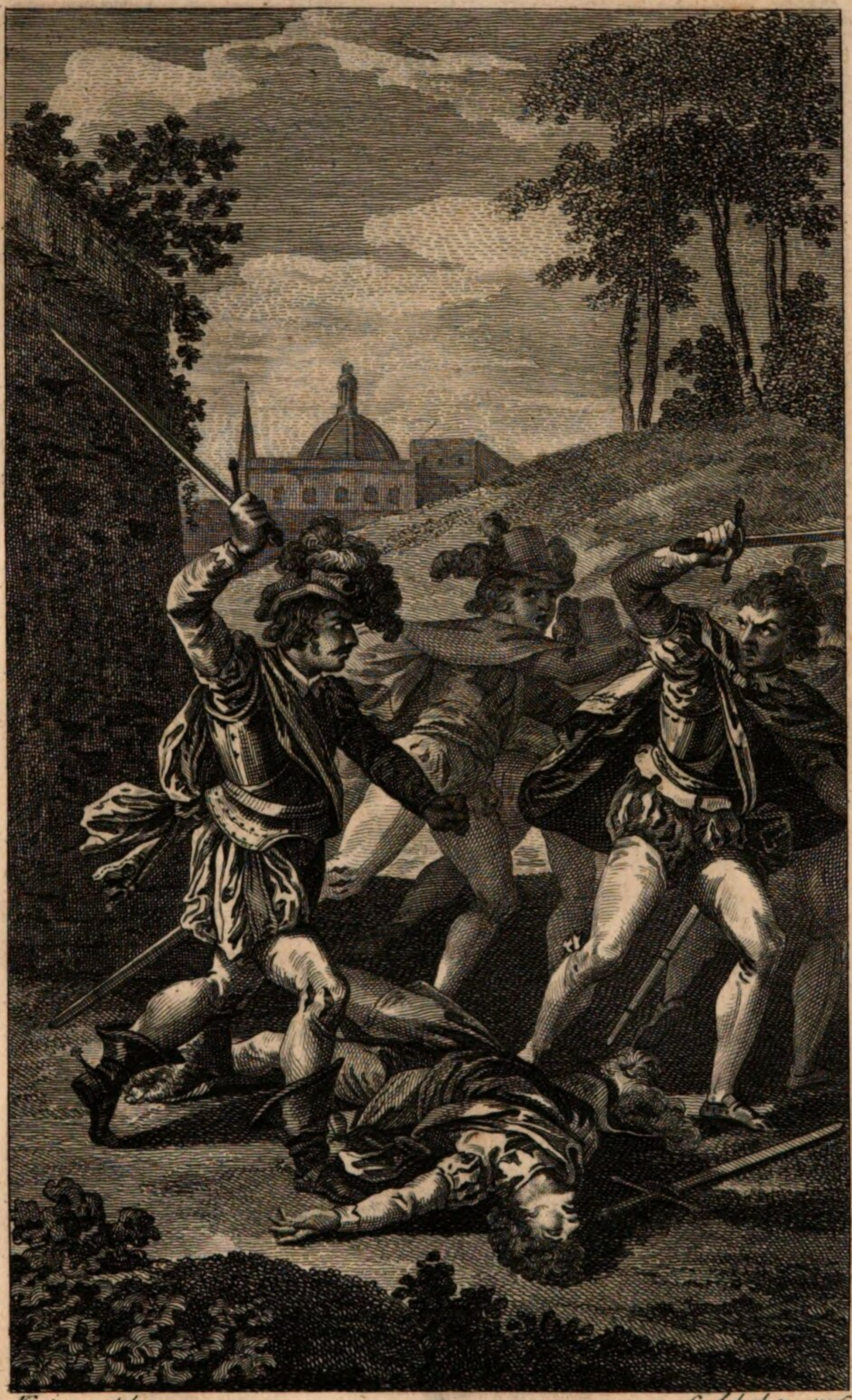
Freundschaftliche Briefe, worinn man so gerne ohne alle Zurükhaltung erscheint und unbefangen jede Falte des Herzens eröfnet, sind gewöhnlich unverwerfliche Zeugen von der Denkungs- und Handlungsart eines Menschen, und diese lassen auch auf jedem Blatt in Ulrich von Huttens Seele blikken. Sie sind besonders voll von Anhänglichkeit an Erasmus, der ihm der deutsche Sokrates, das eine Auge Deutschlands, der Wiederhersteller des gesunden Menschenverstandes, der Vertreiber der Barbarei war, und der es auf seiner Seite gleichfalls nicht ermangeln ließ, Hutten viel Schönes zu sagen, weil es ihm schmeichelte, von dem seltenen jungen Edelmann, der den Wissenschaften einst große Dinge leisten würde, so geschäzt zu seyn, dem er aber seine Anhänglich-

keit in der Folge, als er ihn im Elend sah, aus Menschenfurcht sehr übel vergalt.

Im Jahr 1516 gieng Hutten zum drittenmal nach Italien, abermals auf heftigen Betrieb seiner Familie die Rechte zu studiren. So sauer es ihm wurde, sich mit einer Wissenschaft zu beschäftigen, gegen die er den lebhaftesten Widerwillen empfand, die ihm Knechtes-Arbeit schien, und nach seiner Meynung andern weit nachstehen mußte; so suchte er sich doch zu überwinden, blos in der Absicht, sich dem Willen seines Vaters zu fügen und das Bewußtseyn, seine kindliche Pflicht zu erfüllen, versüßte ihm den Ekel, den ihm die Glossen der Bartolisten und ihre Unwissenheit in allem, was ausser ihrem Horizont lag, erregten. Doch nicht diese Glossatoren allein, die in der Rechtsgelehrsamkeit wirklich auch nicht unumschränkt herrschten, waren der Grund seiner Abneigung gegen diesen Zweig des menschlichen Wissens, sondern in allem Betracht war die damalige Juristerei, wohin noch kein Strahl derjenigen Humanität gedrungen war, die Hutten und seines gleichen suchten, und auf den Gefilden der schönen Litteratur fanden, kein Gegenstand, wobei ein Mann wie

er, mit Ausdauern verharren konnte. Von einzelnen Männern, einem Alciat, Budäus, Zasius und andern, ist hier die Rede nicht, aber im Allgemeinen ist diese Schilderung doch wahr. Vielleicht hatte er auch überhaupt zu wenig Stätigkeit, ein Feld zu bearbeiten, in das er schon mit Vorurtheil trat und das — ohne Uebertreibung zu sprechen — damals noch zu dürre und troken war, als daß ein Geist, an griechische und römische Schönheit gewöhnt, darinn mit Vergnügen hätte weilen können.

Während seines Aufenthalts in Italien begegnete unserm Ritter ein Abentheuer, das er mit großem Muth bestand. Er kam zu Viterbo von ungefähr mit fünf Franzosen zusammen, die in seiner Gegenwart die Ehre des deutschen Kaisers auf eine schmähliche Art lästerten. Er verwies es ihnen und ermahnte sie zum Schweigen. Die Franzosen fuhren in ihrer Unbescheidenheit so lange fort, bis es endlich zu einer Schlägerei kam. Hutten tödtete den stärksten seiner Widersacher, jagte die vier übrigen in die Flucht und kam mit einer leichten Wunde aus dem Gedränge. Bald darauf brach in Bologna zwischen den Deut-



Kininger del: C Schulze sc: 1796.

Ulrich von Hutten im Kampfe mit fünf Franzosen.

schen und Lombarden ein Zwist aus. Seine Landsleute baten ihn, für sie bei dem Vorsteher der Stadt das Wort zu reden. Er that es mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit und brachte dadurch die Richter dergestalt wider sich auf, daß er nach Ferrara flüchten mußte. — So riß ihn sein Ungestüm immer über die Grenzen der Vorsicht und Klugheit hinaus, denn was seiner hellsehenden Seele gut und recht schien, sollte auch der ganzen übrigen Welt gut und recht scheinen, oder sie mußte aus Dummköpfen bestehen, die nicht sehen könnten, oder aus Schurken, die nicht sehen wollten. Daher war Hutten ein Feuer, das leuchtete und wärmte, wo es auf den rechten Punkt traf, aber fressend und verzehrend, wenn es Widerstand fand und sollte er selbst darüber zu Grunde gehen. In mannigfaltiger Rüksicht ein schäzbarer, aber wie die Welt geht und ist, immer ein unglüklicher Charakter, der meistentheils das Opfer seines Eifers für das werden muß, was gut, recht und schön ist.

Dieser dritte Aufenthalt Huttens in Italien dauerte nicht lange. Mit der Rechtsgelehrsamkeit gieng es wie die vorigenmale, in diesen La-

byrinthen fand sich sein Geist nicht zurechte. Ich zweifle aber, ob blos deswegen, weil er zu süße Nahrung bei seinen Griechen und Römern fand, sondern in dem Eigenthümlichen seines Charakters liegt selbst, wo ich nicht irre, eine Ursache seines Widerstrebens. Sein gerader, offener, biederer Sinn haßte alles, was Winkelzügen, Verdrehungen und Unbilligkeiten nur von ferne ähnlich sah. Er floh weit weg, wo er etwas dergleichen ahnete, und wo entdekt man mehr dieser Gebrechen der menschlichen Natur, wo ist die Chikane mehr zu Haus, als auf der dornigten Bahn des Rechtsgelehrten, wo nach dem bekannten Brocardicon das höchste Recht nicht selten das höchste Unrecht ist? — Kein Wunder, daß ein Mann wie Hutten, dem natürlicher Abscheu dagegen in die Seele gepflanzt war, auch das, was diese Wissenschaft sonst vortrefliches mit sich führt, verkannte und den Gedanken aufgab, daß er für sie geschaffen seyn könnte.

Sonst gieng es ihm, so viel man aus den wenigen vorhandenen Nachrichten weiß, in Italien ziemlich wohl. Er rühmt es gegen Erasmus, daß er von den Gelehrten dieses Landes, besonders

Kininger del. C. Schule sc 1796.

Ulrich von Hutten wird vom Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt.

aber von denen in Venedig, mit großer Achtung behandelt worden sey. In des Greisen Asulans Wohnung mußte ihn die ganze Familie, bis auf das Kind Aldin, umarmend und küssend begrüßen. Man beschenkte ihn mit schönen Ausgaben von seinen Lieblingen, den römischen Klassikern, und er kann gar nicht satt werden, von der genossenen Gastfreundschaft zu reden.

Von Venedig kam Hutten nach Deutschland und fand in Augsburg eben so gute Aufnahme in dem Hause des berühmten Konrad Peutinger, wo er auch mit Jakob Spiegel und dem Mathematiker, Johann Stab, Bekanntschaft machte. — Peutinger stellte ihn dem Kaiser Maximilian vor, rühmte in einer großen Versammlung von Rittern und Edeln seines Freundes Wissenschaft, seine erduldeten Beschwerlichkeiten auf Reisen, seinen Muth, seine Vaterlandsliebe und alle seine Verdienste. Maximilian schlug ihn nicht nur in dieser Versammlung zum Ritter, sondern beschenkte ihn auch mit dem poetischen Lorberkranz, den Peutingers schöne Tochter, Constantia, das liebenswürdigste und artigste Mädchen ihrer Zeit in Augs-

burg, gewunden hätte; eine Ehre, die damals freilich auszeichnender war, als in der Folge der Zeit, da sie z. B. einer Frau Magdalena Sibylla Riegerin zu Theil wurde, und Gottsched weiland den Poeten Schönaich für ein schläfriges Heldengedicht — Herrmann genannt — damit belohnte.

Es ist in der That eine wohlthätige Verfügung der Vorsehung, daß Wissenschaften nicht nur an und für sich ihren Besizer glüklich machen, sondern ihm gleichsam ein Freibrief sind, der ihn an jeden gleichgesinnten empfiehlt. Sie stiften Freundschaft in der Ferne, und die nie sich sahen, wünschen einander zu umarmen, indem sie ihre Geister zu Einem wohlthätigen Zwek gestimmt glauben. Dann tauscht der eine seine Ideen und Plane gegen die des andern und das Ganze fühlt die Früchte der herrlichen Vereinigung. Ohne Huttens warme Liebe zu Wissenschaften und allem, was wahr und schön ist, hätte kein Peutinger, kein Pirkheimer, kein Luther, kein Erasmus ihn gekannt und geliebt; er wäre ein Ritter geblieben, wie es so manchen Ritter seiner Zeit gab und — noch giebt, ohne ihr gemeinschaftliches Zusammentreffen wäre

nie geworden, was geworden ist. Wenn aber solche Männer einen Jüngling, wie diesen, leiten, so mußte es wirken, besonders da ihre Thätigkeit nicht blos auf müssige Spekulation, sondern auf Verbreitung praktischer Weisheit und Wahrheit gieng. Wissenschaft aber, die nicht auf Spekulation allein beruht, sondern Wahrheit enthält, die an das Herz geht, kann in einem Feuerkopf, wie Huttens, nicht ruhen, sie muß ausströmen und sich mittheilen, denn der Genuß eigener Glükseligkeit ist ihm nicht genug; die ganze Welt soll daran Theil nehmen und wenn Bann und Acht über den stürmenden Prediger losbrächen.

Reisen, Erfahrung, Beobachtung, Umgang und Studium, hatten unsern Hutten bereits so weit gebracht, daß er an päbstlicher Machtvollkommenheit und manchem zweifelte, was noch dem allergrößten Theil seiner Zeitgenossen unverlezliches Heiligthum war. Die erste Frucht hievon war seine Ausgabe des Laurentius Valla, von der erdichteten Schenkung Constantins, die er von seinem Familienschloß aus besorgte, und — wer sollte sich so etwas als möglich denken, wenn es nicht wirklich geschehen wäre? —

dem Pabst Leo X. zueignete, ein Schritt, den Herder mit Recht einen Jugend = Helden = oder Eulenspiegelstreich in Huttens Leben nennt. In dieser Zueignungsschrift machte er dem Pabst sehr ausgesuchte Lobsprüche; — freilich nicht in der Absicht, als ob er sie wirklich verdiente, oder aus Schmeichelei, denn was wollte er von dem Pabst, daß er — der nie schmeichelte — ihm hätte schmeicheln sollen? — sondern damit er gleichsam als in einem Spiegel möchte schauen können, was er seyn sollte. Dabei sprach er von Leo's Vorgängern derbe deutsche Wahrheit und zwar mit einer so auszeichnenden Heftigkeit, daß selbst Luther und andere, welche wie er für die gute Sache der kirchlichen Freiheit stritten, fürchteten, er möchte eben dadurch seines Zweks verfehlen. — Es ist wahr und von dem Zuschauer in der Ferne bald gesagt: er hätte weniger kühn, weniger heftig zu Werke gehen sollen. Allein ein so feuriger Charakter, der von der Wahrheit und Güte seiner Sache ganz überzeugt war, der die Mißbräuche des römischen Hofs in der Nähe gesehen hatte und sein Vaterland, das er liebte, von demselben mißhandelt wußte; der den Glauben hegte: es sei genug,

wenn man nur von Guten geachtet werde, sollte auch eine ganze Welt von Bösewichtern sich gegen den Redlichen verschwören; der keine Furcht kannte und keine Drohung achtete; — ein solcher Charakter dachte nie an die Grenzlinie, welche die scheuere Klugheit zieht, und dann fordert — wie Moser sehr treffend sagt — das Bedürfniß eines Zeitalters zuweilen wirklich Kraftmänner, die zu sich selbst sagen können: „Gott Lob! daß ich grob seyn kann!“ Ueberhaupt wissen wir alle, daß wenige Schriftsteller jener Periode nach Urbanität und Feinheit im Ausdruk gerungen haben. Die meisten traten mit derben Tritten einher, weil mit Gewandheit nicht viel zu gewinnen war und diese ihnen nicht viel weniger, als Furchtsamkeit und Mißtrauen in das, wofür man streite, schien. Warum wollten wirs also Hutten verübeln, daß er — der zu den Feinen ohnehin nicht gehörte, — dem Genius seiner Zeit huldigte, da wir geneigt sind, das nemliche an andern seiner Gehülfen, wenn nicht zu schäzen, doch eben mit diesem Genius zu entschuldigen?

Von unsers Hutten Reise nach Frankreich, im Jahr 1518, wissen wir wenig, und nur so viel, daß auch die Franzosen, troz seines kleinen Kör-

pers, den darinn wohnenden großen Geist nicht verkannten und sowohl seine Wissenschaften, als seinen unerschütterlichen Charakter, bewunderten. Bald nach seiner Zurükkunft sezte er sich zu Maynz an Alberts Hof und begleitete diesen seinen Herrn auf den Reichstag nach Augsburg, wo sich seiner Thätigkeit und Wißbegierde ein neues weites Feld eröfnete. Er begann jezt den Lauf und hatte die Aussicht, zu sehr bedeutenden Ehrenstellen zu gelangen, entweder an Alberts, oder des Kaisers, oder sonst an einem Hofe, die er auch theils um den Glanz seiner Familie zu erhöhen, theils um seinen eigenen Ehrdurst zu stillen, woraus er seinen vertrauten Freunden kein Geheimniß machte, nicht ausgeschlagen hätte. Allein es fehlte ihm jene dem Hofmann so nöthige Gewandheit und Feinheit. Er war zu stürmisch, zu gerade und biederherzig, zu sehr offener Wahrheitsfreund, Hasser aller Schminke und fremdartigen Anstrichs, als daß er je in dieser Sphäre sein Glük hätte machen können. Anfangs traute er sich nicht wenig zu, denn er hielt seine Reisen und sein Universitätsleben nur gleichsam für ein Vorspiel und nun am Hofe — meynte er — würde erst

der rechte Plaz des Wirkens für ihn seyn. Er glaubte, ein Mann von Wissenschaft und Erfahrung müßte sich in alle Verhältnisse zu fügen, den Schlingen des Hoflebens auszuweichen wissen und auch mit andern bey ganz verschiedener Denkungsart aushalten können. Damals hielt er es seiner unwerth, nur als Gelehrter und nicht vielmehr als Geschäfftsmann zu leben, glaubte in seiner Lage große Dinge zu thun, hielt es für Pflicht, sich auf der Bahn der Ehre höher zu schwingen und den Hof als den schiklichsten Plaz dazu. Auch der Gedanke spornte ihn, daß man allenthalben große Hofnungen von ihm hege, und wenn er diese nicht erfüllen wollte, würde man sagen, die Wissenschaften hätten ihn faul, weichlich und verdrossen gemacht, nach Größe zu ringen. Endlich bewog ihn auch zu dem Endschluß, das Hofleben zu wählen, die ewige Unruhe und Unsicherheit, in der man damals auf Schlössern lebte und die den Wissenschaften, die er so brünstig liebte, nicht günstig war. Dies alles und noch mehr sagte er Pirkheimern. Aber wo blieben diese Vorsäze? Wo war jene Geschmeidigkeit, die er zu besizen wähnte? Denn nicht lange, so war ihm das Hofleben

verhaßt. Er gestund, daß ihm nur Alberts Leutseligkeit und Edelmuth, seine Liebe zu den Wissenschaften und Schäzung der Gelehrten dasselbe erträglich mache, sonst ekle ihn von Herzen die Aufgeblasenheit der Höflinge, ihre großthuischen Versprechungen, ihre ellenlangen Komplimente, ihre Hinterlist, — kurz alle das Wesen an, das doch am Ende nichts als Dunst und Wind sei. — Ganz besonders ist es, daß er selbst am Hofe des Hoflebens so bitter spotten und unter einem geistlichen dem römischen Stuhl sehr ergebenen Fürsten auf nichts geringers, als den gänzlichen Sturz der hierarchischen Gewalt und die Befreiung Deutschlands von derselben, nicht nur denken, sondern auch so ernstlich darauf losarbeiten konnte.

In Augsburg schrieb Hutten die feuervolle Rede an die deutschen Fürsten, (ad Principes Germaniae ut bellum Turcis inferant exhortatoria) die aber nicht so, wie sie aus seiner Seele geströmt war, gedrukt werden durfte, indem die Secretäre des Kaisers manche zu freimüthige Stelle ausgestrichen hatten. Er hatte z. B. das Herz, laut darinn zu sagen: daß es des deutschen Namens würdiger seyn würde, gegen

Pabst und Klerisei, als gegen die Türken zu Felde zu ziehen. Ueberhaupt ist es buchstäblich wahr, was Pirkheimer und Hutten selbst, über dieses Werk urtheilten: es sei über sein Zeitalter erhaben, indem dieses für eine solche Freimüthigkeit noch nicht reif genug wäre.

Dem Kardinal Cajetan entgieng nicht, was von dem muthigen Ritter zu erwarten sei und er suchte ihn durch Höflichkeit und Gunstbezeugungen in sein Interesse zu ziehen, wie wir aus einem Brief des Erasmus lernen; allein er kam an den unrechten Mann und so wie ihm seine ganze Bemühung am Reichstag ziemlich mißlang, so gewann er auch bey Hutten nichts, als daß dieser seiner spottete. Seine Herzensangelegenheit, jeden Verbreiter wahrer Aufklärung durch Wort und That zu unterstüzen, trug unser Ritter überall mit sich herum und so suchte er auch bei gegenwärtiger Gelegenheit an den Höfen der deutschen Fürsten die besten Köpfe für die Sache des verdienten Reuchlin zu gewinnen.

In der Geschäftlosigkeit des Hoflebens verbesserte Hutten sein schon im Jahr 1516 herausgegebenes satyrisches Gedicht: Nemo, das einige

wizzige Franzosen nachgeahmt haben, freilich ohne zu sagen, daß sie aus deutscher Quelle geschöpft hatten. Dieses Gedicht dankt seinen Ursprung der verkehrten Meinung, welche viele von Hutten hegten, daß er gleichsam eine Nulle in der Welt sei und wohl bleiben werde, indem er nach ihrem Urtheil sich mit lauter geringfügigen Dingen beschäftige. Auch war es damals wie jezt, — wer sich keines prächtig klingenden Titels freute, war in den Augen der meisten Menschen ein — Niemand. So charakterisirte ein Verwandter Huttens den jungen Ritter als er gefragt wurde: was für ein Ehrenprädikat man demselben geben müsse, mit den Worten: Er ist noch nichts.

Zu Ulrichs besten Arbeiten gehören auch die Dialogen über das Hofleben, worinn er zu erkennen giebt, wie sehr ihn die Erfahrung belehre, daß er nicht dafür geschaffen sei und über das Fieber. Man bewunderte daran nicht nur seine schöne Schreibart, sondern noch mehr seinen stechenden Wiz, seine Kunst der lebhaftesten Darstellung, seine Mannichfaltigkeit und seine kräftige Satyre, die immer Mark und Bein scheidet, und bewundert es noch. Ich will Huttens Werke

nicht der Reihe nach anführen, aber von einem, das damals in seiner Art Epoche machte, woran er wenigstens den größten Theil hatte, den berühmten Epistolis obscurorum virorum, kann ich nicht ganz schweigen.

Es war von jeher Mönchsart, diejenigen — wenn auch nicht mit Feuer und Schwerd doch in Predigten und Schriften zu verfolgen und dem unkundigen Volk verhaßt und verdächtig zu machen, die ihrer Finsterniß entgegen kämpften und das Licht auf den Leuchter stekken wollten. So ergrimmten damals die Cölner Theologen gegen den würdigen Reuchlin, der einer der ersten war, welcher durch seine Bemühungen für die hebräische Sprache das Verstehen des Originaltextes des alten Testaments erleichterte und sich dadurch nicht gemeines Verdienst erwarb. Sie nekten und verfolgten ihn unaufhörlich, daher Eitelwolf von Stein sie nur „Kapnions Läuse“ zu nennen pflegte. Hutten, dem jeder verehrungswerth war, der für das Beste der Wissenschaften muthig arbeitete, drang die unwürdige Behandlung eines vielfach verdienten Mannes tief zu Herzen. Er gestund seinem Freund, Herrmann von Nue-

nar, daß er sich allezeit seiner Landsleute geschämt habe, so oft in Italien von Reuchlins Sache die Rede gewesen sei. Er ermunterte den mit ihm gleichgestimmten Grafen zu einem Zug gegen jene Widersacher des erwachenden Lichts, versicherte ihn, daß er auf allen Fall Gefahr und Arbeit mit ihm theilen wolle und zählte alle diejenigen mit herzlicher Freude her, auf deren Mitwirkung man sich verlassen könnte. Eine eigentliche Widerlegung der Reuchlinschen Widersacher hielt Hutten entweder seiner unwürdig oder doch für unwirksam und beides ist wahr. Warum Worte an Leute verschwenden, die sie weder fassen konnten noch wollten? Warum widerlegen, da Starrköpfe durch Gegengründe gemeiniglich noch starrer zu werden pflegen? — Reuchlin fieng aus Furcht vor seinen Feinden bereits an zu wanken; aber der muthige Hutten lies warme Worte der Ermunterung schon von Italien aus an ihn ergehen, versicherte ihn, daß er mit seinen Freunden einen großen Theil seiner Last auf sich genommen und daß ihre Widersacher fürchterlich mit Spott gepeitscht werden sollten. — Hutten erwählte also mit seinen Freunden was in diesen Umständen das beste war; er schwang mit ihnen

die Geisel der Satyre und gab diese Nachtmänner dem Gelächter der Welt Preis. Dies mangelte ihnen denn auch nicht, als die Epistolae obscurorum virorum erschienen, in denen sie in barbarischem Latein mit ihrer herrlichen Gelahrtheit nach dem Leben gemahlt waren. Mehrere Gründe machen es wahrscheinlich, daß Hutten nicht einziger Verfasser dieser kräftigen National-Satyre, die man allenthalben mit Beifall verschlang, gewesen sei; aber eben so viele sprechen dafür, daß er sehr beträchtlichen Antheil daran gehabt habe. Ob sie auf Verabredung zwischen Hutten, Crotus, Herrmann von Nuenar, Busch, Cäsarius, Pirkheimer und andern, oder wie sonst entstanden, das ist nicht historisch ausgemacht, aber wahrscheinlich, daß alle diese Männer daran Theil genommen haben. Wie man damals den furchtsamen Erasmus für den Verfasser, oder doch Mitarbeiter an diesen Briefen halten konnte, ist kaum zu begreifen, denn so sehr sie ihn heimlich freuten, so glükliche Folgen sie auch für ihn hatten, indem er bekanntlich über den Ausdruk: ego me diabolice inutilem faciam, sich ein tödtliches Geschwür auflachte; so sehr jammerte es ihn, sich

des Verdachts der Theilnahme an diesem gottlosen Werk ausgesezt zu sehen, und er widersprach demselben nicht nur, sondern — was noch ärger ist — er bezeugte sogar sein Mißfallen über eine Sache, die ihm erst so angenehm gewesen und selbst so wohlthätig geworden war.

Das Hofleben, das eigentlich nie für ihn paßte, wurde unserm Ritter von Zeit zu Zeit widriger, so sehr sein Herz noch immer an dem Erzbischof Albert von Maynz, seinem großmüthigen Beschüzzer hieng, in dem er freilich nur den Freund der Wissenschaften und Gelehrten, nicht aber den Geistlichen und Hofmann zu sehen sich gewöhnt hatte, welchem es in der That nicht gleichgültig blieb, daß die Reformation Luthers in kurzer Zeit so große Fortschritte machte. Hutten, der nur Ein Interesse kannte — das Interesse für Wahrheit — begrif in seiner Geradheit nicht, wie sich ein gedoppeltes in ein und eben demselben Menschen vereinigen könne. Das war aber bei Alberten wirklich der Fall, der Wissenschaften und Aufklärung zwar liebte und schäzte, aber nur in so weit, als sie ihm keinen seiner Privatvortheile raubten. So bald er diese in

Gefahr sah, war er für jene kalt. Er bewies seine wahre Gesinnung deutlich, da er Tezeln den Ablaß predigen ließ und in der Folge der Verdammung Luthers auf dem Reichstag zu Worms, gleich andern, willig beistimmte.

Hutten hatte von Alberten die Zusage einer Unterstüzzung erhalten, er möchte sich am Hof aufhalten oder nicht. Obwohl er selbst hoffte, diese Ruhe werde ihm und den Musen sehr zuträglich seyn, so wählte er doch jezt, da er den Hof verlassen und mit den bepurpurten nichts mehr zu schaffen haben wollte, den Krieg. Er zog mit den schwäbischen Bundsvölkern gegen Ulrich von Wirtemberg, der durch feindselige Behandlung der Stadt Reutlingen den ganzen Bund wider sich aufgebracht und bewafnet hatte, zu Felde.

Jenen kriegerischen Muth, welchen der Lobredner Erasmus, dem Hutten seinen Endschluß eröfnet hatte, an ihm preißt, konnte er bei dieser Gelegenheit in keinem glänzenden Lichte zeigen, da das Bundesheer von seinem Feind wenig Widerstand fand, der vor der Uebermacht allenthalben floh, so, daß er zulezt von Land und Leuten völlig

gejagt wurde. Hutten war dies äusserst unangenehm, denn gar zu gerne hätte er mit Blut das Unrecht, welches seine Familie betroffen, gerächt. Er vermuthete, nach einigen seiner Briefe, Herzog Ulrich sei aus Furcht geflohen, aber das war wohl nicht so. Furchtsamkeit lag nicht in seinem Charakter, sondern seine schlimme Lage, da ihn der schwäbische Bund wegen seiner Verbindung mit Frankreich, dessen König durch dringende Vorstellungen Hutten von derselben abzuziehen versuchte — wegen seinen an Eßlingen verübten Bedrükkungen und der Gewaltthätigkeiten an Reutlingen, dann der Adel wegen Johanns Ermordung haßte, und noch andere Ursachen, zwangen ihn zur Flucht.

Neben der unverstellten Blutrache des seinem rohen Zeitalter nicht ganz entwachsenen Hutten, nimmt man aber auch einige schäzbare Charakterzüge wahr, die sich an ihm bey dieser Fehde äusserten. Liebe alles Guten und Schönen, Vertrauen auf Gott, Anhänglichkeit an jeden Edeln, stets warmer Antheil an der Sache der Wahrheit, auszeichnende Uneigennüzigkeit und standhaftes Ausharren bei einer einmal geschlossenen Freundschaft, offen-

baren sich auch bei dieser Gelegenheit dem Beobachter deutlich.

Mit offenem Sinn für die Schönheiten des gesegneten Wirtemberger Landes durchwanderte er jene paradiesischen Gegenden und mahlte sie seinen abwesenden Lieben in Prosa und Versen. Mit freudigem Muth ergrif er den Degen und wohnte Belagerungen von Städten und Vestungen bei, in Hofnung, daß der für die gute Sache mit streite, der die Zügel aller Begebenheiten auf Erden und alle menschlichen Schiksale regiert. Auch unter dem Getümmel des Krieges öfnete sich seine für Freundschaft gestimmte Seele dem edeln Franz von Sikkingen, der ihm bei Gelegenheit dieses Feldzugs entgegen kam, und an dem er hieng bis ans Ende seines geplagten Lebens. Wie sehr machte er sichs zum Geschäfte, die Vorzüge des neuen Freundes den alten ohne Aufschub zu schildern! Er kam ihm nimmer von der Seite, aß und schlief mit ihm, freute sich seiner Liebe zu Wissenschaften, bewunderte seine Größe ohne Neid, seinen Gleichmuth bei gutem und widrigem Geschik und seine unbefangene Offenherzigkeit. Aber nicht blos der neue Freund, den er mit solcher Wärme umfaßte,

durfte Ansprüche auf seine Liebe machen; er vergaß auch der alten Bündnisse nicht. So z. B. sorgte er, daß bei dem ganzen Heer bekannt gemacht werden mußte, daß ja dem guten Reuchlin kein Ungemach wiederfahren möchte, und in dem allen war der junge Ritter überzeugt, daß er nichts als seine Pflicht thue. Er nahm auch in dieser Unruhe lebhaften Antheil an der Sache der Wissenschaften, schrieb aus dem Lager fleißig an Erasmus, Busch, Rhenanus, Pirkheimer u. s. w. und sah schon im Geist ein neues glükliches Gestirn aufgehen, da ihm der erstere Ferdinanden als einen Freund der Wissenschaften schilderte; ja, er hofte sogar, daß endlich die Großen alle sich mit ihnen zur Vertreibung der Barbarey verbinden würden. So glüklich, so selig fühlte er sich, wenn er in fernen Tagen eine Sonne über Deutschland schimmern sah, die jezt noch verhüllt und verfinstert war.

In diesem Feldzug schrieb Hutten voll des glühendsten Eifers gegen den Mörder seines Vetters die vierte seiner catilinarischen Reden, das Tyrannengespräch Phalarismus, und bald darauf in Maynz die fünfte jener Reden, auch

seine Trias Romana, oder Römische Dreyfaltigkeit. Von der leztern gestund er selbst, daß bis jezo nichts freiers, nichts heftigers gegen die römischen Ohrenbläser geschrieben worden sei. — So weit war der Mann, der vor fünf Jahren blos im wizzigen Epigramm mit Spott geisselte, jezt gekommen, daß er in jenem Dialog Mißbräuche und Ungerechtigkeiten des römischen Hofes ohne Scheu mit dem lautesten Unwillen aufdekte und dem sinkenden Ansehen desselben die schrecklichsten Stöße zu versezzen wagte. Es ist begreiflich, wie das zugieng. Je mehr er den Gegenstand seines Widerwillens von verschiedenen Seiten betrachtete, desto mehr Flekken nahm er an demselben wahr. Je mehr er sah, daß andere seinem Pfad folgten, desto mehr wurde er selbst ermuntert, auf ihm mit verstärkter Kraft fortzuschreiten. Jemehr Beifall ihm seine bisherigen freimüthigen Schriften erworben hatten, desto mehr strebte er, denselben noch ferner zu verdienen: aber sonderbar ist und bleibt es, wie Albert diesen Schritten ohne Ahndung zusehen konnte, die über kurz oder lang ihm selbst Verdruß und Nachtheil bringen mußten. War es Nachsicht gegen alles, was sein Liebling that? —

War es Phlegma? — oder war es Hofnung, daß Huttens heftige Schriften ohne Wirkung bleiben, gelesen und dann weggelegt werden würden? oder was war es sonst? — Vielleicht läßt sich die Sache einigermaßen dadurch erklären, wenn man annimmt: Albert gehörte zu den vielen, die an der schönen Litteratur Wohlgefallen hatten, aus Geschmak manche Lächerlichkeit belachten, aus Kenntniß manche Thorheit und Unwissenheit einsahen und aus Neigung, noch mehr aber aus Sucht, den Namen eines Mäcens zu verdienen, die Wissenschaften begünstigten. Wie wohl that es, von einem Erasmus, der seinen Weyhrauch übrigens gar nicht sparsam ausspendete, gelobt zu werden! Sahen die ersten Wiederhersteller der Wissenschaften selbst die Folgen nicht voraus, die ihre Bemühungen nach und nach hervorbrachten; wie läßt sich dieses von einem solchen erwarten, der das zwar immer schäzbare, aber doch nur subalterne Geschäfte hatte, diese Bemühungen zu begünstigen und zu befördern? Was aber hiebei wohl das wichtigste ist: der erste Prälat Deutschlands konnte der Demüthigung des Pabsts, der von jeher mit den deutschen Metropolitanen über Vorrechte im

Streit stund, da aus dieser Demüthigung Zunahme seines eigenen Ansehens zu erwarten war, — der Mönche, von welchen ein Erzbischof und sein Kapitel sich so gerne unterscheiden ließ und der Unwissenheit, die weder er, noch seine Domherren sich zu Schulden kommen lassen wollten, nicht nur mit Sorglosigkeit, sondern sogar mit vollkommenem Wohlgefallen zusehen. Es war römische — im Gegensaz gegen deutsche — nicht katholische Kirche, wider welche Huttenstritt, ja, es war nicht sowohl Kirche, als vielmehr römische Kurie der Gegenstand seines Kampfes. Zudem hatte sich nach eigenem Geständniß Hutten lange gehütet, auf Luthers Seite zu treten und zwar Alberts wegen. Er bediente sich bis dahin bei seinen Ausfällen immer der lateinischen Sprache; und dieses alles zusammen genommen, möchte das Betragen seines Beschüzzers begreiflicher machen.

Um die Zeit, da die Trias Romana öffentlich erschien, lebte Hutten auf seinem Familienschloße Steckelberg und brachte die meiste Zeit mit Verfertigung seiner immer wichtiger werdenden Schriften zu. Nicht nur aus dem Gespräch: Ueber das Glük, sondern auch aus mehrern Stellen

seiner Briefe, erhellet, daß es jezt einer der wärmsten Wünsche seines Herzens war, sich an ein braves Weib anzuschließen, denn der brausende Ritter erkannte, wie nöthig es sei, daß das Oel des Weibes den Eßig des Mannes mildere. Er war, wie wir überhaupt wissen, sehr gesellig, mochte nie gerne allein seyn und fand sich auch überzeugt, daß er nicht unter diejenigen auserwählten Menschen gehöre, für die das Gelübde ewiger Keuschheit gemacht wäre. — Die Schilderung des weiblichen Ideals, das er sich wünschte, zeugt von seinem feinen Gefühl, denn die Person, mit der er sein Herz theilen möchte, sollte schön seyn, jung, wohlerzogen, fröhlichen und heitern Sinnes, schamhaftig, sanft und geduldig. Nach Reichthum strebte er nicht, auch nicht nach hoher Abkunft, denn seine Einkünfte schienen ihm hinreichend und ein Mädchen, die Hutten zum Weibe nehme, werde schon dadurch genug geadelt. — Aber auch diesen Wunsch erfüllte das Schikfal nicht und in der Folge, da sein Leben immer stürmischer, sein Verhältniß widriger, seine ganze Lage unstäter und gefährlicher wurde, scheint er ihn vorsäzlich bekämpft und unterdrükt zu haben, um

die Freundin seines Herzens, die er gewiß mit seinem ganzen Feuer geliebt hätte, nicht unverdienter Weise mit sich ins Elend zu ziehen.

Fast zu gleicher Zeit mit jenen Dialogen, deren ich oben erwähnt habe, gab er das alte Buch: Ueber die Einheit der Kirche und über das Schisma unter Heinrich IV. und Gregor VII, das er zu Fulda in einer Bibliothek gefunden hatte, mit einer Vorrede heraus, und weihte es dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich. Seine Freude über diesen Fund war ungemein groß, denn es kämpfte der alte Autor für die Ehre des deutschen Vaterlandes und gegen die römische Tyrannei, in welchem Kampfe Hutten sich selbst so wohl gefiel, da er überzeugt war, die Sache der deutschen Freiheit und der vertriebenen Wahrheit zu führen. Daß er überhaupt gerade jezo einen großen Gedanken in seiner Seele gewälzt haben müsse, sieht man nicht nur aus seiner Dedication an Ferdinanden, wo er sich ganz deutlich äußert, was geschehen müsse, und auf welche Art er den Schlag vorbereitet habe; sondern er meldet es auch seinem Freund Melanchthon, daß er und Sikkin-

gen etwas Großes zusammen vorhätten. Nur durfte er den ganzen Plan noch nicht laut entdekken, weil noch nicht alles gehörig zur Ausführung reif war. Demohngeachtet verhehlte er nicht, daß es die anmaßliche Obergewalt Roms über Deutschland gelten sollte und glaubte, daß jeder Biedermann zur Mitwirkung verbunden sei. Diese Gewalt war von jezt an die Zielscheibe, nach der er alle seine Pfeile richtete. Vaterland und Freiheit, Licht und Wahrheit zu retten und zu rächen, — diese Idee war unauslöschlich in seiner Seele und alles sein Dichten und Trachten bezog sich ganz allein darauf.

Leo X. sah den Schritten Ulrichs von Hutten längst mit Aergerniß zu. Nun, da sie immer kühner wurden, stieg sein Unwille aufs äusserste. Er erließ ein Breve an Albert en von Maynz, worinn er ihn ermahnte, gegen solche Angriffe des heiligen Stuhls die Strenge vorwalten zu lassen. Demohngeachtet gab Hutten nach einigen Monaten wieder ein altes Buch heraus: Einige Briefe über Aufhebung des Schisma und Wiederherstellung der alten kirchlichen Freiheit, mit einer hefti-

gen Vorrede nach seiner Art gewafnet, die er mit seinem nachherigen Wahlspruch schloß: Ich habs gewagt! Es lebe die Freiheit! Jezt gab Albert den Forderungen des Pabstes, seinem Liebling den Hof zu untersagen, aus Furchtsamkeit nach und obgleich dieser noch einmal nach Maynz kam, so glükte es ihm doch nicht, zu einer einzigen vertraulichen Unterredung mit dem Erzbischof zu gelangen. Das hätte er freilich lange voraussehen können, daß es einmal dahin kommen würde, um so mehr, da ihm Alberts romanisirende Denkungsart nicht ganz fremde war, wenn sein feuriger Geist, seine Ueberzeugung, daß er nur recht handle, und daß das, was er beginne, der ganzen deutschen Geistlichkeit willkommen seyn sollte, diese Voraussehung erlaubt hätte. Allein er hatte dafür keinen Sinn, daß man anders, als gerade, und nach Ueberzeugung handeln könne; war ganz fest bestimmt, daß es Pflicht sei, nur allein nach Wahrheit zu ringen, erkannte Wahrheit auszubreiten, vor dem Gift der Schmeichelei Herz und Ohren zu bewahren, und meynte in seiner Hizze, dem Kaiser und allen Bischöfen und Erzbischöfen sollte ein solches Beginnen so angenehm seyn, als ihm selbst.

Sollte aber der Mann — möchte vielleicht jemand fragen — der unter tausend Fährlichkeiten die Welt durchzogen, an Höfen gelebt und so viel Erfahrungen gesammelt hatte, nicht gewußt haben, daß Wahrheit Haß gebähre? — O! er wußte es nur gar zu wohl, hatte es bei Gelegenheit seiner Rede ad Principes Germaniae erfahren, wie wenig Freimüthigkeit angenehm sei, ja, er prophezeihte sich selbst nichts Gutes, wie er denn in seiner Beklagung der Freistätte deutscher Nation ausruft:

„Ich weiß, ich werd noch Lands verjagt,
„Um daß ich solchs nicht schweigen kan:
„Und nehm' des Dings allein mich an.
„Doch ist es wahr und ist nicht recht,
„Daß man woll machen krumm zu schlecht.

Allein eben dieser Schluß zeigt uns den unerschütterlichen Vorsaz, nicht abzulassen von seinem höhern Beruf, es koste auch was es wolle. Und das ist das wahre Unterscheidungszeichen großer Seelen, den einmal für gut erkannten Weg ohne scheue Rüksicht und Bedenklichkeit zu verfolgen. Ob sie dabei glüklich werden — was man gemei-

niglich glüklich heißt — das ist freilich keine Frage; aber dem, der Menschen schäzt, wie sie sind und was sie sind, nicht nach dem, was sie seyn könnten und sollten und zu seyn verdienten; dem bleibt ein Mann, der so ganz nach Ueberzeugung handelt — auch wenn er irren sollte — immer verehrungswerth.

Hutten wußte und glaubte es, daß sein Lohn in dieser Welt nicht groß seyn werde, und hoffte auf die bessere, wo erst wahres Verdienst gekrönt wird. Einem Menschen von dieser Denkungsart aber, wenn er gleich den Ausgang ahnen konnte, mußte es demohngeachtet nicht wenig auffallen, sich getäuscht zu sehen, eben wegen der so lange genährten Hofnung: es könnte doch noch gut gehen, Albert und andere würden endlich ihren wahren Vortheil einsehen lernen. — Vergebens! — Er fand nicht mehr den, den er sonst gehabt hatte und sah jezt in seinem ehemaligen Beschüzer blos den mit dem römischen Hof verbundenen und seine zeitlichen Vortheile nicht aus der Acht lassenden Erzbischof, der ihm den Rükken wandte. Der Pabst hatte seinen Zwek erreicht, Hutten schmerzte Alberts Benehmen, aber

jenes Sache wurde dadurch nicht gebessert, denn der längst beleidigte ward jezt noch bitterer und da er sich von Alberten verlassen sah, schlos er sich mit ganzer Seele an Luthern an, das er, wie vorhin bemerkt, bisher nur um seinen Fürsten zu schonen, der durch Luthern in Tezeln sich selbst beleidigt wähnte, nicht öffentlich that, obwohl er ihm, noch ehe der große Reformator selbst aufgetreten war, getreulich vorgearbeitet hatte. — Ihre Vereinigung war übrigens sehr natürlich, denn beide strebten zu einerlei Ziel, wiewohl auf verschiedenem Wege und mit ungleichem Glük. Luthers vornehmste Absicht war: Reinigung der christlichen Religion von menschlichen Erfindungen und Zusäzzen; Huttens Plan: Befreiung Deutschlands von dem Druk der römischen Hierarchie. Anfangs hielt er, wie viele, die Sache Luthers blos für einen Pfaffenstreit und freute sich, daß diese, seine Feinde, sich einander selbst aufzureiben suchten; aber späterhin erkannte er die größere Wichtigkeit der Sache und daß seines Freundes Beruf höher sei, als der seinige. Darum sagte er so warm und herzlich: Dein Werk, heiliger Mann, ist aus Gott und wird bleiben, mei-

nes ist menschlich und wird untergehen. — Ein schrekliches prophetisches Wort, das nur zu wahr geworden ist! — Er ermunterte Luthern mit seiner ganzen Herzlichkeit, in seinem großen Unternehmen muthig fortzufahren; versprach, ihm nach Kräften beizustehen und pries ihn glüklich, daß ihn der Pabst excommunicirt habe *). — Und so beugte sich Huttens sonst so unbeugsame Seele unter Luthers Seele, so bald er überzeugt war, daß dessen Zwek größer und erhabener sei, als sein eigener.

Von einem bedeutenden Beschüzzer abgeschnitten, gieng jezt Hutten nach Brabant, um an Karl des Fünften Hof Rettung vor seinen Feinden zu suchen und sowohl dem Kaiser, als Ferdinanden, das Interesse für die Reformation ins Herz zu predigen. Leider nüzte ihn dieser Zug nichts, ausgenommen daß er erfuhr, sein Leben sei in Gefahr und von Rom aus seyen bereits Meuchelmörder gedungen, ihn durch Gift oder Dolch aus dem Wege zu räumen, weshalb mehre-

*) Ferunt excommunicatum te. Quantus, o Luthere, quantus es, si hoc verum est!

re seiner Freunde ihm dringend anlagen, auf seine Sicherheit zu denken. Diesen redlichen Warnungen folgte er und zog sich zurük, aber mit einem Herzen voll Bitterkeit, die besonders die Nachricht in ihm erregte: der Statthalter Christi habe den Kaiser ersucht, ihn an Händen und Füßen gebunden nach Rom zu liefern. Nun brannte seine ganze Seele. Das Gefühl des schreiendsten Unrechts, das er leide, der schmähliche Gedanke, daß er, ein freier deutscher Ritter, gefangen nach Rom geführt werden sollte, bemächtigte sich seiner unwiderstehlich und es war ein Glük, für den Kezzermeister Hochstraten, der — einigen Nachrichten zu folge — von dem römischen Hof mit gedungen worden seyn soll, Huttens Gefangennehmung befördern zu helfen, — daß Großmuth nicht unter diejenigen Tugenden gehörte, die dem Ritter fehlten, sonst würde er seinen Grimm zuerst empfunden haben. Diesen Hochstraten, der ihm schon aus dem Reuchlinschen Handel verhaßt war, den er überhaupt als einen Feind alles dessen, was ihm theuer war, als einen geschwornen Verfolger aller helldenkenden Männer, kannte; der schon frühzeitig in seinem wilden Eifer den Pabst Leo X. er-

Kixinger del: *C. Schule sc: 1796.*

Ulrich von Hutten züchtiget den Ketzermeister Hogstraaten.

muntert hatte, Luthern wegen seiner vermeintlichen Kezereien zur Ehre Gottes dem Scheiterhaufen zu übergeben, — traf Hutten auf seiner Rükreise aus den Niederlanden an. Der Mönch, der sich nichts Gutes versah, empfahl seine Seele Gott und den lieben Heiligen, als der Ritter mit gezogenem Schwerd auf ihn zurannte, und rief: Steh, du schändlicher Böswicht! Hab ich dich endlich in meinen Händen? O! was für einen Tod soll ich dir anthun? — „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn,“ betete Hochstraten in der Angst seines Herzens und in der sichern Erwartung, daß dies sein lezter Augenblik sei. — Nein, sagte Hutten — an dir verunreinige ich mein Schwerd nicht! gab ihm etliche Streiche mit der flachen Klinge und lies ihn im Frieden wieder heim ziehen.

Nirgend seines Lebens und seiner Freiheit sicher, fand endlich Hutten eine Freistätte auf dem Schloß Ebernburg bei seinem Freund Franz von Sikkingen, der schon vor ihm manchen um der Wahrheit willen leidenden Landsmann, z. B. Kaspar Aquila, Martin

Bucer, Johann Schwebel, Oecolampadius und andere aufgenommen hatte, dem es übrigens gleichgültig war, ob jemand scheel dazu sehen würde, oder nicht, und der eben so willig war, die verkannte und verläumdete Wahrheit zu schüzzen, als sein unglüklicher Freund Hutten bereit war, sie zu bekennen.

In der Freistätte, die ihm dieser edle deutsche Mann öfnete, schrieb er seine Briefe an Karl den Fünften, Friedrich von Sachsen, Albert von Maynz, an die Fürsten, den Adel und das ganze deutsche Volk. Hier öfnete sich ohne Rükhalt seine glühende Freiheitsseele, empört von Wuth über den Druk der hierarchischen Gewalt, von der er selbst und jeder Gutdenkende so vieles zu leiden hatte. — Wem da nicht warm ums Herz wird, wer da den Mann nicht schäzt, dem das Wohl seines Vaterlandes so nahe lag, der immer nur für das Allgemeine — nie für sich selbst — bekümmert war; — der sich ganz überzeugt fühlte, er leide nur um der heil gen Wahrheit willen; dem Dienstbarkeit und Sclaverei ärger als der Tod schien und der zusehen mußte, daß ein großer Theil Deutschlands für seine Kette

noch kämpfte; der von dem deutschen Kaiser alles hoffte und endlich bekennen mußte, daß in dieser Rükksicht nichts von ihm zu erwarten sei, — wer sich nicht hingerissen fühlt bei seinen Klagen, bei seinen Aufforderungen, der — lese kein Pantheon großer Deutschen, sondern die „Erzählungen meiner Mutter Gans," denn er ist unfähig, einen großen Charakter zu fassen und zu schäzzen. — Mehr als in irgend einer Schrift des Ritters erscheint in diesen Briefen sein unerschütterlicher Muth in allen Gefahren, seine Verachtung des Todes um des Guten willen, seine Freimüthigkeit, mit der er selbst dem Kaiser ins Angesicht sagen konnte: wer es künftig wagen würde, ihm freie deutsche Wahrheit zu eröfnen, wenn er dulden wolle, daß Hutten der Verfolgung des Pabsts blos gestellt werde. Der Kaiser sei ein Beschüzzer deutscher Freiheit, und also soll er sich wirklich als solcher betragen, u. s. w. Auf allen Blättern entdekt man seine Uneigennüzzigkeit, indem er frei bekennt: er habe diese Klagen nicht ausgeschüttet, um etwas für sich zu erhalten, oder als ob er sich fürchtete, sondern der Unerhörtheit dieser Vergewaltigung halber, und damit er recht viele zu

Rettung der deutschen Freiheit entflammen möchte. „Ich kann sterben — schreibt er an Friedrich „den Weisen — aber dienen kann ich nicht! „Frei will ich bleiben und achte den Tod nicht. „Nie soll von Hutten gehört werden, daß er von „einem auswärtigen Fürsten, wie groß und mächtig der auch seyn mag, sich befehlen lasse, geschweige denn von einem Pontifex. — — Ich „werde aufstehen aus Verborgenheit und meinen „Deutschen da, wo die meisten Menschen beisammen sind, zurufen: Wer hat Muths genug, mit „Hutten für des Vaterlands Freiheit zu „sterben!“ —

Daß mir hier niemand den Aufruhrprediger, den wilden Störer gemeiner Ordnung entgegen werfe! — Schon bei seinem Leben antwortete er auf diesen unverdienten Vorwurf, daß er Tumult und Aufruhr hasse und nie dazu habe Gelegenheit geben wollen. Darum habe er zu seinen Schriften meistens die lateinische Sprache gewählt, um gleichsam ins Geheim warnen zu können, damit nicht etwas unter das Volk komme, was demselben schädlich und gefährlich seyn könnte. Darum schrieb er an den Kaiser, die Fürsten und Edle

Deutschlands, nicht an das gemeine Volk, welches aufzureizen — besonders bei der damaligen Stimmung desselben — einem solchen Feuergeist leicht gewesen wäre, wie die wenige Jahre nachher erfolgte Empörung des deutschen Landvolks beweißt. Er sah gar wohl ein, daß damals für die Reformation mit dem Schwerd und mit Gewalt nichts auszurichten wäre und ärgerte sich sehr, als ausgesprengt wurde, es hätten sich vierhundert aus dem Adelstand für Luthern verschworen, weil er fürchtete, diese Sage möchte seinem Freund schaden. — Konnte er also bei diesem Glauben wohl selbst Aufwiegler oder Mitverschworner seyn, und würde er, wenn er es gewesen wäre, so ernstlich dagegen gestritten haben? Bei all seiner Rauheit und ungestümen Heftigkeit hatte Hutten so zartes Gefühl, daß es ihm wehe that, wenn ein einzelner Mensch, oder ein ganzer Stand sich von ihm beleidigt glaubte. Als einmal von seinen Feinden ausgesprengt wurde, er sei ein geschworner Verächter aller Geistlichen, so trat er plözlich auf, widerlegte solches als Unwahrheit, und zeigte, daß er nur Miethlinge und faule Bauchpfaffen, die ihre Bestimmung nicht erfüllten, mit der Geisel der Satyre züchtige, aber

alle rechtschaffene Geistliche hochschäzze. Er bat jeden braven Mann, es ihm zu offenbaren, wenn er heimlich oder öffentlich geschmäht werde, um zu untersuchen, ob er schuldig daran sei, oder nicht, damit er im ersten Fall sich bessern und im leztern sich vertheidigen könnte. — Wahrlich, wer so sehr wünscht, keiner Seele wehe zu thun, so für seinen guten Ruf Sorge trägt, der kann kein Aufruhrprediger, kein Störer der Ordnung seyn; nur der Schmerz über Ungerechtigkeit und Bedrükkung reißt ihn dahin, daß er laut werde, in Hofnung, daß das Gute gewinne und das Böse vertilgt werde, denn laut mußte die Sache nothwendig einmal werden, wenn nicht alles das, was die Reformatoren bezwekten, ewig von ihren Gegnern gehindert und unterdrükt werden sollte. — Ich weiß und darf es nicht übergehen, daß Hutten bald nach der Zeit, von welcher gegenwärtig die Rede ist, an Luthern schrieb: „Die Raserei „ist gegen ihre (der Romanisten) Wuth nicht mehr „rasend. Ich sehe, daß wir jezt Schwerder und „Bogen, Pfeile und Schießgewehr brauchen, um „die Wuth dieser Unholde zu bändigen. Bald „werde ich losbrechen u. s. w.“ Allein das war

zu einer Zeit gesprochen, wo wirklich sein Charakter durch die schmähliche Behandlung des päbstlichen Hofes, den erlittenen Widerstand, die Vertreibung von Alberts Hofe, seine Unsicherheit und die immer mehr zu fürchtende Nachstellungen seiner Feinde, vom Feuer zur Wildheit überzugehen begann, und es ihm, je mehr er gereizt wurde, desto weniger möglich war, zurük zu treten. Jene Worte sind auch in dem Munde eines damaligen Ritters, da man Abentheuer so sehnlich wünschte und suchte, sehr natürlich und unter der Fahne seines Kaisers, wenn er z. B. den Zeitpunkt erlebt hätte, da dieser Rom bestürmte und den Pabst in der Engelsburg gefangen hielt, — oder eines andern bedeutenden Fürsten, würde Hutten gerne wider seine und Deutschlands Feinde gefochten haben; aber einen Aufruhr im Volk anzuzetteln, davon war er weit — weit entfernt. Es ist unläugbar, er mußte Unrecht dulden und aus seinem ganzen Leben leuchtet es hervor, daß alles, was Unrecht hieß, auf ihn unwiderstehlich widrigen Eindruk machte. Daher sein heftiger Eifer über die unwürdige Behandlung, welche die deutschen Kaiser und Bischöfe von Rom aus erfahren

hatten; daher sein feuriger Antheil an der Sache der Wahrheit; seine Wuth gegen alle, die er für gedungene Verfechter der Dummheit, des Aberglaubens und der Geistesklaverei hielt; seine lebendige Ueberzeugung, daß es Pflicht für jeden Biedermann sei, sich Bedrükkungen aller Art entgegen zu stellen, und wenn es auch Heimath, Ehre und Leben kosten sollte; — daher seine warme Freude, so oft ihm ein Mann entgegen kam, der für einen ähnlichen Zwek mit dem seinigen gestimmt war, oder so oft er eine alte Schrift entdekte, wo er Ideen vorbereitet fand, zu deren stärkerer Verbreitung ihm jezt der rechte Zeitpunkt schien; daher endlich sein unerschütterlicher Glaube: Gott habe ihn besonders so geschaffen, daß ihm gemeiner Schmerz weher thue und tiefer, als andern, zu Herzen dringe, damit er das Unrecht rächen möge, wobei er ja nicht mehr als Leib und Gut zu verlieren habe, Dinge— die bei einem so schönen Kampf in keine Betrachtungen kämen *).

---

*) Sehr vortrefliche hieher gehörige Stellen enthält vorzüglich die: „Entschuldigung wider etlicher unwahrhaftiger Ausgeben von ihm.“

Während sich Hutten in Ebernburg aufhielt, fielen ihm durch den Tod seiner Eltern die Familiengüter zu, die er aber nicht nur freiwillig und unbedingt seinen Brüdern abtrat, sondern so wie er, der feurige Verfechter Reuchlins, dem ein Briefwechsel mit den erleuchteten Männern seiner Zeit so viele Freude machte, sich dieses Vergnügen lange versagte, um Reuchlin keinem Verdruß bei Herzog Ulrich auszusezzen, — ersuchte er in gegenwärtiger Lage seine Brüder, ihm weder zu schreiben, noch ihn mit Geld oder sonst etwas zu unterstüzzen, damit sie als Unschuldige, nicht mit ihm in die Grube fallen möchten. — In der That, in seiner Lage keine kleine Aufopferung! denn konnte er, wenn auch abwesend, diese Güter nicht durch andre besorgen lassen, und die Einkünfte, die ihm gehörten, in der Ferne beziehen, um so mehr, da sie seinen Brüdern, weil er ohne Nachkommenschaft war, nicht entgiengen? Nein — er wollte seine Familie keinen Unglüksfällen um seinetwillen aussezzen, nicht diese Güter vielleicht der Verwüstung seiner Feinde Preis geben, da er doch nicht wußte, wie die Sachen noch kommen könnten, sondern lieber gar davon abste-

hen. — So verläugnet sich Größe der Seele nie, wo sie einmal ist. Ein großer Mann kann zuweilen schwach seyn — sonst wäre er ein Engel — aber bei keiner Gelegenheit ist er unedel. Und so ward auch Hutten geprüft erfunden, so oft ihm das Glük zu Theil wurde, in Handlungen seine Reden zu bewähren, denn leider ist es oft manches thatendurstigen Menschen Schiksal, daß er nur reden kann, obwohl selbst Reden unter Umständen Handlung wird. Auch Er handelte oft durch reden, denn hätte er schweigen wollen, so war ihm von Karl dem Fünften ein Jahrgehalt von zweihundert Goldgulden versprochen; aber er nahm sie nicht an, weil er glaubte, daß Karl der guten Sache des Evangeliums übel wolle und damit er seinen warmen deutschen Patriotismus nicht verläugnete, schlug er auch eine Besoldung von vierhundert Kronen aus, die ihm der König von Frankreich zusagte, wenn er in seine Dienste zu treten sich entschließen wollte. Auf der Seite, wohin er sich gewendet hatte, konnte er nichts erwarten, als Schmach, Verfolgung, Armuth und Elend; aber dennoch blieb er unwandelbar und Felsenvest bei seinem einmal gefaßten Schluß im

Dienst der Wahrheit bis in sein Grab zu arbeiten, und dieser alle zeitliche Vortheile aufzuopfern. Wie verehrungswürdig erscheint dieser Mann bei allen seinen Fehlern, und wie schwindet selbst der Vorwurf in Nebel, den man ihm nicht mit Unrecht machen kann: er habe selten mit gehöriger Klugheit gehandelt und dadurch das Glük seines Lebens selber untergraben.

Sikkingen und dem gemeinen Volk zu lieb, von dem er nun verstanden zu werden wünschte, weil es durch Luthers und anderer Werke mehr, als ehmals, vorbereitet war, schrieb Hutten jezt deutsch, in Versen und Prosa und sagte mit einschneidendem Ton die bittersten Wahrheiten, worüber sich alle freie und heitere Geister freuten, aber wobei die bekutteten mit Jammer und Schrekken zum Himmel blikten. — Seine schon ehemals gedrukten Dialogen über Glük, Fieber, Pabst u. s. w. übersezte er in kräftiges Deutsch und eignete sie in einem herzlichen Schreiben seinem Freund und Beschüzzer Sikkingen zu, worinn beide geschildert sind, wie sie waren. Dieses Schreiben ist zwar nicht unbekannt, aber zu schön,

als daß ich es in dieser Charakteristik weglassen möchte. Es lautet also:

„Dem edlen hochberühmten, stark=
„müthigen und ehrenvesten Franzen
„von Sikkingen, Kaiserlicher Maj.
„Rath, Diener und Hauptmann, mei=
„nem besondern vertrauten und tröst=
„lichen guten Freund, entbeut ich
„Ulrich von Hutten meinen freund=
„lichen Gruß und willigen Dienst.
„Ohne Ursache ist das Sprichwort (In Nö=
„then erkennt man den Freund) nit in Gebrauch
„kommen. Dann warlich, darf niemand sagen,
„daß er mit einem Freund verwahret sei, er hab
„dann den in seinen nothdürftigen anliegenden Sa=
„chen dermaßen, daß er ihn innwendig und aus=
„wendig kenne, versucht und geprüft. Wiewohl
„nun der glükselig zu achten, dem nie vonnöthen
„war, einen Freund dieser gestalt zu probieren,
„mögen doch auch die sich der Gnade Gottes be=
„rühmen, so in ihren Nöthen beständige und hart
„haltende Freund erfunden haben. Unter welchen
„ich mich dann nit wenig Gott und dem Glük zu
„bedanken hab. Dann als ich uff das äußerlichst

„an Leib, Ehre und Gut von meinen Feinden ge=
„nöthiget, so ungestümmiglich, daß ich kaum
„Freund anzurufen Zeit gehabt, bist du mir nit,
„als oft geschieht, mit tröstlichen Worten, son=
„dern hilftragender That begegnet; Ja mag ich
„(als das Sprichwort ist) sagen, vom Himmel herab
„zugefallen. Hierum ist wohl die Freundschaft
„derer, die sich zu guten und glükhaftigen Zeiten
„beweisen, (wiewohl die mehr eine lustige Gesell=
„schaft, als Freundschaft genennt werden mag)
„dannoch nit zu verwerfen. Aber ich hab unter
„den zweien eben den Unterschied, den die Aerzt
„unter den Speisen, denen etliche allein süß und
„schmakhaftig, etliche auch dazu gesund und heilsam
„scheint. So ist es mir dazu kommen, daß nit
„lustigs Geschmaks, sonder heilsamer Arznei, nit
„frölichs Beiwesens, sonder gewärtiger Hilf bedörft,
„hab alsdann dich (ich achte aus göttlichem Zuschik=
„ken und Vorsehung) funden, der nit geachtet,
„was ein jeder von meiner Sach rede, sonder wie
„die an ihr selbs gestalt, beherziget. Hast dich
„nit durch Schrekken meiner Widerwärtigen von
„Verfechtung der Unschuld abziehen lassen, son=
„dern aus Liebe der Wahrheit und Erbarmniß mei=

„ner Vergewaltigung für und für über mir gehal-
„ten. Und da mir aus Größe der Fahr die Städt
„verschlossen geweßt, alsbald deine Häuser, (die
„ich aus der und anderer Ursachen willen Herber-
„gen der Gerechtigkeit nennen mag) aufgethan und
„also die verjagte Wahrheit in den Schoos deiner
„Hilf empfangen und in den Armen deiner Be-
„schirmung ganz keklich gehalten. Daraus dann
„gefolgt, daß ich in meinem Fürsaz, den auch du
„ehrbar und redlich nennst, nit wenig gestärkt,
„alle gelehrten und kunstliebenden deutscher Nation,
„(denen dann auch nit weniger, dann mir selbs,
„an dieser Sache gelegen) sich in Freuden und
„Frolokken erhaben und gleich als nach einem trü-
„ben Wetter von der freudenreichen Sonne erquikt
„worden. Dagegen die boshaften Curtisanen und
„Romanisten, die mich verlassen gemeint, und der-
„halben nahet einen Triumph von mir geführt
„hätten, da sie gesehen, daß ich mich (im Sprich-
„wort ist) an eine feste unerschütterte Wand ge-
„lehnt habe, ihren Stolz und Uebermuth gegen mir
„etwas niedergelassen, sich fast inngethan und
„kleines Lauts worden. Für solche deine Wohl-
„that dir genugsamen Dank zu sagen, hab ich nit

„Mangel an Gemüth und Willen, sondern an „Glük und Vermögen gebrechen. Wird mir aber „je eine bessere Zeit erscheinen und sich Aenderung „des Glüks, (als dann meine freie Hofnung zu „Gott) begeben, will ich dir allem meinem Ver„mögen nach dermaßen wieder dienen, daß du je „aufs wenigst mich keinen Fleiß, dir Dankbarkeit „zu erzeigen, gespart haben, spüren sollt, und „mittler Zeit mit dem, daß mir kein Frevel noch „Gewalt, kein Troz noch Uebermacht, kein Ar„muth noch Elend benehmen mag, das ist mit „Kräften meiner Sinnen und Vermögen der Ver„ständniß, treulich und fleißiglich dienen, auch dir „jezo, wie etwan Virgilius, den zween wohl„verdienten Jünglingen, zugesagt haben:

„Wo etwas mein Geschrift vermag,
„Dein Lob muß sterben keinen Tag.

„Wiewohl, ob du dich gegen mir schon der„maßen (wie obberührt) nit gehalten, hättest du „dennoch, ohn das, mit deinen ritterlichen ehrli„chen Gethaten verdient, (als ich und alle, deren „Vermögen ist, gegenwärtige oder vergangene „Ding durch Behelf der Geschrift und Erkanntniß „zu künftiger Zeit zu bringen,) daß wir deinen

„Namen aus dunkelm Vergeß in das Licht der ewi-
„gen Gedächtnis sezzen. Dann ohn Schmeicheln
„und Liebkosen zu reden, bist du, der zu dieser
„Zeit, da jedermann bedeucht, deutscher Adel
„hätte etwas von Strengigkeit des Gemüths abge-
„nommen, dich dermaßen erzeigt und bewiesen hast,
„daß man sehen mag, deutsch Blut noch nit ver-
„siegen, noch das adelich Gewächs deutscher Tu-
„gend ganz ausgewurzelt sei. Und ist zu wünschen
„und zu bitten, daß Gott unserm Haupt, Kaiser
„Karln, deiner tugendhaftigen unerschrokkenen
„Muthsamkeit Erkäntniß gebe, damit er dich dei-
„ner Geschiklichkeit nach in hohen treflichen seinen
„Händeln, das römische Reich oder auch ganzer
„Christenheit betreffend, so mit Rath und That
„brauche, denn alsdann würde die Frucht deiner
„Tugend zu weiterm Nuz kommen. Fürwahr, ei-
„nen solchen Muth sollt man nit ruhen lassen, noch
„innwendig Bezirks kleiner Sachen gebraucht wer-
„den lassen. Aber ich hab mir nit fürgenommen,
„in dieser Vorred dein Lob zu beschreiben, sondern
„einmal meinem Herzen, das gestekt voll guter
„Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit, die ich
„gegen deinen unwidergeltlichen an mir begangenen

Kininger del: *C. Schule sc: 1796.*

Ulrich von Hutten liest auf Ebernburg seinem Freunde Sikingen bey Tische Luthers Schriften vor.

„Wohlthaten, die doch du noch täglich je mehr und „mehr überhäuffest, trag, ein Luft geben, schenk „dir zu diesem neuen Jahr die nachfolgende meine „Büchlein, die ich in nächst verschienenen Tagen in „der Gerechtigkeit (wie vorgenannt) Herbergen ei„lends und ohne großen Fleiß verdeutscht hab. Und „wünsch dir damit, nit als wir oft unsern Freun„den pflegen, eine fröhliche sanfte Ruh, sondern „große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäft, „darinn du vielen Menschen zu Nuz dein stolzes „heldisch Gemüth brauchen und üben mögest. Da„zu woll dir Gott Glük, Heil und Wohlfarth ver„leihen. Geben zu Ebernburg uff den heiligen „Neujahrs Abend, im Jahr nach Christi Geburt „MCCCCC und ein und zwentzigsten.“

Sikkingen, welchen zu loben Hutten gar nie müde wird, und nur bedauert, daß er von dem Mann Wohlthaten empfangen habe, weil man es für Schmeichelei halten könnte, wurde von jezt an immer wärmer für die Reformation. Er ließ sich bei Tische aus Huttens und Luthers Schriften von dem Ritter vorlesen, worinn ihm

jede freie Aeußerung von Vaterlandsliebe, von Haß gegen weltlichen und geistlichen Despotismus, jeder Aufschrei der gekränkten Wahrheit, jeder Strahl des reinern Christenthums herzlich willkommen war. Er lies auch Luthern mehrmals bitten, nach Ebernburg zu kommen, um im Schatten dieser Veste vor den Nachstellungen seiner Feinde sicher zu wohnen. Hutten gab von hier aus eine Schrift um die andere ins Publikum die immer näher zu seinem Zwek führen sollte. Eins der stärksten Produkte ist das Schreiben an den Pabst, womit er die von ihm mit Glossen herausgegebene Verdammungsbulle Luthers begleitete, und worinn er Leo dem Zehnten mit dürren Worten sagt: daß er einem deutschen Bischof durch List und Gewalt viermal sechzigtausend Goldgulden abgepreßt habe.

Während des Reichstags zu Worms, auf welchem bekanntlich Luthers Sache sehr ernstlich zum Vortrag kam, erließ unser Ritter heftige Invektiven gegen die päbstlichen Oratoren Caracioli und Aleander, auch Ermahnungen an Karl den Fünften, dem er zu zeigen sich bemühte, daß Luthers Sache nicht Angelegenheit

eines einzelnen Mannes, sondern des gesammten Deutschlandes sei und legte ihm solche mit einer Kraft ans Herz, daß man kaum zweifeln kan, ob seine Rede unwirksam geblieben wäre, wenn nicht persönliche Vortheile den Kaiser anders zu handeln bestimmt hätten. Er schrieb auch an Luthern und seinen alten Freund Pirkheimer in Nürnberg, welcher ihm schon einmal geklagt hatte, daß auch er Verfolgungen der Romanisten zu leiden habe und selbst in einer freien Reichsstadt nicht frei sei. Dieser Brief athmet abermals den feurigsten Antheil für Luthern und seine gute Sache und wiederholt, was er oft behauptet hatte, daß er nicht für sich, sondern für das allgemeine Beste kämpfe. Und das that er aus allen Kräften. Es war daher ein unverdienter Vorwurf, den ihm einige seiner Zeitgenossen machten: „er könne nichts, als schreien und es wäre besser, wenn er einmal anfienge zu handeln," als ob Handeln blos im Zuschlagen bestünde. Wenn das, was Hutten bis jezt gethan hatte, nicht handeln heißt, so hat auch Luther in Bekämpfung der Ablaßkrämer, und als er dem Pabst den Gehorsam aufkündete, nicht gehandelt. War die Kühnheit,

mit der unser Ritter Pabst, Kaiser und Fürsten die Wahrheit sagte, wenn er Deutschland zu Behauptung seiner Freiheit gegen die Anmaßungen des römischen Stuhls aufrief, wenn er jedem um des Guten willen Unterdrükten als ein Biedermann beistund, nicht Handlung? — Müssen denn gerade Arme und Schwerder dabei seyn, wenn es gehandelt heißen soll? — So etwas scheinen wenigstens diejenigen erwartet zu haben, die ihm vorwarfen: warum er nur schreie und nicht lieber handle? Was Hutten ausrichten wollte, liegt am Tage: für deutsche Freiheit gegen die Unterdrükkungen des römischen Hofes streiten; den Kampf der Aufklärung gegen die finstern Mönchsköpfe seiner Zeit und die geflissentlichen Verkleisterer der Wahrheit kämpfen; allen denen sich muthig entgegen stellen, die mit der Miene des Heuchlers jammerten, daß das erwachende Licht der Wissenschaften dem Staat und der Religion schädlich sei. — Und was hatte er für andere Waffen, als die Werke seines Geistes, die wahrlich heftig genug waren. Mit diesen wollte er auch wirken, wie er Karl dem Fünften sagte: „Ich gestehe, daß ich den „jezzigen Kreislauf der Dinge durch meine

„Schriften umzukehren und zu verbessern „strebte.“ — Wahr ist es, er würde unter andern Umständen gern mit dem Schwerd drein geschlagen haben und hätte sich vor dieser Art Handlung, wie er bewiesen hat, nicht gefürchtet; aber ohne Unterstüzzung damit auftreten, — nein — einer solchen Tollkühnheit war er bei aller seiner sonstigen Unbesorgtheit nicht fähig, denn was will der Tropfen am Eimer gegen den rollenden Strom des Weltmers? Oder sollte er ein paar Gesandte des Pabsts wie ein Straßenräuber aufheben, mißhandeln, vielleicht gar umbringen? — Damit wäre der guten Sache, der er sich annehmen wollte, wohl wenig und ihm selbst am allerwenigsten geholfen gewesen. — Genug, er hat mit Feuereifer seine Landsleute ermuntert, abzuschütteln das Joch, das so lange auf ihnen lastete; er nahm es auf mit der römischen Macht, da selbst Luther sie noch nicht anzugreifen gewagt hatte. Er opferte seinem Plan alles auf, Güter, Familie, Ehrenstellen, Bequemlichkeit, Gesundheit, Freiheit und Vaterland, ja — selbst dieses Vaterland, das er so heiß, so beispiellos liebte, dessen Ehre ihm auch in den geringsten Kleinigkeiten am Herzen lag, dem

er alle seine Arbeiten, Reisen und Nachtwachen widmete, dem er Unfälle und selbst die bitterste Armuth zu lieb duldete. Hätte Karl ihn hören wollen, hätte der Pfalzgraf Johann, oder der Kurfürst von Sachsen, auf deren Unterstüzzung er gehoft zu haben scheint, hervorbrechen und für die allgemeine Freiheit etwas wagen wollen; dann wäre Hutten sicherlich nicht zurük geblieben, sondern würde eben so willig den Degen gegen die Feinde der Wahrheit gezogen haben, — das er oft laut wünschte thun zu dürfen — als einst gegen Ulrich von Wirtemberg. So aber — wenn es ja Vorwurf seyn soll — konnte er freilich nichts, als rufen, obwohl er Handlungen versprochen hatte und zwar — vergeblich rufen, da man ihn so wenig hören wollte. — Ich bin nicht ungeneigt, der Vermuthung beizustimmen, daß vielleicht ein Bund der Ritterschaft mit den Städten der lange zurükgehaltene Plan war, von dem Hutten so oft sprach, indem sowohl Stellen in seiner „Beklagung der Freistätte deutscher Nation“ als in andern seiner Schriften sie zu begründen scheinen. Wie wenig aber bei der bekannten damaligen Eifersucht des Adels und der Städte

gegen einander dies der rechte Zeitpunkt war zu einer solchen Vereinigung, ist keinem Kenner der Geschichte unbekannt. Ob Hutten, wenn er länger gelebt hätte, und es ihm wirklich mit dem Plan, die Reichsstädte und den Adel zu Einem Zwek zu vereinigen, Ernst war, nicht vielleicht die Ausführung gelungen wäre, ist eine andere Frage. Das Interesse der Städte und eines Theils der Ritterschaft für Religion, war weit stärker und wirksamer, als jedes andere. Und dann war es dem Adel und den Städten vielleicht begreiflich zu machen, daß sie durch ein freundschaftliches Zusammentreten ihr Daseyn, ihre Wichtigkeit und ihre Religionsfreiheit weit sicherer erhalten würden, als wenn sie sich selbst unter einander schwächten, und größern Mächten die Mühe erleichterten, die Güter des einen und die Reichthümer der andern an sich zu bringen und die Freiheit beider zu untergraben.

Je näher sich Huttens Leben zum Ende neigte, desto trauriger wurde sein Schikſal. Franz von Sickingen hatte Fehde mit dem Erzbischof von Trier, dem der Kurfürst von der Pfalz, der Landgraf von Hessen und ein

großer Theil des deutschen Adels zu Hülfe kamen. Sein Schloß Landstein wurde im Jahr 1523 von den Verbundenen belagert, das der Held Tag und Nacht mit unverdrossener Standhaftigkeit und unerschüttertem Muth vertheidigte. Endlich wurde er auf der Dachmauer durch eine Flintenkugel getroffen, wovon er niederstürzte. Er lebte noch vier und zwanzig Stunden, sprach sehr freundlich mit den Fürsten, die ihn besiegt hatten und nahm — schon todtschwach — als er den Kurfürsten von Trier erblikte, dem er als Lehnsmann verpflichtet war, seine Müzze ab. Dann starb er als Christ und Held in vestem Vertrauen auf Gott und dessen Barmherzigkeit. Selbst seine Feinde weinten an des Herrlichen Grabmal, das ihm in der Kirche zu Landstein errichtet ward. Ganz Deutschland betrauerte den Fall dieses Helden, bei dessen Anblik, wie Wieland mit Shakespears Worten sehr schön sagt, — die Natur aufstehen und der ganzen Welt sagen durfte: Das war ein Mann! — Luther wollte die Nachricht von Franzens Tod lange nicht glauben; da sie sich aber bestätigte, rief er aus: „Der „Herr ist gerecht, aber wunderbar! Er will

„seinem Evangelium nicht mit dem Schwerd „helfen."

Mit Sikkingens Tod fiel Huttens einzige Stüzze, die er noch in Deutschland, — vielleicht in der Welt hatte, und nun war alle Hofnung besserer Zeiten, alles Vertrauen zu Menschen fast ganz aus seiner verwundeten Seele geschwunden. Er wanderte in die Schweiz, bat um den Schuz des Magistrats zu Basel und erhielt ihn. Hier hatte sich vor kurzer Zeit Erasmus niedergelassen und wenn Hutten auf Unterstüzzung von diesem seinem vermeyntlichen alten Freund gerechnet hätte, der ihn einst mit so großen Lobsprüchen — selbst vor seinem Neuen Testament — überschüttete; so wär es ihm wohl zu verzeihen und in seiner Lage, auch bei seiner eigenen bekannten Denkungsart gegen Freunde, nichts unerhörtes gewesen. Allein schon seit geraumer Zeit war Erasmus nicht mehr gesinnt, wie ehmals. Sein furchtsamer scheuer Geist, der nur gerne heimlich und mit Spott Streiche austheilte, paßte nicht zu Huttens Feuerseele, die keine Zurükhaltung, keine Nebenrükksicht kannte und duldete, sondern die alles gerade und deutsch herausstürmte, wie es in ihr

lag. — Erasmus hat unläugbar durch seine Bemühungen für die Wissenschaften der Reformation vieles genüzt; allein er wollte es nicht Wort haben, daß er zu ihrem Besten arbeite und es dauerte ihn sogar jeder gute Kopf, der öffentlich auf Luthers Seite trat. Dafür verlor er aber merklich bei seinen alten Freunden und namentlich bei Hutten, der eine solche Zweizüngigkeit unmöglich gleichgültig ansehen und nicht begreifen konnte, wie ein Mensch von Erasmus Kenntnissen der hellen Wahrheit und seiner bessern Einsicht so geradezu entgegen handeln könne. Bittere Erfahrung überzeugte ihn von der Möglichkeit und Wirklichkeit dieser alltäglichen psychologischen Erscheinung. — Hutten wünschte Erasmus zu sprechen, vielleicht um ihn durch eine persönliche Unterredung wieder auf diejenige Seite lenken zu können, wo er ihn zu haben wünschte; denn in die Vermuthung mit einzustimmen, die ein mir sonst sehr schäzbarer Schriftsteller äußert *), er habe vielleicht von dem alten Freund eine Reuterzehrung erbetteln, oder

*) Plank im 2ten Theil der Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs.

erpreſſen wollen, dazu fehlt es mir ganz an Grün-
den. Hutten lies es dem Erasmus durch
Heinrich von Eppendorf wiſſen, daß er ihn
ſprechen wollte; aber dieſer, aus Furcht vor der
Geiſtlichkeit — das hat er in der Folge ſelbſt ge-
ſtanden — vielleicht auch aus andern Urſachen, ſchlug
die Unterredung aus und lies ſich vor dem — wie
er ſich ausdrükte — „ſchäbigen und vertriebenen
Edelmann,“ — den er weiland bis an den Him-
mel erhoben hatte, verläugnen, dagegen er in
Briefen an ihre gemeinſchaftlichen Freunde that,
als ob Hutten gar nicht verlangt hätte, zu ihm
zu kommen und ſo gar die Unverſchämtheit hatte,
von alter Freundſchaft zu ſprechen, obwohl er ſpä-
terhin gegen Melanchthon ſich weniger ge-
ſchminkt über dieſen Vorgang vernehmen ließ.

Hutten ertrug dieſe Kränkung mit feſtem
Muth, denn er, der ſo vieles gelitten hatte, konnte
auch noch das ſchmerzlichſte dulden — einen fal-
ſchen Freund zu finden. Es war aber leider nicht
die einzige Widrigkeit, die ihm in Baſel wider-
fuhr. Die dortige Geiſtlichkeit, eingedenk deſſen,
was ein Theil ihres Ordens Hutten zu danken
hatte, bewog durch heuchleriſche Vorſtellungen den

Magistrat, dem armen Ritter den kaum verliehenen Schuz wieder aufzusagen. Man sagt sogar, daß der fromme Erasmus thätig dabei mitgewirkt habe. Hutten wandte sich nach Mühlhausen, wo er anfänglich günstige Aufnahme fand, und von hier aus berichtete er seinen Freunden, wie niedrig Erasmus gegen ihn gehandelt habe. Da er nun hörte, daß dieser durch Abläugnen und allerlei Winkelzüge seine Schuld immer mehr vergrößere, riß der Damm seiner Geduld und er sezte in wenigen Tagen die berühmte Expostulation auf, die jenen in seiner ganzen Blöße darstellte. Erasmus erfuhr kaum, daß Hutten mit etwas gegen ihn umgehe, als er sogleich in einem Schreiben, das ein Meisterstük von Schmeichelei und Feinheit ist*), sich an ihn wandte und das Vorhaben seines beleidigten Gegners abzuwenden suchte. Allein Hutten, dem dergleichen Künste heimtükkischer Seelen von jeher verhaßt waren, kehrte sich weder daran, noch an die Wendungen, die Erasmus gegen andere, denen er besser scheinen wollte, als er war, der Sache gab. Er

*) Opera Hutteni Tom. I. Pag. 328. Lips. 1783.

sandte ihm, zu zeigen, wie wenig er sich vor dem zierlichen Klassiker fürchte und was für Waffen er gegen ihn habe, die Expostulation handschriftlich zu, denn es war gar nicht sein Vorsaz, daß sie gedrukt werden sollte, wie es denn auch noch ungewiß ist, ob sie mit oder ohne sein Vorwissen in die Welt kam *). So bittere Vorwürfe Erasmus in dieser Expostulation zu hören bekam, so ist doch nicht zu läugnen, daß selbst auch da, wo er zürnte, seines Gegners Edelmuth noch hervor leuchtete, indem er nicht vergaß und nicht verheelte, was er dem pflichtvergessenen Freund in Rüksicht seiner wissenschaftlichen Bildung zu danken habe und was für Verdienste demselben jeder billige Mann zugestehen müsse. So schonend gieng er gegen den, der ihn so sehr beleidigt hatte, zu Werke. Er wollte einen Mann, den er sonst gepriesen hatte, jezt nicht beschimpfen, wider den, welchen er einst gegen Eduard Lee (der gegen Erasmus schrieb) vertheidigt hatte, nun nicht selbst öffentlich

---

*) Huttens Vertheidiger gegen Erasmus, Otto Brunfels, versichert wenigstens, daß der Ritter nie erfahren, wer die Expostulation zum Druk befördert habe.

auftreten; aber wissen sollte er es, wie tief ein Biedermann — auch im Elend — einen heimtükkischen Schleicher zu verachten fähig sei. Darum sandte er ihm die Expostulation schriftlich zu, das gewiß nicht geschehen wäre, hätte er im Sinn gehabt, sie drukken zu lassen; — darum zeigte er, daß er auch, troz der erlittenen Beleidigungen, ihn nicht ganz verkenne. Wie leicht vergißt sich oft alles sonst erkannte Gute eines Menschen, wenn wir uns von ihm beleidigt sehen und nun — erscheint ein Mann nicht achtungswürdig, der, ungeachtet seines brausenden Temperaments, selbst unter solchen Umständen noch unpartheiisch ist, das Gute vom Bösen scheidet, jenes ehrt und nur dieses verachtet? — In der That, wenn man auch Huttens Schritt gegen Erasmus mißbilligt, wie denn wirklich Luther selbst, Melanchthon und andere seiner Freunde wünschten, daß er ihn nicht gethan haben möchte; so kann er doch durch die Art, wie er ihn that, und wenn man nicht vergessen will, was seines Gegners Betragen verdiente, Entschuldigung leiden. Denn wenn auch Erasmus von der Geistlichkeit etwas fürchtete, indem er sich als Huttens Bekannten darstellte;

so betraf ja die ganze Sache nur eine Unterredung, der er am Ende — wenns nöthig gewesen wäre — eben so leicht einen Mantel hätte umhängen können, als er seinem Benehmen gegen einen alten und jezt unglüklichen Freund in Briefen an Auswärtige umhieng. Dies leztere kränkte Hutten auch in der That mehr, als die abgeschlagen Unterredung. Denn so gewiß er ungerne den Briefwechsel mit Reuchlin aufhub und es doch that, um ihm nicht bei seinem Fürsten zu schaden; so willig er aus erhabenen Gründen seinen Brüdern das väterliche Erbtheil überließ und in Armuth blieb; so leicht würde er vergessen haben, daß Erasmus ihm den Zutritt zu sich wehrte, wenn nur dieser durch sein nachheriges Benehmen die Sache nicht selbst verdorben hätte. Hutten mußte sich gefallen lassen, daß Erasmus ihn nicht sprechen wollte, — mit Recht konnte er nichts fordern; aber das durfte er erwarten, sein ehemaliger Freund würde wenigstens seine Unfreundlichkeit oder Furchtsamkeit nicht mit Lügen bemänteln wollen. Dies war der Grund zu des Beleidigten Ausbruch.

Erasmus war in keiner kleinen Verlegenheit als er Dinge gedrukt sah, die er ungerne unter vier

Augen gehört hätte. Allein was war zu thun? Sie waren nun allgemein bekannt und alles Wenden und Drehen vergebens. Huttens Kraftsprache war mit all ihrer Gewalt aufgefallen. Ein großer Theil deutscher Gelehrten, die Erasmus zweideutiges Betragen schon lange verdrossen hatte und in der Folge noch mehr ärgerte, da er nicht nur gegen Luthern schreiben, sondern auch selbst gestehen konnte, daß es blos aus Gefälligkeit gegen Heinrich den achten von England geschehen sei, lasen die Schrift mit heimlicher Freude und gönnten in ihrem Herzen dem Heuchler die Lauge, die ihm bereitet worden war. Jezt erschien dieser mit seinem „Schwamm“ den aber Hutten nicht mehr gesehen hat.

In Mühlhausen gieng es dem überall Verfolgten nicht besser, als in Basel. Er war aber gewissermaßen selbst Schuld daran, denn er hatte es bei der dortigen Obrigkeit dahin zu bringen gesucht, daß sie verschiedenes von dem alten kirchlichen Ceremoniel abschaffte und verordnete, daß z. B. das Abendmal künftig unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, in deutscher Sprache getauft und statt der Frühmessen Frühgebete und Predigten gehalten werden sollten. Das war nun frei-

lich in seinen Umständen ziemlich gewagt, nur zeigt ebenfalls dieser Schritt, daß er auch in der verzweifeltsten Lage ausharrte, bei dem, was er für recht und wahr erfunden hatte. Man errieth auch leicht, wer derjenige Mann sei, welcher dem Magistrat diese unvorbereitete Neuerung gerathen hatte und wollte sein Haus stürmen, das nur mit vieler Mühe gehindert werden konnte. Dafür aber hatte Hutten auch in Mühlhausen keine bleibende Stätte mehr, sondern mußte in der Nacht davon fliehen. — Ich habe es bereits gesagt, daß sich das, was er hier that, mit dem nicht vertrage, was man Lebensklugheit nennt; — aber er war nun einmal so, und würde nicht gewirkt haben, was er gewirkt hat, würde nicht der Hutten gewesen seyn, der er wirklich war, wenn er anders gedacht und gehandelt hätte. Auch kommt es uns nicht darauf an, zu wissen, wie er hätte seyn können, sondern darauf, zu sehen, wie er einst lebendig da stund. Ich habs gewagt, war unter allen Umständen, in allen Lagen seines stürmischen und unsteten Lebens sein Wahlspruch, und wagen muß jeder, der in der Welt etwas Gutes ausrichten will, weil er immer ein Heer von Nei-

dischen, Boshaften und Anhängern am Alten zu erklärten Feinden gegen sich hat. Hutten gehörte — wie Luther sich einmal nennt — unter die groben Waldrechter, die Bahn machen müssen und „Magister Philipps säuberlich fahren“ lag gänzlich außer seinem Charakter.

Der unglüklich Vertriebene flüchtete jezt nach Zürich, wo er an Zwingli, mit dem er schon vorher im Briefwechsel gestanden war, einen redlichen Freund und Beschüzzer fand. Vielleicht hätte er doch in diesem Land der Freiheit noch ein Plätzchen gefunden, um vor den Nachstellungen seiner erbitterten Feinde gesichert, sein unruhiges Leben in Ruhe beschließen zu können; aber ein allgewaltiges Schiksal verfolgte ihn überall. Jezt vergalt ihm Erasmus seine Expostulation, der an den Züricher Rath unter dem zehnten August 1523 ein Schreiben erließ, worinn er Hutten als einen unruhigen, gefährlichen Menschen schildert, den er zwar nicht um seinen Aufenthalt in Zürich bringen, aber doch rathen wolle, daß man seinen Muthwillen ein wenig zähme. Auch den ehrlichen Zwingli suchte er dem armen Ritter abgeneigt zu machen. Zu gleicher Zeit erschien an denselben Rath

ein Schreiben von Pabst Leo dem Zehnten, welches dem Staat Verderben weissagte, wenn Hutten länger Schuz und Pflege finden würde. Der leztere erfuhr von einem Freund in Basel die Schleichwege, deren sich Erasmus bediente, um ihm zu schaden und was that er? — Er schalt nicht wieder, da er gescholten ward, er verfolgte nicht wieder, da man ihn verfolgte. Nein, — in den sanftesten Ausdrükken betheuerte er dem Magistrat von Zürich seine Unschuld, bat sich von seines Feindes Klage Abschrift aus, um sich vertheidigen zu können. So sanft, so ruhig hat Hutten nichts geschrieben, als diesen Brief, seit er die Feder ergrif. Es scheint, daß das Maas seines Leidens voll gewesen und mit zusehends dahin schwindender körperlicher Kraft auch das Feuer seines Geistes in dem Augenblik erloschen sei. Erasmus scheinheiliges Schreiben an den Züricher Rath muß Hutten mehr, als jenes Benehmen in Basel geschmerzt haben. Dort war es doch nur eine Unterredung, die der ehemalige Freund abschlug und sich schämte, das „Warum“ zu gestehen. Hier aber war es Bemühen, ihm den genossenen Schuz zu rauben und

die Ursache neuen Elendes zu werden. So etwas erzeugt bei einem Niedergedrükten nicht mehr Heftigkeit und Wuth, sondern Gram, der tiefe Furchen in die Seele schneidet. — Es ist der Mühe werth, die Schreiben beider Männer, von denen hier die Rede ist, wörtlich einzurükken, indem sie zu ihrer Charakterisirung nicht den kleinsten Beitrag abgeben. Erasmus schreibt an den Rath zu Zürich folgendermaßen.

„Großmächtige, meine Herren!

„Ich acht wohl, Ihr wisset, wie ich bisher „nicht allein des gemeinen Nuzzens und guter Künste, sondern auch der evangelischen Lehre wegen „fleißig gearbeitet hab, mit Jedermanns Nuzzen, „und Niemands Schaden. Nun ist jach hervorgebrochen Ulrich von Hutten, dem ich allwegen guts „gethan und ihn niemals weder mit Worten noch „mit Werken verlezt habe. Derselbige hat ein „Büchlein lassen wider mich ausgehn, nicht allein „mein Lumden betreffend, sondern auch dabei voll „öffentlicher Lügen und bübischer Schmähungen, „darneben auch andere gute Männer, dieser „Schmach unwürdig, begriffen sind; darinn er „auch weder des Pabsts, noch des Kaisers schont. —

„Dies schreib ich aber nicht darum, daß ich ihm „verbunne, daß Eure Gütigkeit ihn also bey Euch „läßt wohnen, damit er nicht in seiner auffezzigen „Feinde Hände komme; sondern daß er diese Eure „Gütigkeit nicht misbrauche zu einem geilen muth„willigen Schreiben, das da offenbar schadet dem „Evangelischen Handel, auch andern guten Kün„sten, auch gemeinen Sitten; darzu auch, daß „nicht aus des Ungezähmten Freveln Eurer Land„schaft vielleicht in Zukunft etwas Schadens oder „Schand entspringe: denn er jezt gar nichts mehr „zu verlieren hat. Darum so Ihr seinen Muth„willen ein wenig zähmt, werdet Ihr mir nicht „sowohl einen großen Dienst und Nuzzen, als an„dren Künsten, die dadurch beflekt sind, beweisen. „Ihr werdet auch Eurer Landschaft ein fast nüzlich „Ding thun, die ich allweg in großem Wesen zu „seyn begehre. Gott behüt Euch, wohlgeachte „meine Herren und ist etwas, darinn ich Euch die„nen kann, will ich willig erfunden werden. Basel „10 August 1523.“

Huttens Brief dagegen lautet also:

„Meinen freundlichen und willigen Dienst all-

„zeit zuvor. Strenge, Edle, Veste, Ehrsame ꝛc.
„liebe Herren und Freunde!“

„Durch einen meiner insonders guten Freunde
„und Gönner von Basel werde ich warnungsweise
„berichtet, wie Erasmus Roterodamus eine
„Schrift an Euch, darinn er mich fast unfreund-
„lich betastet, auch gegen mich Eure Ungunst und
„Widerwillen zu erwekken sich untersteht, verfaßt.
„Wiewohl ich nun an Eurem guten und weitbe-
„rühmten Gerücht, auch erkannter Zuneigung, so
„Ihr zu aller Redlichkeit, aber insonders zu christ-
„licher Wahrheit und Evangelischer Lehre allwegen
„gehabt und noch festiglich traget, nicht zweifle,
„Ihr werdet mich oder niemand ungehört und un-
„verantwortet bei Euch verunglimpfen lassen; so
„hab ich doch, daß mir angezeigtermaßen War-
„nung geschehen, Euch nicht verhalten wollen,
„freundlich und gütlich als meine liebe Herren und
„Freunde Euch bittend, wo Euch solcherweis Schrif-
„ten mich betreffend von gemeldten Erasmo oder
„jemand fürkommen, oder hernach fürkämen, Ihr
„wollet mir deren Sinn und Inhalt nicht vorhalten,
„sondern damit ich mich, wie billig zu erachten,
„meiner Nothdurft nach bey Euch versprechen möge,

„Kopien günstiglich angedeihen lassen. Dann ich „je dafür gehalten seyn will, daß ich alle Zeit her, „seit ich aus meinen kindlichen Jahren erwachsen, „anders nicht, denn einem tugendlichen und from„men Rittermäßigen vom Adel wohl ziemlich und „gebührlich, gehandelt und gewandelt hab. Und „daß ich, wo jemand mich wieder, als ich nicht hoffe, „ausgeben oder beschuldigen wird, mein Ehr und „Glimpf mit Grund der Wahrheit genugsam zu „vertreten und zu entschuldigen wisse; als ich dann „jezo Euch ein Vertrauen zu mir zu haben bitte, „und weiter, daß ich zu Euch und gemeiner Eidge„nossenschaft einen freundlichen guten Willen habe, „auch meines Wissens allezeit hievor gehabt, Euch „festiglich zu mir versehen. Das hab ich Euch „meiner Nothdurft nach, meine lieben Herren, „Freunde ꝛc. zu denen ich mich aller Lieb und Freund„schaft versehe, in gar aufrichtiger Meynung nicht „bergen wollen; Euch Lieb und Dienst zu erzei„gen bin ich wohlgemeynt und von Herzen gesinnt. „Befehl Euch Gott und seines göttlichen Segens „Schirm, der woll Euch ohn Unterlaß und Auf„hören in dem Anhang seines unwidersprechlichen „Worts und Evangelii, wie bisher durch Einge-

„bung seines heiligen Geistes stärken und befesti-
„gen. Amen. (15 August 1523).

Dieses Schreibens ungeachtet, mußte Hutten Zürich verlassen und that es mit gebrochenem Herzen. Er wanderte nach Aufnau, einer kleinen Insel im Züricher See, wo er bey dem Pfarrer Hans Schnepp Wohnung, Wartung und Pflege fand. Zerrüttet durch Krankheit, die er sein ganzes Leben mit sich herumschleppen mußte, gedrükt durch tausendfältige Beschwerlichkeiten von außen, und verzehrt von innen durch den Ungestüm seines Herzens, unterlag der Held und gab am Ende des Monats August im Jahr 1523 seinen großen Geist auf. — Hier fand der muthige Sprecher für Vaterland und Freiheit ein kleines unbekanntes Grab, — er, der Königen und Fürsten zur Seite sizzen und in Ueberfluß und Ansehen seine Tage verleben konnte, wenn er einen weniger mühevollen und gefährlichen Weg hätte einschlagen wollen.

Alle seine Freunde trauerten bei dem Tode des unglüklichen Edeln; selbst seine Feinde verstumm-

ten und ihre Rache schien an seinem Grabe gesät-
tigt zu seyn. Nur Erasmus, der schon im „Schwamm“ alle Bitterkeit gegen ihn ausgegossen hatte, deren er fähig war, verfolgte den todten Löwen, gegen den er im Leben sich öffentlich zu stellen nicht wagte, mit Beschimpfungen in Brie-
fen an seine Freunde. — Gut, daß sie ihm nicht mehr schaden konnten! Jezt richtet die gerechte Nachwelt über das Betragen des einen und des an-
dern mit Recht, und schon damals wurde Eras-
mus durch Otto Brunfels, der Huttens Vertheidigung freiwillig übernahm, für seine Bos-
heit ziemlich gezüchtigt.

Laßt uns nun noch zum Schluß kürzlich die wesentlichsten Bestandtheile des hier geschilderten Charakters zusammen sammeln, um sie mit Einem Blik überschauen zu können.

Bei seinem ersten Eintritt in die Welt, da er kaum über das Knabenalter hinaus war, sehen wir schon in Hutten einen Menschen von hellem Gei-
ste, der nur das liebte, was groß, wahr und schön war und mit Wärme sich an jeden schloß, der ihm

auch für Größe, Wahrheit und Schönheit empfänglich schien. Darauf bezog sich sein Studium, seine Lektüre. Darum hieng er von seiner Jugend an, bis an das Ende seines Lebens mit so vieler Wärme an den klassischen Werken der Griechen und Römer, wußte ganze Stellen aus ihnen herzusagen und schrieb ihre Sprache so schön. Manches seiner Gedichte und einige seiner Reden und Dialogen verdienen ohne Streit in Absicht des Styls den vorzüglichsten Produkten der Alten zur Seite gesezt zu werden. Er studirte ältere und neuere Geschichte mit angestrengtem Fleiß, auch was zunächst mit seinem Lebensplan in Verbindung stund, Politik, Oekonomie und Kriegswissenschaft; aber Philosophie, Rechtsgelehrsamkeit und Theologie wollten ihm, weil sie damals noch so wenige Politur hatten, nicht gefallen, dagegen Poesie und Beredsamkeit zu seinen Hauptbeschäftigungen gehörten.

So sehr er die Musen liebte, so gefiel er sich doch nicht ganz dabei, blos in ihrem Dienst zu leben. Zum Gelehrten für die Studierstube war sein Geist zu feurig; er vermochte es nicht, sich zu bestimmen, den Wissenschaften allein zu leben,

oder mit der Feder in der Hand mühsam seine Werke auszubrüten. Daher sein vieles Reisen, das eher einem zwecklosen Herumschwärmen, als einem reisen nach festem Plan ähnlich sah, obwohl er nicht wenig dabei lernte, und sich dadurch zur Erduldung mancher Beschwerlichkeiten stärkte. Der ritterliche Geist, der zu seiner Zeit noch wehte, hies ihn im Kriege Lorbeeren sammeln und Familienstolz trieb ihn zum Hofleben. Schwächlicher — vielleicht auch zu früh zerstörter Körper — den er durch angestrengtes Studiren und durch seine Reisen so abgemattet hatte, daß er sich eine anhaltende Magenschwäche zuzog, entfernte ihn von jenem, und seine ungestüme Wahrheitsliebe, seine Begierde, alles herauszusagen, was er auf dem Herzen hatte, — von diesem. Dadurch giengen alle die schönen Plane und Entwürfe, die er sich zu künftiger Wirksamkeit gemacht hatte, und die sein Stand sowohl, als seine Kenntnisse, erwarten ließen, verlohren.

Sein Streben, alles das, was er thun sollte, ganz und mit Eifer zu thun, erzeugte seinen Unwillen gegen müssige Pfaffen, von denen er sah, daß sie ihrer Bestimmung ganz entgegen

handelten. Sein natürliches Talent zum Spott gab ihm die Pfeile in die Hand, die er gegen sie verschoß und wenn es dem wizzigen Kopf überhaupt unerträglich ist, einen Einfall zu erstikken; so ist es dem doppelt unmöglich, der dabei, wie Hutten, noch von höhern Beweggründen geleitet wird. Als er vollends den Widerstand seiner Gegner sah, ward er derbe, und je länger desto weniger nüzten die Vorstellungen seiner Freunde, daß er sich in Ausdrükken mäßigen sollte. Zwar versprach er wohl, es zu thun, aber er hielt es nicht und so machte ihn Widersezlichkeit endlich heftig, — so heftig, daß er gar das Opfer seines wachsenden Ungestüms wurde.

Wer über das, was er in seiner Jugend für wahr zu halten angewiesen wurde, einmal zu zweifeln wagt, der bleibt nicht bei dem ersten glüklich gelungenen Versuch stehen, durch den er einem bessern Ziel entgegen zu kommen scheint. Ein fallender Theil des Gebäudes erschüttert noch mehrere und endlich stürzen sie alle zusammen. So gieng es Luthern, da er anfieng an der Macht des Pabstes zu zweifeln; so Hutten, als er sah, wie wenig Leo der Zehnte das wirklich zu seyn

strebte, was nach seinen Begriffen ein Pabst seyn sollte, und als er für seine Mühe, ihn darüber zu belehren — wie natürlich — nicht den besten Dank bekam; so war auch keine andere Folge möglich, als sich zulezt ganz loszureißen und dem geistlichen Oberhirten allen Gehorsam aufzusagen.

Aus allen Handlungen seines Lebens sehen wir, daß gerader, offener, biederer Sinn, Begierde, lieber zu seyn, als zu scheinen, unerschütterliches Anhangen an allem, was er für recht und gut erkannt hatte, feuriger Antheil an der Sache der Wahrheit, und wenn es Ehre, Gut und Leben kosten sollte, glühende Vaterlandsliebe, Haß gegen alles, was Unrecht, Falschheit und Gleißnerei heißt, Uneigennüzzigkeit, Freimüthigkeit, Dankbarkeit gegen jeden, der nur einigermaßen sich um ihn verdient gemacht hatte, standhaftes Ausharren in der Freundschaft, Eifer für jeden, der nach Gemeinnüzzigkeit strebte, Dienstfertigkeit, Stolz auf sich selber und dennoch Bescheidenheit und willige Anerkennung fremder Verdienste, Liebe für die Wissenschaften und lebendiger Haß gegen die Feinde der Aufklärung, an Hutten nicht zu verkennende Tugenden waren.

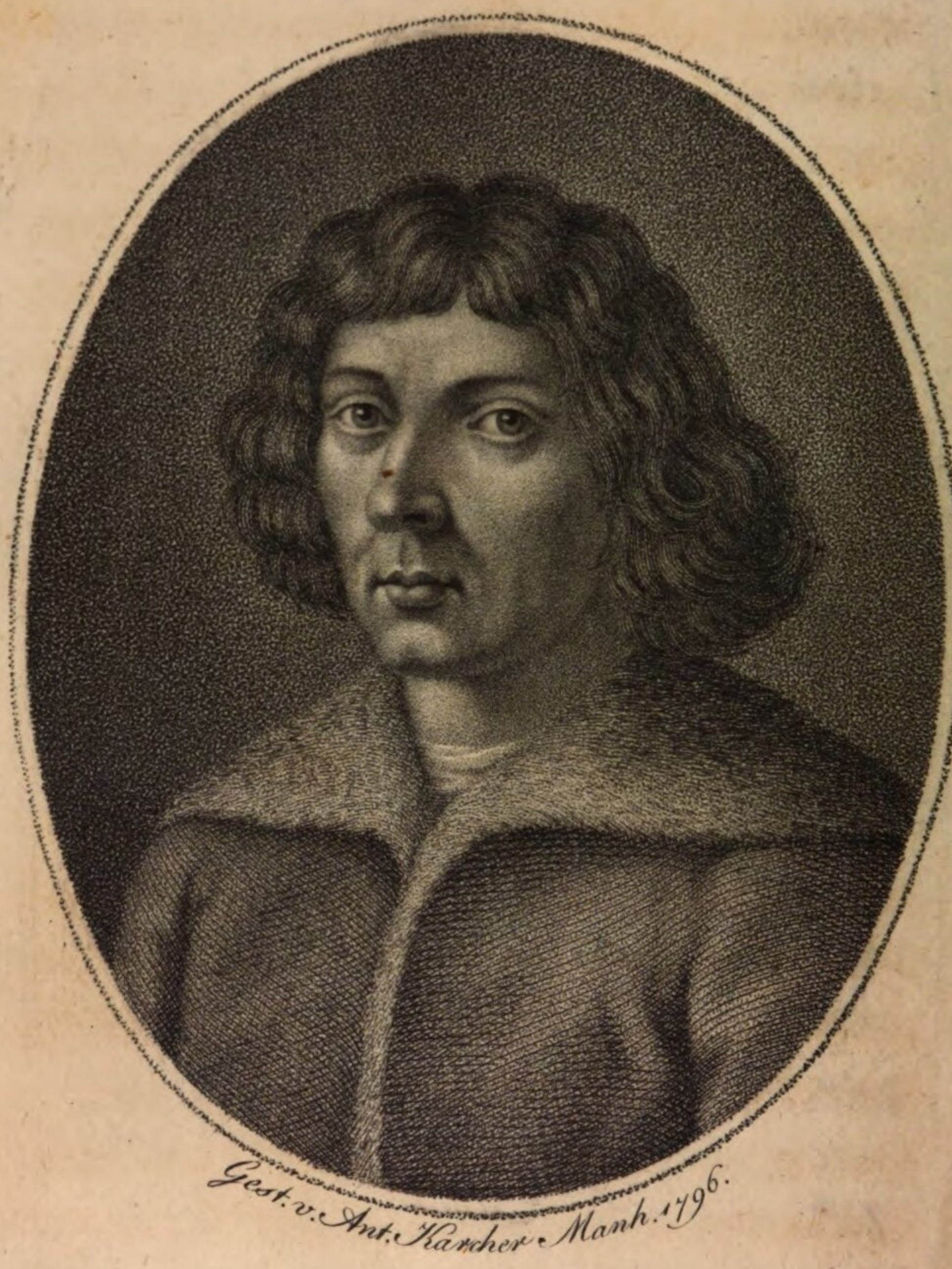
Eben so liegen seine Fehler offen da! Es ist unstreitig, daß er sich in eine glüklichere Lage gesezt und vielleicht mehr gewirkt haben würde, wenn er sich hätte Mühe geben wollen, das ungestüme Feuer seines Temperaments zu mäßigen. Er reizte durch seine Heftigkeit andere zu mancherlei Kränkungen und bereitete sich bittere Stunden, die er sich — nicht durch Verläugnung der Wahrheit, oder durch Schmeichelei, sondern — nur durch mehr bewiesene Mäßigung hätte ersparen können. Hätte er mehr Stätigkeit gehabt, sich an etwas bestimmtes fixiren können, der nöthigen Klugheit von seinem Feuereifer, womit er überall anstieß, etwas aufopfern wollen; — wir würden zwar nicht den Hutten, aber einen andern, vielleicht gemeinnüzzigern sehen, der sich nicht in seinem Ungestüm selbst verzehrt, sondern Wohlfarth um sich verbreitet haben würde. Er selbst sah dieses ein, aber der Fehler war, daß er alle Schuld auf sein Temperament schob und nicht vielmehr darauf, daß er die Pflicht, es zu zähmen, vergaß. Es fehlte ihm wirklich nicht an Geschmeidigkeit, nicht ganz an sanftem Sinn; aber diese Talente vernachläßigte er völlig.

Daß er nicht ohne Hang zur Wollust, und in seinen Jugendjahren zum Trunk war, darf nicht geläugnet werden. Pirkheimer hielt ihm darüber manche Strafpredigt; aber seine Entschuldigungen scheinen weniger die eines reuigen Sünders, als eines solchen zu seyn, dem blos die Kraft zu sündigen gebrechen will. Seine Neigung zur Abwechslung, zu Neuerungen und zu gewaltsamen Veränderungen, liegt zu deutlich in seinem Leben, — noch in den lezten Zeiten desselben — als daß man ihn gegen die Vorwürfe, die schon seine Zeitgenossen ihm in dieser Rükficht gemacht haben, gründlich vertheidigen könnte.

Ob diese Fehler seine Tugenden überwogen, oder diese jene überstrahlten, zu untersuchen, ist nicht das Amt des Biographen. Genug, wenn dieser den Mann darstellt, wie er war, die Beurtheilung kann dem Leser dann ruhig überlassen werden.

Ich glaube, daß ich nun die Feder niederlegen darf, indem mir schwerlich eine wichtige Begebenheit meines Mannes, schwerlich ein bedeutender Charakterzug entgangen seyn wird. Ich habe mich nicht mit den bereits vorhandenen Schriften über Hutten begnügt, sondern nebst diesen seine eigenen

Werke fleißig zu Rathe gezogen, woraus man seinen Geist und sein Herz doch nur allein gründlich kennen lernt. Zum Beschluß sey mir erlaubt, mit den mehrern, die ihn schon oft gethan haben, noch einmal den Wunsch zu äußern, daß Huttens Schriften, die an Mannichfaltigkeit der Behandlungsart ihres Gegenstandes, an Höhe und Einfalt, an lebendiger Kraft, an Feinheit und Rundung des Styls, an Interesse des Inhalts, aus damaliger Periode wenige ihres Gleichen haben, doch noch gesammelt und vollständig herausgegeben werden möchten. Selbst für unsre Tage liegt so viel wahres, heilsames, brauchbares darinn und ihr Verfasser würde noch mehr durch seine Werke an Liebe und Achtung gewinnen, als ihm irgend eine Biographie oder Charakterschilderung erringen kann. Gerne will ich die Hand von dem Monument, das ich ihm durch die Sammlung seiner Geistesprodukte bauen wollte, abziehen, wenn ein Mann sie anlegen will, der mit mehr Kenntniß, aber — wills Gott — auch mit mehr Glük als ich, es vollenden kann.


Gest. v. Ant. Karcher. Manh. 1796.

NIC. COPERNICUS.

geb. d. 19 Feb. 1473. gest. d. 24 Mai 1543.

Nicolaus Copernicus

von

Georg Christoph Lichtenberg

Vorerinnerung.

Als der würdige Herr Verleger des Pantheons der Deutschen mich ersuchte das Leben unsers Copernicus für dasselbe zu schreiben, habe ich mich diesem Geschäfte sogleich willig unterzogen. Es war ein sehr schmeichelhafter Gedanke für mich, diesem Heroen der Astronomie, dem Manne aller Jahrhunderte, dessen Nahmen ich schon in meiner frühesten Jugend mit Ehrfurcht und Bewunderung nennen lernte und wovon der bloße Laut, noch jezt, wenn ich ihn ausspreche, in mir die Vorstellung von Größe und Erhabenheit der Werke der Natur zu erwekken im Stande ist, hier, in diesem populären Werke, so ganz ohne den Vorwurf von Zudringlichkeit, das individuelle Opfer meiner Verehrung, sei es auch noch so geringfügig darbringen zu können. Ihm damit ein Denkmal stiften zu wollen, daran dachte ich nicht und konnte nicht daran denken. Die

Abrechnung zwischen Ihm und mir, über diesen Punkt, war nur allzu leicht: ich vermochte es nicht, und Er, dessen Ruhm die Himmel erzählen, bedurfte dessen nicht. Allein dafür schien es mir bei meiner Absicht eben so wenig ganz unverdienstlich, als, nach einer gewissen Schäzzung, sonderlich schwer, in einer, jedem gewöhnlichen Leser von Erziehung verständlichen Sprache und ohne Weitläuftigkeit zu erzählen: was der große Mann hauptsächlich leistete, was er war und wie er es wurde. So wie ich aber der Ausführung selbst näher kam, und jener Enthusiasmus, der den ersten Entschlus begleitete, dem kühleren Geschäfte des Biographen, und die dunkeln Gefühle deutlichen Begriffen und präcisen Bestimmungen weichen mußten; als ich Data zu zählen und zu wägen anfieng, die ich dort in trügerischem Vertrauen auf flüchtige Erinnerungen hin, ungezählt und ungewogen in Anschlag gebracht hatte, änderten sich meine Vorstellungen von diesem Unternehmen. Mit der von dessen Verdienstlichkeit blieb es noch so ziemlich beim Alten, hin-

gegen verminderte sich die von der Leichtigkeit desselben um ein merkliches, und dieses brachte in mir eine gewisse Gemüthsstimmung hervor, wovon man, wie ich fürchte, die Spuren hier und da in der Erzählung selbst, nur zu deutlich bemerken wird. Ich will mich erklären. In einer Lebensbeschreibung des Copernicus, obgleich für eine populäre Schrift bestimmt, nur blos in allgemeinen Ausdrükken von dessen Haupt-Verdienst zu reden und etwa nur zu sagen, was man auch in den gemeinsten Schriften findet, wäre von der einen Seite eben so unschiklich gewesen, als es von der andern gewesen seyn würde in ein zu großes Detail zu gehen. Nach dem gegenwärtigen Zustande unserer Erziehung konnte ich, Gottlob! jenes wohl voraus setzen und habe es gewissermaßen auch vorausgesezt; in dieses hingegen mich einzulassen wäre, wo nicht gegen die Regeln der Biographie überhaupt, doch gewiß der Species derselben gewesen, die sich nur allein mit dem Plane dieses Werks verträgt, worinn doch immer vorzüglich auf den Dilettanten Rükficht genommen werden muß. Wem

daran gelegen ist, sich mit den Entdekkungen, zumal denen eines Mathematikers bekannt zu machen, greift ohnehin nicht nach der Lebensbeschreibung des Mannes sondern nach dessen Werken selbst. Ich habe mich daher hier aller Zeichnungen und folglich aller der Subtilitäten, die nothwendig welche erfordert hätten, enthalten und mich mit bloßen Worten begnügt. Hat doch Gassendi in seinen sechs Büchern über das Leben des Tycho nur eine einzige Zeichnung. Man kann hiergegen nicht einwenden, daß Gassendi nicht blos für Dilettanten geschrieben habe, denn diese einzige Figur hätten ihm wohl selbst die Dilettanten, so wie ich sie voraussezze, gerne geschenkt — nämlich eine ganz gemeine Darstellung des Tychonischen Weltsystems. In seinem Leben des Copernicus hat er zwar zwei Zeichnungen, wovon aber die eine wiederum ein Copernicanisches System und die andere eine Figur darstellt, die man eher zur Erläuterung des Worts Corolla, in einem lateinischen Wörterbuche erwartet hätte, als hier. Peurbachs und Regiomontans Biographien von eben die-

sem Verfasser, haben gar keine Zeichnungen, so wie nachstehende des Copernicus.

Eigentlich sagt aber alles dieses nur so viel: jene Lebensbeschreibungen enthalten keine Zeichnungen für das Auge. Aber auch keine mit Worten für Phantasie und Verstand? Dieses wäre unmöglich gewesen, zumal in dem Leben des Copernicus, dessen Hauptverdienst gerade darinn bestund, daß er, mit Vernunft und Geometrie bewaffnet, in dem grossen Kampfe, den der Irrthum von aller Macht des sinnlichen Scheins unterstüzt, gegen zwei tausend Jahre mit der Wahrheit glüklich bestanden hatte, endlich durch einen entscheidenden Schlag den Sieg auf die Seite der leztern lenkte. Also gezeichnet habe ich auch — mit Worten. Mein Bestreben dabey gieng überall auf Kürze und Deutlichkeit. So sehr ich aber auch gesucht habe diese relativen Begriffe nach einem mittlern Grade von Fähigkeit und Kenntnissen im Leser für meine Absicht zu bestimmen, so schwer fand ich es mir in diesem Stük Genüge zu thun. Vielleicht ist aber auch hierin völlige Gleichförmigkeit un-

möglich. Dieses war Ein Grund von jener Verlegenheit, aber nicht der wichtigste. Dieser lag vielmehr in dem Mangel an Datis, den großen Mann so in seiner ganzen Geistes-Individualität darzustellen, wie dieses bei einigen andern Männern möglich gewesen ist, die man bereits im Pantheon der Deutschen aufgestellt hat. Es findet sich in den Nachrichten von ihm nur Weniges von den kleinen, oft gering scheinenden, aber stark charakterisirenden Zügen, die die Biographien großer Männer so anziehend für den Leser, so aufmunternd und anspornend für den Verfasser selbst, und am Ende für den Psychologen so wichtig machen. Freilich lebt der große Mann in seinem unsterblichen Werk, aber wie? Schier möchte man sagen: so wie Euclid in seinen Elementen oder Apollonius in seinen Kegelschnitten. Wie viel anders lebt nicht z. B. seines größeren Nachfolgers, Keplers, Geist in den seinigen, (dessen Briefe nicht einmal in Anschlag gebracht) worinn so manche einzeln hingeworfene Gedanken und Gesinnungen, so manche gewagte Idee, so mancher fast prophe-

rische Blik über sein Zeitalter hinaus, so manche Anspielung, so mancher große dichterische Zug, so manche Aeusserung des sonderbarsten, oft glüklichsten Witzes, die sich in seinen Streitschriften, ja bis in seine Vorreden und Dedicationen hinein finden, dem Psychologen einen der größten und außerordentlichsten Menschen charakterisiren und individualisiren, die die Welt je gesehen hat? Ich kann mich hier unmöglich weiter erklären. Allein wer nur das Wenige, was uns zu diesem Zwek von Copernicus bekannt geworden ist, ansieht, wird wünschen den Geist der in diesem Manne gelebt haben muß, näher zu kennen. Der Mangel an hiezu nöthigen Nachrichten, der sich größer befand, als ich anfangs dachte, konnte also unmöglich sehr aufmunternd zumal für Jemanden seyn, der Ursache hatte zu vermuthen, man habe ihn deswegen zu dieser Arbeit ausersehen, weil man, (mit Recht oder Unrecht, ist gleich viel) glaubte, er werde keine ganz troknen Personalien liefern. Es würde Vermessenheit von mir seyn zu glauben, daß dieser Mangel wirklich ganz allein objectiven Grund habe, und daß mir gar nichts entgan-

gen seyn sollte, was wirklich vorhanden ist. Ich habe vielmehr große Ursache das Gegentheil zu vermuthen, da mich oft bei meinen Compilationen der bloße Zufall auf manches geführt hat, wo ich es gar nicht gesucht hatte. Auch konnte ich einiges nicht habhaft werden, wovon ich wußte, daß es vorhanden war; dahin rechne ich des Bischoffs von Culm, des bekannten großen Gönners des Copernicus und Beförderer seines Werks, Tidemanni Gysii Epistolas, auf die sich Simon Starovolscius in seiner Hecatontas scriptorum polonicorum Venetiis, 1627. 4to S. 160 bei einem besondern Umstande bezieht. Ferner Georgii Joachimi Rhetici Ephemerides ad annum 1551. Lips. 1550. 4to. Die Vorrede dieses Buchs ist eins der wichtigsten Aktenstükke für das Leben des Copernicus. Ich hätte es wenigstens einiger Vergleichungen wegen zu haben gewünscht. Denn was die Hauptdata, die es enthält, betrift, so hat Gassendi vermuthlich das Beste benuzt, denn er bezieht sich sehr oft auf das Buch und hat vieles daraus seinem Leben des Copernicus wörtlich einverleibt.

Endlich das Preußische Archiv, in dessen siebenten Jahrgange eine Abhandlung zu Ehren des Copernicus von Hrn. v. Baczko und zwei, eine von Herrn Consist. Rath Wald und die andere von Herrn Pfarrer Hein über einige Denkmäler des Copernicus auf dem Schlosse zu Allenstein befindlich sind. Diese Aufsätze sind, wie ich aus öffentlichen Blättern ersehe, bereits im vorigen Jahre in der Königsbergischen deutschen Gesellschaft, deren Schriften jenes Archiv eigentlich ausmachen, vorgelesen worden. Aus jenen Gegenden läßt sich allerdings noch vieles erwarten, was zur Aufklärung der Geschichte dieses ausserordentlichen Mannes dienen kann, zumal wenn Männer von Herrn v. Baczko's Thätigkeit und großen Bekanntschaft mit der Preuß. Geschichte sich dafür interessiren.

Daß nachstehender Biographie außer dem gut gearbeiteten Porträt des Copernicus, keine Bildchen beigefügt worden sind, ist ganz auf meine Veranlassung geschehen, und wenn dieses Verfahren Tadel verdient, so fällt er ganz allein auf mich. Die Erlaubniß des Herrn

Verlegers, Scenen aus des Copernicus Leben zu Verzierung von dessen Biographie vorzuschlagen, hatte ich, ich habe es aber unterlassen. Es wäre immer etwas in diesen Bildchen gewesen, was sich, nach meiner Empfindung, nicht mit dem anspruchlosen, strengen, ernsthaften und überhaupt großen Charakter des Mannes hätte vereinigen lassen. Er selbst würde es gewiß nicht gebilligt haben. Was hätte ich auch für Scenen vorschlagen sollen? Etwa wie er in seinem 27ten Jahre vor einer großen, gemischten Versammlung in Rom Collegia liest, oder wie er im Schlafrok schlechtes astronomisches Geschüz gegen den Himmel richtet? Was hätte denn alles dieses erläutert, da er jenes mit so manchem gelehrten Charlatan und dieses mit jedem astronomischen Constabler gemein hatte?

Dem Text hier und da Anmerkungen beizufügen, schien mir vieler Leser wegen nöthig. Einige der größeren habe ich unter der Rubrik von Beilagen hinten angehängt.

L.

Nicolaus Copernicus eigentlich Köpernik *) ward zu Thorn, einer alten Preußischen Stadt am rechten Ufer der Weichsel, da wo sie aus Polen in die Preußische Gränze tritt, am 19ten Febr. 1473 **) gebohren. Der Ort hat

*) So findet sich der Name in Zernekens Thornischer Chronika S. 76. geschrieben. „In diesem Jahr (1463) heißt es daselbst, ist Nicolaus Köpernik allhier ein Bürger geworden.“ Dieses war der Vater des Astronomen. Mit der Gelehrsamkeit und dem Ruhm des Sohnes wurde der Name lateinischer. Will man aber einmal auch im Deutschen die lateinische Endigung beibehalten, so schreibt man wohl den Namen am besten, wie ihn der große Mann selbst, und unsere vorzüglichsten Schriftsteller häufig geschrieben haben: Copernicus.

**) Ueber die Verschiedenheit, die sich in den Angaben des Geburtstags sowohl als des Todestags des Copernicus bei den Schriftstellern findet, habe ich mich in der Beilage umständlich erklärt.

seinen Ursprung, wie die meisten Städte dasiger Gegend, eigentlich dem deutschen Orden zu danken, der bekanntlich im 13ten Jahrhundert nach Preußen zog, um dort Eroberungen für sich selbst und den Himmel zu machen. Diese interessiren uns hier nicht. Ich gedenke daher nur kurz noch einer dritten Eroberung desselben, an die der Orden selbst wohl am wenigsten gedacht haben mag, und dieses ist die, die er für die Herrschaft unserer Sprache und unserer Sitten gemacht hat. Er hat dem ausgebreiteten Deutsch redenden und lebenden Lande, Deutschland im buchstäblichen Sinne des Worts, eine seiner schönsten Provinzen zugelegt, Preußen, aus welchem seit jeher Männer hervorgegangen sind, und noch immer hervorgehen, die, so weit die Geschichte der Deutschen reichen wird, eine Zierde derselben seyn werden. Unter diesen steht wohl Copernicus oben an. Die Ausbreitung seines Namens und Ruhms wird, so lange die Welt steht, immer gleichen Schritt halten mit der von Cultur und Humanität, hingegen Barbarei, Aberglauben und Religion und Vernunft schändender Gewissenszwang herrschen, wo man ihn entweder

gar nicht kennt, oder verkennt oder verkennen muß.

Des Copernicus Vater, der ebenfalls Nicolaus hieß, war aus Crakau gebürtig und erhielt im Jahr 1463 das Bürgerrecht zu Thorn. Was dieser Mann sonst noch war und was für ein Geschäfte er eigentlich trieb, ist nicht bekannt. Unbedeutend kann er indessen nicht gewesen seyn, denn er heirathete zu Thorn die Schwester des nachherigen Bischofs von Ermeland, Lucas Waißelrodt genannt von Alten *), eines Mannes, der, in der Geschichte von Preußen selbst schon bekannt genug, es nachher auch durch die große und zwekmäßige Vorsorge für seinen Neffen, unsern Copernicus, selbst in der Geschichte der Astronomie geworden ist. Von einem Bruder, den Copernicus noch hatte, weiß man bloß, daß er sich einmal in Rom aufgehalten habe **).

---

*) Ich bin in der Rechtschreibung dieses Namens dem Herrn v. Baczko (Geschichte Preußens B. IV. S. 37) gefolgt. Er heißt sonst gewöhnlich Watzelrod auch Wattelrod oder Weisselrod. † 1512.

**) Man erfährt dieses aus des Joachim Rheticus Zueignungsschrift an einem gelehrten Nürnberger Geor-

Selbst sein Vornahme ist unbekannt. Seine Geringfügigkeit muß allerdings groß gewesen seyn, da ihn selbst der Glanz seines Bruders nicht einmal recht sichtbar machen konnte, der doch in das ganze System seiner Verwandschaft so helle hinein leuchtete, daß dadurch sogar ein Barbier, Martin Köpernik bemerklich wurde. Die Chronik nennt diesen *) und sagt, er sei am 11ten August 1602 reich gestorben.

Von der Schule zu Thorn gieng Copernicus nach Crakau, eigentlich um Medicin zu studiren, worin er auch wirklich Doctor wurde. Zugleich aber sezte er das Studium der alten Sprachen, wozu man schon damals in Thorn den Grund legen konnte, ernstlich fort, studirte Philosophie und vorzüglich Mathematik, der er sich bereits in seinen frühesten Jahren mit brennendem Eifer ergeben hatte, und so näherte er sich allmäh-

---

Hartmann, die jener der von ihm zum Druk beförderten Trigonometrie des Copernicus Wittenberg 1542 4to vorgesezt hat. Dieser Hartmann hatte zu Rom Umgang mit jenem Copernicus gehabt.

*) Zerneke. S. 226.

lig seiner eigentlichen Bahn. Er hörte nemlich den dortigen Lehrer der Mathematik Albertus de Brudzevo *) über den Gebrauch des Astrolabiums; und was auf einmal sein Genie wekte und ihn auf den Weg wieß, der ihn zur Unsterblichkeit führte, er wurde da mit dem Namen und dem Ruhm Purbachs und Regiomontans **) bekannt.

---

*) Eigentlich Brudzewski. Simon Starovolscius in seiner Hecatontas scriptorum polonicorum. Venetiis 1627. 4to S. 94 hat von ihm einen eigenen Artikel. Diesem zufolge hat Brudzewski Tabulas pro supputandis motibus corporum coelestium; Introductorium astronomorum Cracoviensium; einen Commentarium in Purbachii Theoricas und wie es wörtlich in dem Buche heißt: Ad Epimeridas Konigsper notas, vermuthlich Anmerkungen zu Regiomontans Ephemeriden, geschrieben.

**) Georg Purbach auch Peurbach, hat seinen Namen von seinem Geburtsort Peuerbach, einem Städtchen in Oberösterreich. (Geb. 1423; gest. 1461). Regiomontan, eigentlich Johannes Müller, oder Molitor, gebohren 1436 zu Königsberg, einem Städtchen im Stiffte Würzburg, das aber, wo ich nicht irre, mit dem Amte gleiches Namens, worin es liegt, an Sachsen-Hildburghausen gehört. Von diesem seinem Geburtsort gab er sich den Namen, ja er schrieb sich wohl gar zuweilen Iohannes Germanus de Regio monte (Weidler Hist. Astron. p. 304)

Es liegt meines Ermessens nicht ausser unserm Wege hier kurz anzuzeigen wer die Männer gewesen sind, ohne welche, wie sich Gassendi ausdrükt, vielleicht kein Copernicus geworden wäre. Purbach und sein Schüler, Freund, Gehülfe und Nachfolger im Amt, Regiomontan, waren beide Deutsche, beide Männer vom größten Geist und Astronomen vom ersten Rang. Sie waren nicht bloß die Wiederhersteller der Astronomie in Deutschland, sondern aller wahren Astronomie in Europa überhaupt. Durch sie allein fieng sie im 15ten Jahrhundert wieder an aufzuleben. Sie

---

und Germanus Francus. Er starb zu Rom 1476. Der Name seines Geburtsortes, und sein daher genommener eigner, ließ auf eine berühmtere Stadt schließen, und hat deswegen mehrere Schriftsteller verleitet, ihn für einen Preußen und Landsmann des Copernicus im engern Verstande zu halten. Dieses ist sogar dem sonst in der Preuß. Litt. Geschichte so sehr bewanderten David Braun begegnet, der ihn in s. 1723 in 4to herausgegebnen Werke de Scriptorum Poloniae et Prussiae Historicorum etc. virtutibus et vitiis, einen Preußen nennt. S. Pisanski Entwurf der Preuß. Litterär-Geschichte. Königsberg 1791. 8. S. 109. Gassendi hat beider Leben vereint beschrieben (opp. T. v. p. 457 Edit. Florent.)

bemerkten die Fehler der ältern Tafeln und suchten sie zu verbessern und hatten zuerst den großen Gedanken, den Himmel als einen Zeitmesser anzusehen und aus dessen Bewegungen die wahre Zeit der Beobachtungen zu bestimmen. Ein Verfahren, das einen der größten Fortschritte ausmacht, den die praktische Astronomie je gethan hat; das sich diese Männer zwar erfanden den Mangel an genauen Uhren zu ersezzen, dessen man sich aber noch jezt bedient, selbst die genauern Uhren, die man hat, dadurch zu prüfen. Alles dieses und noch vielmehr haben sie geleistet, und doch starb der erste, nachdem er noch nicht 36, und der andere als er nur einen Monat über 40 Jahre *) gelebt hatte. — Dieses waren die Männer, die sich Copernicus zum Muster nahm. Vorzüglich war es aber Regiomontans großer und ausgebreiteter Ruhm, der ihn entflammte. Er wollte dem Manne gleichen, der den Himmel ge-

---

*) So hat Gassendi und aus ihm Weidler a. a. O. Melchior Adam hingegen (vitae Germanorum philosophorum, Heidelbergae 1615 8. p. 11.) redet nur von 34. Jahren.

nauer beobachtet und gekannt hatte, als alle seine Vorgänger; den Rom *) zu sich rief, um von ihm zu lernen, und der für seine Verdienste im Pantheon begraben liegt. Das Ziel, wie man sieht, war hoch genommen. Denn Copernicus konnte wohl wissen, daß Regiomontan ein so frühzeitiges Genie gewesen war, daß man ihn bereits in seinem 12ten Jahre reif genug fand die Universität Leipzig zu beziehen; daß er schon in seinem 15ten diese Universität verließ und nach Wien zu Purbach gieng, um dort seinen bereits erworbenen gründlichen Kenntnissen der sphärischen Astronomie, die sonst so wenig Reiz für das Alter der Kindheit hat, noch die der theorischen hinzu zufügen; daß er bald darauf mit seinem Lehrer zu einem gemeinschaftlichen Zwek so zu arbeiten anfieng, daß es jezt wenigstens zweifelhaft ist, welchem von beiden eigentlich der oben erwähnte Gedanke von der Zeitbestimmung zugehört, dem

---

*) Pabst Sixtus IV. um sich seiner Einsichten bei Verbesserung des Calenders zu bedienen. Er erhielt deswegen große Versprechungen und wurde zum Bischoff von Regenspurg creirt.

ältern Purbach, der mehr Erfahrung, oder dem jüngern Regiomontan, der vielleicht mehr Genie hatte *); und endlich, daß ihn sein reicher und berühmter Schüler Walther zu Nürnberg in den Stand sezte die Werkzeuge, die er sich erfand, auch auszuführen; Werkzeuge, denen, wie sich Bailly **) ausdrükt, oft nichts fehlte, als bequemere Bewegung, genauere Theilung und das Fernrohr, um größtentheils damit ausrichten zu können, was in dem lezten Jahrhundert für Astronomie gethan worden ist. Dieses war ein beträchtlicher Vorsprung des Musters vor dem Nacheiferer. Allein Copernicus gieng, seinem Vorsazze getreu, mit der eisernen Beharrlichkeit, die ihn auszeichnet, seinem Vorbilde ruhig nach. Er suchte Regiomontans Ruhm und fand ihn, und dieses ohne allen Sporn von zeitlichem Gewinn und selbst ohne den eines Nebenbuhlers.

Hier faßte Copernicus, für dessen wißbegierigen Geist nun sein Vaterland und Polen viel

---

*) Bailly, Hist. de l'astron. moderne I. p. 317.

**) a. a. O. S. 314.

zu enge zu werden anfieng, den Entschluß nach Italien zu gehen, wo, nach dem Umsturz des orientalischen Kaiserthums, Künste und Wissenschaften aufzublühen angefangen hatten, das sich bereits der Mitte seines goldnen Zeitalters *) näherte, und wo fast jede etwas beträchtliche Stadt ein kleines Athen war **). Dieser Entschluß hieng sehr gut mit seinem Hauptvorsaz zusammen. Denn auch Purbach hatte sich dort gebildet, und selbst Regiomontan, den der Cardinal Bessarion mit sich von Wien dahin zog, hatte noch dort gelernt. Copernicus studirte zu dem Ende vorher die Perspectiv, praktisch, lernte zeichnen und mahlen, (er hat sich sogar vor dem Spiegel selbst gemahlt) um sich den Aufenthalt in einem Lande, wo es so viel zu zeichnen giebt, so nüzlich als möglich zu machen. Er war 23 Jahre alt. Sein erster Ausflug war nach Bologna, wo damals Dominicus Maria die Astronomie mit großem Beifall lehrte, und, wie Riccioli von ihm sagt,

---

*) 1450 — 1550.

**) Roscoe's Life of Lorenzo de' Medici London 795 in der Vorrede.

durch Worte und Beispiel seine Schüler zur Beobachtung des Himmels aufmunterte *). Mit diesem Maria ergieng es dem Copernicus, wie Regiomontan mit Purbach, aus dem Schüler wurde bald der Freund und der Gehülfe. Maria hatte die Grille zu glauben, die Polhöhen hätten sich seit des Ptolemäus Zeiten merklich verändert, und z. B. die zu Cadix habe über einen ganzen Grad zugenommen. Er trug diese Meinung dem Copernicus vor, und es soll den Lehrer, sagt Gassendi, sehr gefreuet haben, daß sie der Schüler nicht mißbilligte. Diese Freude des Lehrers bei einer solchen Veranlassung, macht dem Lehrling auf alle Weise Ehre und jene Nichtmißbilligung keine Schande, selbst wenn sie, wie ich fast vermuthe, etwas mehr gewesen seyn sollte, als ein bloßes Compliment. Der stille, strenge, ernste Copernicus war nicht von solcher Art. Auch war er kein durchfliegender, berühmter Reisender, von dem man wohl solche flie-

*) Almag. nov. Chronici P. II. p. XXXIII. Kepler gedenkt seiner in der Vorrede zu s. Rudolph. Tafeln S. 3.

gende Urtheile anmerkt. Die Leute lebten beisammen und hatten sich über die Sache besprochen. Ich denke: vielleicht hatte sein ganz eminenter Sinn für Ordnung und Einfalt der Natur, schon damals den Ptolemäischen Wirrwarr lästig gefunden, und er auf Verbesserung gedacht. In einer solchen Lage hört sich jede neue Meinung eines berühmten und erfahrnen Mannes schon allein wegen der Hofnung gerne an, in ihr vielleicht ein Rettungsmittel zu finden, oder wo nicht, sich wenigstens berechtigt glauben zu können, den ganzen Plunder einmal wegzuwerfen und von neuem anzufangen. An diesem Ort beobachtete er, wie er selbst erzählt, im Jahr 1497 am 9ten März, eine Stunde vor Mitternacht, eine Bedekkung des Aldebaran durch den Mond.

Im Jahr 1500 erscheint er auf einmal in Rom. Er bezeichnet diese Periode selbst durch die Beobachtung einer Mondfinsterniß, die er, wie er sagt, am 5ten Nov. dieses Jahres dort mit großem Fleiße angestellt habe *) Hier wurde er

*) Revol. orb. coelest. Lib. IV. Cap. 14.

mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, und es währte nicht lange, so hielt man ihn für nicht viel geringer als Regiomontan selbst. Er wurde dort zum Lehrer der Mathematik ernannt, und las mit großem Beifall vor sehr gemischten Versammlungen von Großen und von Künstlern *). Vom Arzt Copernicus hört man hier nichts. Es war bloß der Mathematiker und Astronom, den man ehrte und den man suchte. Schade, daß es hier so ganz an Nachrichten fehlt, die einiges Licht auf diese Zeit seines Lebens werfen könnten. Die Aeusserungen seines Genies gegen die, mit denen er lebte, und die ihn beurtheilen konnten, müssen groß, und überhaupt seine Talente schon damals sehr hervorstechend gewesen seyn. Ueberall, wo er hinging, zog sein Ruf vor ihm her, wovon wir die Folgen sehen, aber nicht immer den Grund, wenigstens nicht bestimmt. Indessen löst sein nachheriges Leben dieses Räthsel zum Theil und läßt hier und da durch den Nebel blikken, der über dieser seiner Jugendgeschichte hängt. Er war sich

*) Gassendi aus dem Rhäticus, a. a. O. S. 442.

immer gleich. Vielleicht aber besaß nie ein Mann von solchem Geiste weniger Eitelkeit als er, Er, dessen Ruhm auch die größte befriedigen könnte. Was der immer thätige Mann für die Wissenschaften that, erfuhren gewöhnlich nur seine Freunde. Von diesen hieng also sein Ruf gewissermaßen ab. Sie sprachen von ihm mit Freunden und schrieben von ihm an Freunde. Aber mit der Nachwelt von ihm zu sprechen, dazu hatte wohl mancher nicht einmal die Absicht, oder, wenn er sie hatte nicht immer die Fähigkeit. So verhielt es sich also wahrscheinlich mit ihm schon in Italien, am Anfang seiner Laufbahn, wie es sich, ganz ausgemacht, mit ihm am Ende derselben zu Frauenburg noch verhielt. Selbst von seinen unsterblichen Bemühungen über die Ordnung des Planeten-Systems hörte man zuerst von einem seiner Freunde *). Das Werk selbst, die mühsame Frucht eines stillen, fast sechs und dreißigjährigen Brütens, wurde ihm gleichsam abgenöthigt, und die Welt die er damit erleuchtet hat,

*) Hiervon weiter unten.

erhielt es von ihm, durch einen traurigen Tausch, erst in dem Jahre, da sie Ihn Selbst verlohr. Von Rom kehrte er endlich in sein Vaterland zurük, wo ihm sein Oheim Lucas, der nach dem Tode Nicolaus von Tungen Bischoff von Ermeland geworden war, ein Canonicat am Dom zu Frauenburg *) ertheilte. Diese Beförderung ist unendlich wichtiger für die Welt gewor-

---

*) Eine kleine Stadt, beym Ausfluß der Weichsel, am sogenannten Frischhaff. Der dasige Dom ist eines der schönsten Gebäude dieser Art in Preußen. Er liegt auf einer Anhöhe und ragt mit den Wohnungen seiner Domherren über das Städtchen majestätisch hervor. Wenn ein Prospekt von beiden, der sich beym Hartknoch (Alt = und Neues Preußen 1684 fol. S. 412) befindet, richtig ist, so möchten einem fast dabei die berühmten Verse einfallen: Par domus est urbi, nur nicht urbs orbi, man müßte denn den ausgebreiteten Ruf ihres Namens darunter verstehen. Es befindet sich daselbst noch eine von Copernicus angelegte Wasserkunst, wodurch er das Wasser der Passarge oder Passerg auf den Berg hob, um die Wohnungen der Domherren damit zu versehen. Zu Hartknochs Zeiten war sie noch im Gange. Herr v. Baczko aber (Gesch. Preußens B. IV. S. 128) sagt, sie stehe iezt nur noch zum Theil, könnte aber wahrscheinlich mit geringen Kosten wieder hergestellt werden.

den, als wohl der Bischoff dabei dachte und denken konnte. Hier erlangte Copernicus nemlich, zwar nicht ohne einigen Kampf und erlittene Kränkungen, endlich Ruhe und Muße sein großes Werk anzufangen und zu vollenden. Er verließ auch Frauenburg nie wieder, kleine Reisen, größten Theils in Geschäften des Bisthums oder seines Kapituls, ausgenommen, und wahrscheinlich ruhen seine Gebeine auch da noch jezt.

So bald den mannichfaltigen Verdrießlichkeiten, die er anfangs wegen seiner Beförderung zu erdulden hatte, durch das Ansehen seines Oheims abgeholfen war, und er in den ruhigen Besiz seiner Stelle kam, sezte er sich zur Richtschnur drei Lebens-Regeln vor, die er sich strenge zu beobachten vornahm, und auch, wie es sich schon aus des Mannes ganzen Charakter hätte berechnen lassen, strenge beobachtete. Erstens vor allen Dingen seine Gottesdienstlichen Geschäfte abzuwarten; zweitens keinem Armender von ihm als Arzt Hülfe verlangte seinen Beistand zu versagen *) und drittens alle übrige

*) Oeffentlich hat er nie prakticirt. Dieses vertrug sich nicht mit seiner Lage und der ersten Lebens-Regel. Allein

Zeit dem Studiren zu widmen. So lebte er für sich im Stillen und mischte sich weder in die Geschäfte des Bisthums noch seines Kapitels, wenigstens nie unbefragt; befragt hingegen, zwar ungerne, aber immer mit Thätigkeit, Ernst und Kraft, so bald er sich einließ. Bei solchen Berathschlagungen offenbarte sich sehr bald des Mannes heller Kopf und großer Scharfblik in Geschäften dem ganzen Kapitel. Seine Meinung war immer die, die man am Ende befolgen zu müssen glaubte. So kam es endlich, daß man auf einmal den stillen Domherrn, den Arzt der Armen, den Nacheiferer Regiomontans und speculativen Kopf, an einer Stelle auf dem Schauplaz der Welt erblikt, wo man ihn nicht gesucht hätte. Er wurde nämlich im Jahr 1521 von dem Kapitel, und zwar einstimmig, gewählt, um als Abgesandter desselben auf den Landtag nach Graudenz zu gehen, wo damals die wichtigsten Geschäfte abgethan werden sollten. Ein Haupt-Artikel war die Verbes-

---

den Armen, die ihn daher fast anbeteten, (ut numen venerarentur, sagt Gassendi) theilte er Arzneyen, die er auch selbst verfertigte, willig mit.

ſerung des Münzweſens. Während des verheerenden dreizehn jährigen Krieges mit dem deutſchen Orden waren nemlich die Münzen ſo ſehr geſunken, daß oft die Mark fein zu zehn Mark Geld ausgemünzt wurde. Die Reductionen nach dem Frieden waren daher außerordentlich und der Preiß der Lebensmittel ſtieg ungeheuer *). Verbeſſerungen, die man hier und da anbrachte, halfen nicht viel oder dauerten nicht lange, und weil nicht alles gleichförmig geſchah, ſo wurde dadurch die Verwirrung und das Mißtrauen bei Handel und Wandel eher vermehrt als vermindert. Dieſes erforderte nun freilich Hülfe, und den Mathematiker Copernicus dazu gewählt zu haben macht dem Frauenburgiſchen Kapitel Ehre. Denn vor das Forum der Mathematik gehören eigentlich dieſe, oft nicht leichte, Unterſuchungen und Vergleichungen: Man weiß, daß Newton

---

*) Wem es um gründliche Kenntniß dieſer traurigen Geſchichte zu thun iſt, findet ſie in Schütz Hist. Lib. X. beym Hartknoch a. a. O. S. 531 u. ff. und in David Brauns ausführlichen Bericht vom Polniſchen und Preuß. Münzweſen. Elbing 1722. 4 Cap. III.

selbst bei einem ähnlichen Geschäfte ist gebraucht worden. Merkwürdig genug. So trafen sich also hier Copernicus und Newton, die sich so glüklich und zur Ehre der Menschheit bei dem großen Weltsystem getroffen haben, einander, wie von ungefähr, bei dem kleinern, — der Münze.

Copernicus übergab dem Landtage eine Schrift, worinn er, nach einigen historischen Untersuchungen, den Werth der verschiedenen Münzen zu bestimmen suchte, und einen Canon angab, worinn alle auf eine einzige Norm reducirt wurden. Allein dieses echt Copernicanische Münzsystem erhielt am Ende keinen sonderlichen Beifall. Man warf ihm vor, er habe die eigentliche Zeit, worinn die Münzen geschlagen worden, nicht immer genau genug angegeben und noch viel weniger immer den Gehalt. So sagt Braun *). Vielleicht aber lag der Grund der Verwerfung oder der Zurüklegung seines Plans darin, daß er, wie eben dieser Schriftsteller sehr treuherzig hinzu-

*) a. a. O. S. 50, 51.

sezt, die drei großen Städte Elbing, Danzig und Thorn zur Ungebühr angezapft, und so gar vorgeschlagen habe, daß sie ihre Münzen an einem dritten Ort, gemeinschaftlich und auf des Landes Kosten unter öffentlicher Aufsicht sollten schlagen lassen. Der Gedanke ist, wie mich dünkt, jedem Ordnungsgefühl behaglich, Copernicanisch und schön, aber wahrscheinlich unausführbar, weil das Münzwesen bei Staaten, so wie das Geld selbst bei Individuen, leider! mit zu den Herzensangelegenheiten gehört. Man hörte die Vorschläge an, stritt lang dafür und darwider und legte sie endlich zum Gebrauch für die Nachwelt bei. Es gieng also hier dem großen Ordnungs-Finder mit seinem Münzsystem fast wie nachher mit seinem Weltsystem. Vielleicht gab ihm gar diese Geschichte Anlaß, seinen drei Lebens-Regeln noch ein Paar Klugheits-Regeln hinzuzufügen, deren Befolgung man die große Zurükhaltung mit zuzuschreiben hat, mit der er nachher bei der Bekanntmachung seines Weltsystems verfuhr.

Durch eben dieses unbeschränkte Vertrauen, das man in ihn sezte, wurde er oft von den abwesenden Bischöffen zu ihrem Verweser ernannt, so

wie er nicht selten der Rathgeber selbst der Anwesenden gewesen war. Ja nach dem Tode des Bischoffs Fabianus de Lusianis, *) der seinem Oheim im Bisthum folgte, wurde er so gar, sede vacante, von dem Capitel zum General-Vicarius und Administrator der bischöfflichen Besitzthümer ernannt. Hier zeichnete er sich durch eine That aus, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Der deutsche Orden sowohl als verschiedene Personen am Hofe, hatten sich einiger Güter angemaßt, die eigentlich zum Bisthum Ermeland gehörten und den Besitz derselben lange behauptet. Diese reclamirte nun, nicht der Bischoff Copernicus, sondern der bloße Administrator, mit dem Muthe, den ihm die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Sache einflößte, und mit der nicht zu beugenden Beharrlichkeit, die ihm schon eigen war. Er wurde bedroht, und auf mancherley Weise verfolgt. Allein er gieng immer seinen Gang ruhig, gerade und unerschüt-

---

*) So heißt er beym Gassendi. Hartknoch S. 459 schreibt ihn: Fabianus von Merklichen Rade aus dem Geschlecht der Losiener. Starb 1523.

terlich fort; würkte endlich ein Mandat des Königs aus und die Güter mußten zurückgegeben werden.

Von diesem ersten Theil seines Lebens, so Ehrenvoll er auch ist, würden wir wahrscheinlich wenig wissen, wenn nicht endlich eben dieser Anordnungsgeist, eben dieser gerade und starke Menschen-Sinn des Mannes seine Kraft bey einem der erhabensten Gegenstände der Natur mit so großem Glück geübt, und so die Dauer seines Rufs gleichsam an die Dauer der Welt selbst angeknüpft hätte. Eine kurze Darstellung dieser seiner unsterblichen Bemühungen wird zugleich den zweyten und Hauptheil seines Lebens ausmachen.

Unter den mannigfaltigen Vorstellungen, die sich die Menschen von der Einrichtung unsers Planeten-Systems seit 2000 Jahren gemacht haben, hatte endlich eine das Uebergewicht behalten, die das feinste, künstlichste und dabey sonderbarste Gewebe von Scharfsinn, Spitzfündigkeit und Verblendung ausmacht, auf welches der menschliche Geist wohl je gerathen ist. Die Wahrheit regte sich zwar zuweilen darwider, aber ihre Stimme war zu schwach. Sie wurde ent-

weder gar nicht gehört oder von einer Mehrheit überstimmt, die kaum von Einstimmigkeit unterschieden war. So bemächtigte sich nach und nach ein systematischer Irrthum des erhabensten Theils der ganzen Naturlehre, befestigte sich in seinem Besitz durch das Ansehen des Alterthums, und erhielt endlich durch religiöse Misverständnisse unterstüzt, sogar eine Art von Heiligung.

Indessen so leise sich auch jene Stimme des gegründeten Zweifels oder Widerspruchs hören ließ, so wurde sie doch endlich von einem Manne vernommen, dessen Organ ganz harmonisch dafür gestimmt war. Die Geräuschlosen Ansprüche, lange verkannter und unterdrückter Wahrheit, begegneten bey ihm, festem Ordnungsgefühl und unverdorbenem Menschensinn. Durch diesen Zusammenklang wurde ihre Stimme lauter und lauter, sie wurde weiter gehört und endlich erhört; der colossalische Götze, der ihren Tempel usurpirte, wurde gestürzt und Sie selbst in ihre Rechte auf ewig eingesezt. — Dieser Mann war Copernicus.

Der Kampf, den er zu bestehen hatte, war keine Kleinigkeit. Die Lehrmeinung, deren Um-

sturz es galt, war von einigen der größten Menschen aller Zeiten angenommen worden. Pythagoras, Aristoteles, Platon, Hipparch, Archimedes, ja bey weitem die meisten und berühmtesten der Alten und unzählige Neuere, vom ersten Rang in der Geschichte der Astronomie, selbst Purbach und Regiomontan *) waren in der Hauptsache dafür. Man nannte diese Lehre das Ptolemäische System. Diesen Nahmen führt es von einem Alexandrinischen Astronomen des 2ten Jahrhunderts, Ptolemäus, der es in seinem berühmten Almageſt, dem einzigen ausführlichen Werk, das wir über Astronomie aus dem Alterthum besitzen, vorgetragen, mit großem Scharfsinne erläutert, und durch eine Menge schäzbarer Beobachtungen unterstüzt hat. Aber nicht blos seinen Nahmen, sondern auch einen großen Theil seines nachherigen Ansehens hat dieses System, den vielen reellen Kenntnissen

---

*) Vielleicht verdiente dieser eine Ausnahme. Wenn er aber auch, wie man sagt, gezweifelt haben sollte; so waren wenigstens seine Zweifel von keinen Folgen für die Wissenschaft.

zu verdanken, die dieser Mann mit seinem Traumbilde zu verweben gewußt hat. Als Geometrisches Werk wird sein Buch immer verehrungswerth bleiben; als physisches betrachtet, ist es freylich nicht für unsere Welt. Allein, da der Schritt, den Ptolemäus that, wahrscheinlich auch gethan werden mußte: so wird sein System, so lange die Welt steht, immer ein Hauptfach in der Sammlung ehrwürdiger Cabinets-Stücke einnehmen, womit die Entwickelungs-Geschichte menschlicher Vorstellungen von diesem erhabnen Naturwerk belegt werden muß. — —

Eine vollständige Darstellung dieses weitläuftigen und verwickelten Lehrgebäudes würden diese Blätter nicht fassen, und niemand wird sie auch leicht darin suchen. Allein ein kurzer Entwurf wenigstens von den Parthieen desselben, auf welche Copernicus seinen Angriff hauptsächlich richtete, und deren Eroberung endlich den großen Einsturz des Ganzen nach sich zog, gehört unstreitig hieher.

Nach dieser Lehre ruhte die große, träge und unbehülfliche Erde vollkommen, sie war die Grundveste alles Unbeweglichen und das Postament der Natur. Um diese als Mittelpunkt, liefen Sonne,

Mond und Sterne täglich einmal von Osten nach Westen herum. Doch hatten die Planeten, und dahin rechneten sie den Mond, den Merkur, die Venus, die Sonne, den Mars, Jupiter und Saturn, noch ihre eignen Bewegungen in einer der ersten entgegengesezten Richtung, wodurch sie in gewissen bestimmten Zeiten um den ganzen Himmel herum kamen. In diesen Umlaufs-Zeiten glaubte man zugleich eine Regel gefunden zu haben, die Verhältnisse der Entfernungen der Planeten von der Erde ungefähr darnach zu bestimmen. Man hielt den langsamsten für den entferntesten und den schnellsten für den nächsten. So kamen der Mond und Saturn auf die Gränzen zu stehen, und die Sonne, Mars und Jupiter wurden nach dieser Regel leicht zwischen jene geordnet. Aber wo sollten nun Merkur und Venus hin? Sie waren weder langsamer noch schneller als die Sonne. Der Regel nach gehörten sie in die Sonne selbst. Dieses war ein schwerer Fall. Denn sollten sie nicht mit der Sonne in gleichen Entfernungen gehen, so war kein anderes Mittel übrig, als man mußte heraus würfeln, wo sie hin gehören sollten, beyde

darüber oder beyde darunter, oder einer darunter und der andere darüber. Dieses geschah auch, und da die Würfel dem einen nicht so fielen, wie dem andern; so finden sich auch unter den Alten hierin Verschiedenheiten. Nach dem Ptolemäus kamen beyde unter die Sonne und der Erde näher zu liegen, als diese, und zwar Merkur zunächst an den Mond. Er suchte indessen dieser Willkühr den Schein von Ueberlegung zu geben und gab zum Bestimmungs-Grund seiner Wahl die Schicklichkeit an, eben so viele Planeten über die Sonne als unter dieselbe zu setzen. *) In dieser Schwierigkeit regte sich zum erstenmale das punctum saliens der ewigen aber verkannten Wahrheit. Bey genauerer Untersuchung fanden sich neue und größere Schwierigkeiten. Während

---

*) Diese zweyte Ordnungsregel hätte sich allenfalls so ausdrücken lassen: Die Königin des Tages und der Jahrszeiten, der schönste und wahrscheinlich der größte Planet, verdient in der Mitte zu stehen. Fürwahr das weiseste und schlauste Orakel, über die wahre Einrichtung des Weltgebäudes damals befragt, hätte nicht leicht mystischer und mehr im Character, nicht leicht tröstlicher für den Ptolemäus und vortheilhafter für eigne Ehre antworten können, als mit dieser Regel.

Sonne und Mond ihren Weg von Westen nach Osten (vorwärts) mit ziemlicher Gleichförmigkeit fortsezten, machten alle übrigen die seltsamsten Bewegungen von der Welt. Wie wollte man dieses erklären? Daß es sich mit diesen Bewegungen würklich so verhielte, wie es aussah, haben diese Alten nicht geglaubt. Die Vollkommenheit der Natur heischte, nach ihnen, überall vollkommene Kreisbewegung und Gleichförmigkeit in diesen Bewegungen. Der Kreis war ihnen die vollkommenste Linie, ja das Sinnbild der Vollkommenheit selbst, er war ihnen bey diesen Hypothesen unverlezlich, er war ihnen wie heilig. So wie der Kreis, war es auch die Gleichförmigkeit der Bewegung in ihm. *) Diesen Satz als Grund-

---

*) Diese Idee ist sehr alt und findet sich bis an die Gränze der Geschichte der Astronomie hinaus. Der vortreffliche Bailly, der dergleichen Spuren früh verbreitete, Vorstellungen überall wie Versteinerungen aufsucht, um daraus die Existenz eines untergegangnen Volks zu beweisen, greift auch diese Idee zu seiner Absicht auf. Aber, was mich dünkt, mit minderem Glück als sonst. Ihr Grund liegt offenbar in der menschlichen Natur selbst und diese ist allerdings sehr alt. Wie natürlich diese Idee seyn muß, sieht man auch daraus, daß unser großer Copernicus, der

satz angenommen, war nun das große Problem, das Ptolemäus *) aufzulösen hatte, dieses: die Bewegungen der Planeten, so wie sie uns am Himmel erscheinen, sind gegeben, ferner ruhe die Erde in der Mitte des Raums, worin sie vorgehen: Es wird ein System von Kreisen gesucht, in welchen sich diese Weltkörper stät und gleichförmig bewegen, und worin dennoch diese Bewegungen von der Erde aus angesehen, gerade so erscheinen, wie wir sie in der Natur bemerken. Diese Aufgabe aufzulösen, waren vorzüglich zwey sehr auffallende Abweichungen von jener Regelmäßigkeit zu erklären, die, so sehr sie auch in den meisten Fällen mit einander verwickelt sind, die Alten doch sehr bald und geschickt zu trennen wußten, weil sich eine derselben bey der Sonne allein und un-

---

ganz Natur war, sich nicht von ihr losmachen konnte und darüber — strauchelte.

*) Der Nahme des Ptolemäus steht hier in dem Sinne, in welchem Ptolemäisch vor dem Wort System steht. Es geht nicht auf ihn allein, sondern zugleich auf alle die Alten, deren Gedanken er wirklich benuzt hat, oder benuzt haben mag. Denn zu seiner Zeit existirten noch manche Werke, die wir jezt bloß dem Nahmen nach kennen.

vermischt mit der andern fand. Diese, welche sie die erste Ungleichheit nannten, stellte sich jedesmal und auf dieselbe Weise ein, wenn der Planet *) in dieselbe Gegend des Thierkreises kam, in welcher man sie zuerst bemerkt hatte. Diese hing also von der Umlaufszeit ab. Dieselben Ungleichheiten kamen daher beym Saturn alle 30, beym Jupiter alle 10, und beym Mars alle 2 Jahre wieder. Auch die Sonne war ihr unterworfen, bey welcher sie alle Jahr wieder kam. Die andere oder zweyte Ungleichheit, wie sie hieß, richtete sich nicht nach den Punkten des Thierkreises, sondern bloß nach der Sonne, diese mochte übrigens stehen, wo sie wollte. Zu der Zeit nämlich, wenn der Planet mit Untergang der Sonne aufgieng, schien er immer größer und heller als sonst und gieng schnell von Osten nach Westen, (rückwärts.) Befand er sich hingegen bey der Sonne, so war alles umgekehrt, der Planet schien kleiner und bewegte sich nun

---

*) Der Kürze wegen wird hier bloß auf die sogenannten obern Planeten, Mars, Jupiter und Saturn Rücksicht genommen.

schneller vorwärts. In den Zwischenzeiten stund er eine Zeitlang stille. Wie erklärte man dieses jenen Grundsätzen gemäß? Die erste Ungleichheit z. B. bey der Sonne zu erklären, wo sie sich, unvermischt mit der zweyten zeigte, hatte man zwey Hypothesen, wovon ich hier nur der einfachsten gedenken will. Man ließ die Sonne in einem Kreise gleichförmig fortgehen, sezte aber die Erde nicht in den Mittelpunkt dieses Kreises, daher er auch der eccentrische Kreis, der Eccenter, hieß. Dieses that den Erscheinungen nach dem geringen Grade von Präcision, womit man diese Erscheinungen selbst bestimmen konnte, beyläufig Genüge. Die zweyte Ungleichheit und ihre Verbindung mit der ersten zu erklären, erforderte einen zusammengesezteren Apparat. Es war bey den obern Planeten folgender:

Ein Kreis, dessen Mittelpunkt nicht mit dem Mittelpunkte der Erde zusammen traf, also auch ein Eccenter, wie vorher bey der Sonne. Auf diesem bewegte sich aber der Planet selbst nicht, sondern bloß der Mittelpunkt eines andern kleinern Kreises, in welchem sich der Planet gleichförmig

bewegte. Diesen lezten hieß man den Epicykel, und weil der Eccenter diesem gleichsam zum Leiter diente, ihn fortführte, so hieß eben dieser Eccenter auch der forttragende, fortleitende Kreis, der Leiter (circulus deferens.) In diesem Leiter kam also der Mittelpunkt des Epicykels, und folglich der Epicykel einmal in der ganzen Umlaufszeit des Planeten herum. Hingegen durchlief der Planet, als Trabant einer unsichtbaren Majestät, (eigentlich eines ganz imaginären Punkts) seinen Epicykel einmal in der Zeit zwischen zwey seiner mittlern Conjunctionen mit der Sonne. Also Saturn etwa in 1 Jahr und 13 Tagen; Jupiter in einem Jahr und 34 Tagen; Mars in 2 Jahren 49 Tagen. Man versteht leicht, daß durch den eccentrischen Leiter die erste, und durch den Epicykel die zweyte Ungleichheit hauptsächlich erklärt werden sollte. Denn, da der Planet nur einmal während seiner Umlaufszeit um die Erde in seine Erdferne, und einmal in seine Erdnähe kam, und diese Punkte, wie hier angenommen wird, in einer gewissen Gegend des Thierkreises fest lagen: so konnten auch die Ungleichheiten,

die von dieser veränderten Distanz des Planeten von der Erde nach optischen Gründen abhängen, nun immer an jene Stellen des Thierkreises wiederkehren. *) Weil aber der Planet auch im Epicykel lief, so mußte er einem Auge auf der Erde bald vorwärts, bald rückwärts zu gehen, bald stille zu stehen scheinen. Es kommt nur darauf an, daß man dem Planeten in seinem Epicykel eine solche Richtung und Geschwindigkeit giebt, daß sich das erste allemal ereignet, wenn er mit der Sonne in Conjunction, das zweyte, wenn er mit ihr in Opposition ist, so erfolgt das dritte von selbst. Aber alles dieses reichte noch nicht hin alle die Erscheinungen mit der Präcision zu erklären, mit der man sie schon damals beobachten konnte. Es mußte noch angenommen werden, daß der Mittelpunkt des Epicykels nicht gleichförmig auf seinem Fortleiter hinlief. Dieses mußte dem Manne schwer eingehen, dem gleichförmige Bewegung im Kreise heilig war.

---

*) Was hier bloß von der Erdferne und Erdnähe gesagt ist, gilt auch verhältnißmäßig von allen übrigen Punkten des Eccenters.

Hier regte sich das punctum saliens zum zweytenmal. Um also diese Gleichförmigkeit dennoch zu retten gerieth man auf eine Idee, die das auffallendste Beyspiel, das sich denken läßt, von Selbsttäuschung ist, zu welcher hartnäckige Anhänglichkeit an eine Hypothese, selbst einen Mann von Kenntnissen und Genie verleiten kann. Er nahm nämlich noch einen dritten Kreis, den Abgleicher, an (circulus aequans,) aus dessen Mittelpunkt angesehen, die reelle Ungleichförmigkeit in der Bewegung des Mittelpunkts des Epicykels wenigstens gleichförmig schien.

Mit dem Merkur und der Venus gieng es nicht besser. Es fand sich sogar hier einiges, was neue Anstalten erforderte, um es in jenes Kreis-System zu zwingen. Ja mit dem Monde selbst, dessen eigentlicher Umlauf um die Erde und Ort im System, in keiner Hypothese verkannt worden war, sah es hier, wegen anderer bemerkten Ungleichheiten, wo möglich noch ärger aus. Er lief nemlich auf seinem Eccenter in einem Epicykel so, daß, wenn es sich wirklich so verhalten hätte, sein Durchmesser zuweilen noch einmal so groß hätte erscheinen müssen, als zu andern Zeiten.

Je genauer man die Phänomene selbst kennen lernte, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten und Beobachtungen, von denen man Bestätigung hätte erwarten sollen, nöthigten zu neuen Ausflüchten und neuen Epicykeln. Bleibt man aber auch nur bey der ersten einfachsten Form stehen und bedenkt alle die Kreise, die jeder Planet durchlaufen müßte, bloß um die Sonne mit der zweyten Ungleichheit zu salutiren, da sie doch nichts weiter ist als ein Planet wie er; bedenkt man, daß weder Saturn den Jupiter, noch Jupiter den Mars auf ähnliche Weise salutirt; auch Merkur die Venus nicht und diese die Sonne nicht ganz so wie jene, und der Mond die Sonne weder wie jene noch wie diese, und nimmt sich die Mühe bloß die Linie in Gedanken zu verfolgen, die zum Beyspiel Mars in einem Jahrhundert durchlaufen müßte, wenn die Sonne selbst jährlich einmal um die Erde liefe: *) so ist es kaum

---

*) Kepler (Commentar: de motibus stellae Martis p. 4.) hat diese Linie darzustellen gesucht, und vergleicht sie in seiner Laune mit einer Art von Fasten-Brezeln, spirales nennt er sie, non fili glomerati modo, spiris juxta in-

möglich sich nicht wenigstens einmal die Frage zu thun: sollte dieses alles wirklich so seyn? — Und doch ist dieses nur erst die Bewegung des Planeten an sich, die ihm eigne. Nun bedenke man die gemeinschaftliche, und daß der Planet, bey allen diesen Schraubengängen, die er zu machen hat, nicht vergessen muß, täglich einmal mit allen Fixsternen um die Erde zu laufen. Wahrlich hier ermüden die Flügel der kühnsten Phantasie und der thätigste Geist erschlafft, und findet nicht wo er fußen kann. Fragte man nach der Ursache der Bewegung dieser Körper, worunter wenigstens einige nicht klein seyn konnten, so wurden die Schwierigkeiten noch von einer andern Seite fast unüberwindlich. Der Trost, nach dem man in der Verzweiflung griff, es könne am Himmel wohl anders seyn als hier, war wenigstens ein sehr leidiger Trost. Man gesellte den Planeten Intelligenzen zu, die sie durch die Himmel steuern mußten, und fürwahr es war schon allein eine Intelligenz nöthig bloß den imaginären Mittelpunkt des

---

vicem ordinatis; sed verius figura panis quadragesimalis.

Epicykels nicht aus dem Auge zu verliehren, der z. B. beym Saturn, Mars und Jupiter über 20 Millionen Meilen (wie man jezt weiß) von dem Planeten hätte entfernt liegen müssen. Man schloß die Planeten in solide Sphären ein, die wie Zwiebel-Schichten in einander steckten, und gab jeder derselben einen immateriellen Führer bey; die Zahl dieser Sphären belief sich endlich auf fünf und funfzig. *) Dieses wurde endlich zu viel für freye, unbefangene Vernunft. Es

---

*) Kepler Comment. in mot. stellae Martis P. 1. Cap. 2. Ein solches Hülfsmittel war nöthig, so bald man das Problem nicht bloß für ein geometrisch-optisches wie Ptolemäus, sondern zugleich für ein mechanisches nahm, wie Eudorus, Calippus, Aristoteles, welches es auch wirklich zugleich ist. Daher auch der erleuchtete Purbach jene Lehre von soliden Kugeln wieder unterstüzte. Wer mit dem Gang des menschlichen Geistes bey Erfindungen bekannt ist, die ihm gerade die meiste Ehre machen, denen nemlich wobey kein glücklicher Zufall den Weg abkürzte, wird diese Lehre gewiß nicht verächtlich finden. Kräfte des Zusammenhangs waren nöthig, und diese suchte man in der Solidität, wovon man überall Beyspiele vor sich sah. Nachher führte eine nähere Kenntniß der Körper vorzüglich des Magnets, auf Kräfte, von denen selbst jene Solidität abhängt. Diese nun statt jener im Weltsystem substituirt führten endlich zur Wahrheit.

konnte nicht so seyn. Ordnung der Natur und ordnender Verstand, wenn sie sich im Freyen begegnen, kündigen sich einander nicht so an. Dieses wurde auch zuweilen stark gefühlt, auch gesagt, obgleich dieses verworrene System noch außer dem Schutz Aristotelischer Infallibilität, sich, von Priester-Despotie unterstüzt, für einige seiner Hauptsätze auch den Titul von Göttlichkeit, sehr früh zu erschleichen gewußt hatte. *)

Am stärksten fühlte hier, und am deutlichsten sprach hier Copernicus. Was bey andern nur die kurzen vorübergehenden Regungen des gekränkten Menschensinns waren, sammelte sich bey ihm zu strengem, befestigtem Zusammenhang, zur Demonstration und zum unerschütterlichen System.

Er selbst erzählt die Veranlassung zu seinen neuen Untersuchungen in der Zuschrift an Pabst Paul III, die er seinem Werke de revolutionibus orbium coelestium vorgesezt hat, und die als ein Meisterstück von Vortrag angesehen werden kann. Der Menschenkenner wird fast in jeder

*) S. die 2te Beylage.

Zeile mit Verwunderung bemerken, mit welcher Feinheit der Mann die innigste Ueberzeugung von der Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Sache, ohne zu heucheln oder zu kriechen, in die Sprache männlicher Bedachtsamkeit zu kleiden, und als Geistlicher mit dem Oberhaupte seiner Kirche sogar ein wenig philosophisch von dem Weltgebäude zu sprechen gewußt hat, welches damals bekanntlich allgemein für ein Filial nicht der Philosophie sondern Sr. Heiligkeit angesehen wurde.

„Was mich, sind ungefehr seine Worte, auf den Gedanken brachte die Bewegungen der himmlischen Körper anders als gewöhnlich zu erklären, war, daß ich fand, daß man bey seinen Erklärungen nicht einmal durchaus eins mit sich selbst war. Der eine erklärte so, der andere anders und keiner that den Phänomenen ganz Genüge. Wenn es an einem Ende gut damit gieng; so fehlte es dafür am andern. Ja man blieb nicht einmal den Grundsätzen, die man doch angenommen hatte, getreu. Daher war es auch nicht möglich dem Ganzen eine gewisse stäte, symmetrische Form zu geben. Es glich vielmehr einem Gemählde von

einem Menschen, wozu man Kopf und Füße von diesem, die Arme und übrige Glieder aber von jenem genommen hatte, wovon aber keines zum andern paßte, also eher einem Monstrum als einer regelmäßigen Figur. Verfolgt man den Gang der dabey gebrauchten Schlüsse; so findet sich, daß bald etwas fehlt, bald etwas da ist, was nicht dahin gehört. Wären aber auch alle Voraussetzungen richtig; so müste doch die Erfahrung auch alles bestätigen, was man daraus folgern kann; das ist aber der Fall nicht. Da ich nun, fährt er fort, lange bey mir über die Ungewißheit dieser Lehren nachgedacht hatte; so ward es kränkend für mich zu sehen, daß der Mensch, der doch so vieles so glücklich erforscht hat, noch so wenig sichere Begriffe von der großen Weltmaschine habe, die der größte und weiseste Werkmeister, der Schöpfer der Ordnung selbst, für ihn dahin gestellt hat. Ich fieng zu dem Ende an so viel Schriften der Alten zu lesen, als mir aufzutreiben möglich war, um zu sehen ob nicht irgend einer unter ihnen, anders über die Sache gedacht habe, als die Weltweisen, die jene Lehren öffentlich in den Schulen gelehrt hatten.

So bescheiden leitet der Mann den Vortrag von seinen großen Verbesserungen ein. Er verwirft die Ptolemäische Lehre nicht schlechtweg, er sagt bloß, sie habe ihre Mängel wie die übrigen, die auch alt wären; keine thue den Phänomenen ganz Genüge und jede stoße sogar wider ihre eignen Grundsätze an. Keine habe also ein ausschließliches Recht vor der andern. Uebereinstimmung mit den Phänomenen könne allein über den Werth dieser Hypothesen entscheiden, und daran fehle es einer wie der andern; der einen hier, der andern da. Fände sich also unter den alten, minder bekannten Meinungen etwa eine, bey welcher jene Uebereinstimmung in einem höhern Grade anzutreffen wäre; so erfordre doch wohl die bloße, simple Gerechtigkeit ihr den Vorzug vor den übrigen zuzugestehen. Denn sie wäre ja alsdann auch alt, und leiste über das noch, was leisten zu wollen gewiß der einzige Zweck aller Erfinder von Hypothesen seit jeher gewesen ist. Eine solche Sprache mußte damals die bloß tolerirte Vernunft reden, wenn sie es ja einmal wagen wollte mit den Usurpatoren ihres Gebietes von ihren Gerechtsamen zu sprechen.

Copernicus las also. Die erste Stelle die ihm auffiel, war wie er selbst dem Pabst erzählt eine beym Cicero, *) und nachher eine andere beym Plutarch. **) In jener wird mit deutlichen Worten gesagt: Nicetas von Syracus habe geglaubt, der Himmel, Sonne, Mond und alle Sterne stünden überhaupt stille, und außer der Erde sey nichts beweglich in dem Weltgebäude; diese aber drehe sich mit großer Schnelligkeit um ihre Axe und so ließe es als drehe sich der Himmel, und die Erde stünde stille. In der andern versichert Plutarch eben dieses von dem Pythagoräer Ekphantus, und Heraklides aus Pontus, sagt aber vorher noch, der Pythagoräer Philolaus habe gelehrt: die Erde drehe sich um das Feuer in einem schrägen Kreise, dergleichen die Sonne und der Mond durchliefen. Dieses gab mir nun, fährt er fort, Veranlassung auch über die Beweglichkeit der Erde nachzudenken. Ob nun gleich eine solche Meinung

---

*) Acad. Quaest. Lib. IV.

**) De placitis philosoph. Lib. III. cap. 13. Siehe die 2te Beylage.

absurd schien; so dachte ich doch, man würde auch mir eine Freyheit nicht versagen, die man so vielen andern vor mir zugestanden hatte, nemlich beliebige Kreise und Bewegungen anzunehmen, um daraus die Erscheinungen am Himmel zu erklären. Als ich nun anfieng die Erde sowohl um ihre Axe, als um die Sonne beweglich zu setzen, und dieses mit meinen lange fortgesetzten Beobachtungen verglich, so fand sich eine solche Uebereinstimmung mit den Phänomenen und alles fügte sich nun so gut zusammen, daß kein Theil mehr verrückt werden konnte ohne alle die übrigen und das Ganze dadurch zu verwirren.

Dieses ist die kurze Geschichte der Veranlassung zu einem Gedanken, mit welchem eigentlich wahre Astronomie ihren Anfang nahm. Nun bedenke man diese Veranlassung und vergleiche den Wink mit der Wirkung, die er auf den Domherrn zu Frauenburg hatte. Es ist der Mühe werth, und hier ist der Ort dazu.

In den Alten finden sich ein Paar Stellen, worin im Vorbeygehen gesagt wird, die Erde drehe sich um ihre Axe, und laufe in einem Kreise um das Feuer. Diese Behauptungen zeichnen

sich durch nichts vor vielen andern aus, die man bey den Alten antrifft, und deren Unrichtigkeit anerkannt ist. Tausende hatten sie gelesen und nicht geachtet. Es wird dabey nichts bewiesen, und nichts darauf gegründet. Fast das ganze Alterthum ist wider sie und darunter einige der größten Genies aller Zeiten und aller Völker. Hingegen wurde die Idee daß die Erde ruhe, mit wenigen Ausnahmen, allgemein. Ohnehin schon, durch mächtige Begünstigung des sinnlichen Scheins, mit der Sprache aller Völker nothwendig verwebt, erhielt sie nun überall, durch den Beyfall jener Weisen, auch noch wissenschaftliches Ansehen. Es gieng immer weiter. Durch die Sprache war sie in die Bibel gekommen, die mit dem sinnlichen Menschen menschlich reden mußte, wie mit Hebräern hebräisch; sie stieg' endlich aus der Bibel in Pfaffen-Köpfe, die dieses natürliche Product menschlicher Organisation (gleich viel ob aus Ignoranz oder List) mit der Glorie des Himmels bekleideten, und für den neuen Heiligen, wie für manches andere menschliche Schnitzwerk, Anbetung verlangten. So wurde aus einer bloßen Phrase endlich ein Gottes-Urtheil. Jene erste

Idee von der Bewegung der Erde ward dadurch wie excommunicirt; sie in Schutz zu nehmen war nicht bloß mißlich, es konnte halsbrechend werden. Nun bedenke man: diese von den größten Weisen des Alterthums verworfene, verächtlich scheinende, verrufene, mißliche und halsbrechende Idee, die selbst einer der größten Denker neuerer Zeit, der Stifter wahrer Naturlehre, Bacon von Verulam, der die Copernicanische Lehre sogar kannte, noch verwerflich fand, *) diese lernt

---

*) Ein merkwürdiges Beyspiel, da Baco, nicht wie Tycho, durch religiöse Rücksichten bestimmt wurde. Er sagt (De augm. scient. Lib. IV. c. 1.) wo er den Gedanken, man müsse die Wissenschaften nicht vereinzeln, weil alle irgendwo in einander griffen, mit Beyspielen belegt: Constat similiter sententiam Copernici de Ratione Terrae (quae nunc quoque invaluit) quia phaenomenis non repugnat, ab Astronomicis Principiis non posse revinci, a Naturalis tamen Philosophiae Principiis, recte positis, posse. Was würde der große Mann gesagt haben, wenn er hätte hören können, daß es gerade diese naturalis philosophiae principia recte posita waren, wodurch Kepler und sein eigner Landsmann, Newton der Copernicanischen Lehre die Unerschütterlichkeit endlich verschafften, die sie zu seinen Zeiten noch nicht hatte? Der leztere that dieses so gar in einem

Copernicus aus flüchtigen Beschreibungen kennen; sie erregt seine Aufmerksamkeit, er prüft sie und — nimmt sie in Schuz. Dieses that ein Domherr des 15ten Jahrhunderts, mitten unter Domherren (das will was sagen,) nicht unter dem sanften Himmelsstriche Griechenlands oder Italiens, sondern unter den Sarmaten und an der damaligen Gränze der cultivirteren Welt. Er verfolgt diese Idee mit unermüdeter Sorgfalt, nicht ein Paar Jahre hindurch sondern durch die Hälfte seines 70 jährigen Lebens; vergleicht sie mit dem Himmel, bestätigt sie endlich und wird so der Stifter eines neuen Testaments der Astronomie. Und alles dieses leistete er, welches man nie vergessen muß, fast hundert Jahre vor Erfindung der Ferngläser, mit elenden, hölzernen Werkzeugen, die oft nur mit Dintenstrichen getheilt waren. Wenn dieses kein großer Mann war, wer in der Welt kann Anspruch auf diesen Nahmen machen? Das that der Geist der Ord-

---

Buche, das er Philosophiae naturalis principia mathematica (und das sind doch wohl die eigentlich recte posita) nannte.

nung, der in ihm wohnte, der selbst vom Himmel stammend sein eigenes Wesen in dessen Werke hinaus trug, und Ordnung um so leichter erkannte, als er selbst durch innre Stärke freyer geblieben war. Kepler *) sagt dieses in wenigen Worten mit großer Stärke. Copernicus, Vir maximo ingenio et, quod in hoc exercitio magni momenti est, *animo liber;* der Geist des Sektirers und des Pfaffen ruhte nicht auf ihm. Dieser Umriß des Gangs seiner Unternehmung zeigt schon den außerordentlichen Mann. Nun wollen wir die Hauptschritte selbst mit möglichster Kürze verfolgen. Hier erscheint er im höchsten Glanze. Er läßt alle die Alten, die man als seine Vorgänger nannte unendlich weit hinter sich, und steht für sich allein.

Es ist wahrscheinlich, sagt er, daß so wie Sonne und Mond rund sind die ganze Welt rund ist. Es ist die vollkommenste Figur, und unter ihren Gränzen die geräumigste. So wie der Wassertropfen sich selbst überlassen nach dieser Form strebt und in ihr zur Ruhe kömmt, so ist

---

*) Praefat. in Tabl. Rudolph. p. 4.

es auch vermuthlich dort. So ist auch die Erde mit dem Wasser das sie enthält, rund, dieses beweist er umständlich. Von der runden Figur der Erde kommt er auf ihre Bewegung. Man glaubt, sagt er, sie ruhe in der Mitte, und hält es sogar für lächerlich das Gegentheil zu glauben. Wenn man aber die Sache mit Aufmerksamkeit betrachtet, so wird man bald gewahr, daß dieses eben so ganz ausgemacht noch nicht ist. Man bedenke nur worauf sich unser Urtheil von Bewegung stüzt. Wenn sich das Auge mit der bewegten Sache gleichförmig nach einer Gegend bewegt, so bemerkt es keine Bewegung. Wir sehen den Himmel in einer Bewegung, die alles mit sich fortreißt, ausgenommen die Erde und was sich um dieselbe befindet. Legen wir nun der Erde eine Bewegung in entgegengesezter Richtung bey; so würde ja alles eben so erscheinen müssen, wenn der Himmel stille stünde. Da nun der Himmel alles umschließt und in sich faßt, die Erde aber von ihm umfaßt wird; so sieht man doch nicht ein, warum die Bewegung gerade jenem und nicht dieser zukommen soll. Verschiedene Alten haben auch daher längst geglaubt, daß es die Erde sey, die

sich drehe. *) Dieses angenommen entstehen auch noch neue Zweifel über den Ort der Erde. Denn wenn man sezt die Erde stehe nicht im Mittelpunkt der Welt, aber doch nicht so weit davon ab, daß diese Distanz in Rücksicht auf die Distanz der Fixsterne, sondern bloß auf die der Sonne und der übrigen Planeten beträchtlich wäre; so ergäbe sich daraus gewiß keine unschickliche Erklärung für die Bewegung dieser Himmelskörper, wenn man annähme, sie drehten sich um einen andern Mittelpunkt, als die Erde; welches ja auch schon aus der sehr merklichen Veränderlichkeit ihrer Distanzen von der Erde ohnehin nothwendig folgt. Daß eben nicht bloß der Halbmesser unserer Erdkugel, sondern auch die Distanz der Erde vom Mittelpunkt der Welt, **) in Vergleich mit der Distanz der Fixsterne ein unmerklicher Punkt, ein bloßes Nichts sey, erhellt deutlich daraus, daß der Horizont immer den Thierkreis genau halbirt, die Erde stehe wo sie wolle. Liegt der Anfangspunkt des

---

*) Hier nennt er den Heraclides, Ecphantus und Nicetas.

**) In diesen legt er nachher die Sonne.

Krebses im östlichen Horizont, so liegt der des Steinbocks genau im westlichen, und umgekehrt, dieser im östlichen, wenn jener im westlichen liegt. Der Horizont ist also eine Ebene, die immer durch den Mittelpunkt der Welt liegend erscheint, zu welcher Zeit man sie auch durch die Erde legt, die nicht in jenem Mittelpunkt steht. Ich glaube, ich habe nicht nöthig meinen Lesern umständlich zu erweisen, daß dieses einer der größten und kühnsten Gedanken ist, den der Mensch je gewagt hat, der sich aber doch auch schon von dem Mann erwarten ließ, der, in den ersten Zeilen seines Buchs, bey der Abrundung der Sonne und selbst des Universums, eines Wassertropfens gedenken kann. Freylich kannte er die Distanz der Sonne bey weitem nicht mit dem Grade von Genauigkeit, mit welcher wir sie kennen, *) das war nach der damaligen Beschaffenheit der Instrumente sowohl als der Methoden schlechterdings unmöglich. Allein

---

*) Im IV. Buche seines Werks Cap. 19 sezt er die größte Entfernung der Sonne von der Erde 1179 Halbmesser der leztern gleich, also auf 20 mal kleiner als sie nach den Neuern ist.

dieses afficirt auch seinen Gedanken nicht. Sein Begrif von der Beschaffenheit des Planeten-Systems beruht auf Schlüssen, die immer wahr bleiben, die Distanz der Erde vom Mittelpunkt der Welt (der Sonne) sey welche sie wolle. Hätte man ihm gesagt, du setzest die Fixsterne so weit weg, daß eine Linie von 2 Millionen Meilen ein bloßer Punkt dagegen ist, aber du mußt bedenken, die Linie die du da so für Nichts achtest, ist nicht 2 Millionen, sondern 42 Millionen Meilen lang, so würde er sehr ruhig mit den Worten im VIII. Cap. seines Werks im ersten Buch erwiedert haben: omne visibile longitudinem distantiae habet aliquam, ultra quam non amplius spectatur. Er hätte ganz gelassen die Fixstern-Kugel 21 mal weiter hinaus gerückt. Sein Genie sah auch wohl den Einwurf voraus, nihil aliud habet illa demonstratio, sagt er am Ende des VI. Capitels, quam indefinitam coeli ad terram magnitudinem. At quousque se extendat haec immensitas minime constat. Hieraus aber folgt nicht, fährt er fort, daß die Erde in der Mitte ruhe, es wäre vielmehr zu verwundern, daß sich die ungeheure Himmels-

Kugel um dieses Pünktchen in 24 Stunden herum drehen soll, und nicht vielmehr das Pünktchen selbst. Aber zu sagen, daß die Erde deswegen im Mittelpunkt der Welt ruhen müsse, weil bey der Bewegung einer Kugel um ihren Mittelpunkt, diese Bewegung immer gegen den Mittelpunkt zu geringer würde, wird gerade so geschloßen als: weil die Pole der Himmelskugel ruhen; so ruhen auch die Punkte derselben die jenem Pole nahe liegen. „Ein viel umfassendes vortreffliches Gleichniß. Denn würklich könnten, nahe an jenen Polen, uns Fixsterne zu ruhen scheinen, die nichts desto weniger Kreise beschrieben, die an Ort und Stelle gemessen, viele Millionen Meilen im Durchmesser hätten.“ Die Alten, fährt er fort, haben daher andere Gründe für die Ruhe der Erde aufgesucht. Sie sagen, weil alles, was nicht unterstüzt ist, nach der Erde zufällt, und den Mittelpunkt sucht, in welchem es endlich ruhen würde und müßte, nun aber schon auf der Oberfläche der Erde zur Ruhe kommt, die diesen Mittelpunkt besezt hält, so wird sie selbst ruhen müssen. Drehte sich die Erde um ihre Axe; so würde nichts in gerader Linie fallen oder aufsteigen können. Die

Wolken, meint Ptolemäus, würden alle Morgen nach Abend ziehen, und gar die Erde sich durch diese schnelle Umdrehung zerstreuen müssen.“ Allen diesen Einwürfen begegnet er vortrefflich und gleich dem ersten darunter mit dem Keplerischen Blick des Genies, der über sein Zeitalter hinausgeht. „Ich halte, sagt er, *) die Schwere für nichts weiter als ein natürliches Bestreben, welches der Schöpfer in die Theile gelegt hat, damit sie sich zu einem Ganzen verbinden können, indem sie sich zu einer Kugel sammeln. Mit der Sonne, dem Monde und den übrigen Planeten ist es wahrscheinlich eben so, und doch stehen sie nicht fest. Bey fallenden und aufsteigenden Körpern ist es klar, daß ihre Bewegung aus der geraden Linie und der Kreisbewegung zusammengesezt sey. Denn als Theile der Erde geben sie die dem Ganzen eigne gemeinschaftliche Bewegung nicht auf, sondern behalten sie in jeder andern bey. Allein jene gemeinschaftliche Bewegung, eben, weil sie gemeinschaftlich ist, erscheint als Ruhe. Daß die Wolken nicht, wie die Sterne, vom Morgen gegen

*) de Revol. orb. coel. Lib. I. cap. IX.

Abend laufen, rührt daher, weil die untere Luft, worin sie hängen, mit zur Erde gehört und sich folglich mit ihr dreht, entweder, weil die Luft mit wässerigen und erdigen Theilen, denen diese Bewegung zukömmt, vermischt ist, oder weil die Erde ihr diese Bewegung mitgetheilt hat. Was die Zerstreuung der Erde durch die Schnelligkeit der Umdrehung betrifft, die Ptolemäus befürchtet, so war sie vielmehr wegen der ungeheuren Schnelligkeit, womit sich die Himmelskugel drehen müßte, eher für diese zu befürchten. *)

Hierauf rückt er nun der Vollendung seines großen Plans näher. Er zeigt in was für Schwierigkeiten man sich verwickele, wenn man die Erde in den Mittelpunkt, die Venus und den Merkur mit ihren Epicykeln über, oder beyde unter die Sonne setze, die aber alle wegfielen, sobald man nach der Lehre des Martianus Ca-

---

*) Ich zeige hier nur kurz den Sinn und Gang der Ideen des Copernicus an, ohne mich in seine Darstellungsart einzulassen. Ueber ein von ihm bey der zusammengesezten Bewegung gebrauchtes Gleichniß, sehe man die 4te Beylage.

pella *) diese beyden Planeten um die Sonne laufen lasse, und zwar den Merkur in einem kleineren Kreise als die Venus. Lasse man ferner den Saturn, Jupiter und Mars ebenfalls um die Sonne als den Mittelpunkt ihrer

---

*) Die Worte des Copernicus sind: Qua propter minime contemnendum arbitror, quod Martianus Capella, qui Encyclopaediam scripsit, et quidam alii Latinorum percalluerunt, und nun folgt die Erklärung. Martianus Capella lehrt dieses in seiner Schrift de nuptiis philologiae et Mercurii Lib. 1. cap. 8. Die übrigen sind wohl Vitruv und Macrobius, wovon der erste im 1ten Buch im 9ten Cap., der andere in seinem Commentar über Cicero's Somnium Scipionis im 4ten Capitel diese Lehre hat: Ob Cicero selbst mit zu dieser Classe gehöre, ist wenigstens ungewiß. Weiter nennt Copernicus Niemand. Es ist daher schwer zu sagen, wie Gassendi zu der Behauptung gekommen ist, Copernicus habe außer dem Gedanken des Martianus Capella, auch die Idee des Apollonius von Pergam. benuzt, und nun obendrein diesem Apollonius ein System zuschreibt, das völlig das Tychonische ist. Weidler sagt es zwar auch, aber sogar mit den eignen Worten des Gassendi. Daß Apollonius schon das System des Tycho gehabt habe, davon findet sich keine Spur bey den Alten. Man sehe hierüber Bailly Hist. de l'astron. moderne. I. p. 339. und die angehängten Eclaircissements p. 697, und de la Lande. Astron. T. 1. p. 408 nach der dritten Ausgabe, in der Note.

Bahnen laufen; so ergebe sich auch hieraus wieder mit großer Leichtigkeit, warum uns diese Planeten entfernter erscheinen, wenn sie mit der Sonne aufgehen, als wenn sie aufgehen, wenn diese untergeht. Wenn er hierbey den großen Raum bedenke, der nun zwischen der converen Seite der Venusbahn und der concaven des Mars statt finde, so scheue er sich nicht *) in diese die Bahn der Erde mit ihrem Begleiter (pedissequa) zu legen, und die Sonne als den Mittelpunkt der Planeten-Bahnen unbeweglich an den Mittelpunkt des Ganzen zu setzen, obgleich die scheinbare Lage der Fixsterne durch die Bewegung der Erde in ihrer Bahn nicht verändert werde. Der Durchmesser ihrer Bahn, sezt er nun mit deutlichen Worten hinzu, habe zwar ein sehr merkliches Verhältniß

---

*) Die Periode, worin Copernicus dieses sagt, fängt sich an: perinde non pudet nos fateri etc. Hierbey macht Riccioli, der Jesuit, die Anmerkung: vorher habe Copernicus doch bloß gesagt: der Umlauf der Erde um die Sonne gebe wenigstens kein ganz unschickliches Mittel ab die Phänomene zu erklären; hier aber lege er nun alle Schaam ab, und führe die Idee als etwas reelles würklich in das Weltsystem ein.

gegen die Durchmesser der übrigen Planeten-Bahnen, aber gegen die Distanz der Fixsternen-Kugel keine merkliche. Dieses zuzugeben sey ihm leichter, als sich den Verstand durch die unendliche Menge von Kreisen verwirren zu lassen, wozu diejenigen genöthigt sind, die sich die Erde in der Mitte ruhend gedenken."

So geht er nun mit dem beherzten und sichern Schritt des Genies der Wahrheit immer gerade entgegen, ohne auf die mächtigen Stimmen zu achten, die ihm von allen Seiten zurufen: Du irrst. Und so entfaltet sich ihm endlich das große Geheimniß der Natur, das dem Forscher-Fleiß von Tausenden verschlossen blieb. An jedem seiner Schritte erkennt man den Gang des Erfinders; wo die Alten muthmaßten: es könne vielleicht so seyn, da sagt er: es muß so seyn. Die Muthmaßungen der Alten vermindern daher den Erfinder-Ruhm des Copernicus um Nichts, hingegen macht es ihnen jezt Ehre von einer neuen Welt wenigstens gesprochen zu haben, die Copernicus entdeckt hat.

Wie symmetrisch und Ordnungsvoll, steht nun nicht nach seinem Plane das Weltgebäude

da! Die Sonne, als der größte und hellste Körper, und folglich als etwas an sich Einziges in unserm System, nimmt die Stelle ein, die auch einzig ist, die Mitte. Die Planeten, denen man gewisse gleiche Verhältnisse gegen diesen Einzigen längst zuschrieb, erhalten diese auch durch die Kreise, die sie alle, einer wie der andere, um ihn beschreiben, und durch das Licht, das sie alle aus diesem reichen Quell erhalten. *) Zunächst

---

*) Copernicus sagt: Quis enim in hoc pulcherrimo templo lampadem hanc in alio vel meliori loco poneret, quam unde Totum simul possit illuminari? Weil er nun auch die Fixstern-Kugel in seinem Schema gezeichnet hat: so beschuldigt ihn Mulerius schlechtweg in der Note zu dieser Stelle: er habe geglaubt die Sonne erleuchte auch die Fixsterne. Es ist freylich wahr, aus den Worten des Copernicus läßt sich das Gegentheil nicht darthun, auch war die Meinung, daß die Sonne die Fixsterne erleuchte sowohl unter den Alten als den Neuern nicht ungewöhnlich. Und vielleicht trennte man überhaupt auch zu jenen Zeiten die Betrachtung des Fixsternen-Himmels noch nicht so sehr von dem Planeten-System als jezt. Allein, wenn man des Mannes große Begriffe von der Ausdehnung des Weltgebäudes bedenkt, die vor ihm noch kein Sterblicher mit der Präcision gedacht und mit der Deutlichkeit gelehrt hatte: so erfordert es nicht bloß der Respekt gegen das Genie, sondern die Pflicht des Critikers überhaupt, zu glauben das

um ihn läuft Merkur, dann Venus, hierauf unsere Erde, die von dem Monde begleitet wird; weiterhin Mars, Jupiter und Saturn, und endlich über diesen allen steht die Fixsternen-Kugel unbeweglich. Merkur vollendet seinen Lauf in 80 Tagen; die Venus in 9 Monathen; unsere Erde in einem Jahr und der Mond um diese in einem Monat; Mars in 2, Jupiter in 12, und Saturn endlich in 30 Jahren. *) Wie einfach ist nicht alles hier, und wie leicht heben sich nicht alle Schwierigkeiten jener zweyten Ungleichheit, deren wir oben gedacht haben. Nun salutiren die drey obern Planeten die Sonne durch Vorwärtsgehen, wenn sie bey ihr, und durch

---

Wort Totum gehe bloß auf das Planeten-System. Vermuthlich ist auch dieses die Ursache, warum Riccioli, der doch dem Copernicus so gerne etwas anhängt, in (Alm. nov. Lib. VI. cap. 2.) wo er die Geschichte der Meinung über das Licht der Fixsterne giebt, seiner gar nicht oder nur erst bey Gelegenheit des Funkelns der Fixsterne gedenkt, und die Stelle aus Revol. Lib. 1. cap. 10. anführt, woraus wenigstens erhellt, daß Copernicus sehr zwischen dem Licht der Planeten und der Fixsterne unterschieden habe.

*) Dieses sind die Umlaufszeiten, die Copernicus seinem Schema beygeschrieben hat.

Rückwärtsgehen, wenn sie ihr gegenüber stehen, ohne den ungeheuern epicyklischen Tanz. Eben so halten sich Merkur und Venus ohne diese Tänze nun bey ihr, ja selbst die Ehre des alten Grundsatzes, daß die größere Umlaufszeit um den Mittelpunkt dem davon entfernteren Planeten zugehöre, wird gänzlich gerettet.

Ueberhaupt legte Copernicus der Erde drey verschiedene Bewegungen bey: eine tägliche um die Axe; eine jährliche um die Sonne, und endlich eine dritte, vermöge welcher sich die Erde einmal des Jahres um die Pole der Ekliptik, und zwar der Ordnung der himmlischen Zeichen entgegen dreht, (eine zweyte jährliche,) durch diese erklärt er den Wechsel der Jahrszeiten. Die erste dieser drey Bewegungen hatte schon Nicetas von Syrakus; die zweyte Aristarch von Samos, und, wie Copernicus glaubt, Philolaus; die dritte aber ist ihm ganz eigen. Ob nun gleich die neuere Astronomie diese dritte Bewegung nicht mehr anerkennt, indem sie den Zweck derselben auf einem kürzern Wege erreicht, als Copernicus; so kann dennoch nicht geleugnet werden, daß der große Scharfsinn des

Mannes in der Art dieses Problem zu behandeln in ganz vorzüglichem Lichte erscheint. Vielleicht hat ihm auch die Auflösung desselben mehr Anstrengungen gekostet, als irgend ein anderes in seinem unsterblichen Werk. Auch ist er der erste, der das Problem aufgegeben hat. Es kann also hier nicht übergangen werden. Die Sache hängt so zusammen:

So lange als man die Sonne um die unbewegliche Erde einmal im Jahre herumlaufen ließ, hatte die Erklärung des Wechsels der Jahreszeiten keine Schwierigkeit. Die Bahn der Sonne lag schräg gegen den Aequator der Himmelskugel; die Sonne näherte sich also alle Jahre einmal jedem Pole und verursachte dadurch jene Wechsel. Allein, da nun Copernicus die Sonne in der Mitte des Systems unbeweglich sezte, und die Erde in einem Kreise um dieselbe laufen ließ, so entstund nothwendig die Frage: wie läßt sich nun der Wechsel der Jahrszeiten erklären? Copernicus fand sehr richtig, daß dieses nicht anders geschehen könne, als wenn nicht bloß die Neigung der Axe der Erde gegen die Ebne ihrer Bahn sich nicht änderte, sondern auch diese Axe, troz der Fort-

bewegung um die Sonne, sich immer nach derselben Gegend des Himmels hinneigte, immer auf denselben Punkt der unendlich entfernten Fixsternen-Kugel hinwiese, das ist, sich immer parallel bliebe, und so verhält es sich auch wirklich; dieses ist die völlige Auflösung des Problems, die also Copernicus vollkommen gegeben hat, und womit die Neueren ganz übereinstimmen. Aber er erschwerte sich die Sache, durch die Vorstellung, daß dieser Parallelismus erst durch eine eigene Drehung erhalten werden müßte, und diese Vorstellung gründet sich genau auf die Voraussetzung, auf welche sich Keplers Meynung stüzt, daß sich der Mond nicht um seine Axe drehe. *) Man weiß jezt, daß die Fortbewegung einer Kugel, die sich um eine Axe dreht, die Lage dieser Axe nicht in ihrem Parallelismus stöhrt, sie bleibt sich immer parallel, der Mittelpunkt der Kugel bewege sich wie er wolle, in einer geraden Linie oder in einer krummen, und in jeder Richtung in Rücksicht auf die Lage der Axe. Copernicus suchte also, was er richtig gefaßt hatte, mit einem Principium

*) S. Beylage V.

zu vereinigen, das wir jezt für unrichtig erkennen. Sein Irrthum war allemal in Rücksicht auf sein Zeitalter verzeihlich, unschädlich, weil die Hauptsache blieb, und, wegen des darin bewiesenen Scharfsinns, selbst noch ehrwürdig.

Hier müssen wir einen Augenblick stehen bleiben. Dieses ist nun also die wahre Lage der Planeten gegen die Sonne, das wahre Weltsystem. Ehe man es kannte, wuchsen mit der Schärfe der Beobachtungen die Schwierigkeiten; seitdem es ausgefunden ist, hat jede neue Entdeckung am Himmel es mit neuen Gründen bestätigt. Die Umwälzung der Erde um die Axe ist durch die Abplattung der Erde, und durch die veränderliche Länge des Sekunden-Pendels bewiesen worden. Man hat den Saturn, Jupiter, Mars und die Venus, ja selbst die Sonne sich um ihre Axen drehen sehen. Venus und Merkur haben sich dem bewafneten Auge gerade so gezeigt, wie Körper, die sich um eine leuchtende Kugel bewegen, einem Auge erscheinen müssen, das außer ihren Bahnen aber nicht weit von den Ebenen derselben abliegt. Endlich entdeckte man die Abirrung des Lichts, und nun traten Tausende von

Sternen als Zeugen für die große Wahrheit auf: die Erde läuft um die Sonne. Alles, alles zwingt nun unsere Vernunft zu bekennen: Copernicus war richtig. Aber was zwang den Copernicus zu dieser Lehre, ihn, den von allen diesen Hülfsmitteln gänzlich verlassenen? Ich glaube die Frage ist schon beantwortet. Die Zeit des Irrthums ist nun Gottlob! vorüber. Selbst das Vatican, das seine catholischen Ausgaben des Weltsystems sonst der ganzen Christenheit aufzuzwingen strebte, verkauft sie jezt nur noch zuweilen heimlich an arme Sünder, und nicht ohne ein heimliches Lächeln über — die armen Sünder. Hier, mit Copernicus fieng sich ein neuer Himmel an und eine neue Erde — — eine neue Astronomie, die nun ihren Gang majestätisch fortsezte. Denn so lange die Erde stille stund, stund alle wahre Astronomie stille, und mußte stille stehen: so wie aber der Mann erschien, der die Sonne stille stehen hieß, in dem Augenblick fieng die Astronomie an fortzuschreiten. Die Ruhe der Erde drückte diese Wissenschaft wie ein verborgenes Uebel den Körper des Menschen: aller Wachsthum hörte auf und alle Mittel, die man anwen-

dete, wenn sie nicht gerade auf den Sitz der Krankheit losgiengen, mußten das Uebel vergrößern. Was konnte in aller Welt aus einem Systeme werden, in welchem man einen Punkt für fest und unbeweglich hielt, der in einem Jahre einen Kreis von fast 42 Millionen Meilen im Durchmesser beschreibt? Alles Bestreben irgend eine neue Erscheinung mit diesem großen Versehen zu vereinigen, konnte nicht anders als zu einem neuen führen. Alles, was die Alten von Entfernungen der Planeten gedacht hatten, war, etwa die vom Monde, und was sich aus dieser kümmerlich für die Sonne herleiten ließ, ausgenommen, ein bloßer Traum. Sie konnten nichts davon wissen. Hierin wurde es nun durch die Copernikanische Lehre auf einmal Licht. Denn sobald man wußte, daß die zweyte Ungleichheit bloß die Folge des veränderten Standpunkts der Erde, und also einer jährlichen Parallaxe war; so ließ sich nun schon mit beträchtlicher Bestimmtheit wenigstens von Verhältnissen der Entfernungen sprechen. So erzeugte nun immer eine Wahrheit die andere, und eine Entdeckung die andere, in stätem Fortgang, bis auf unsere Zeit. Zwar fiel bald nach dieser Periode Tycho von Brahe,

einer der größten Astronomen aller Zeiten, aber von minderem philosophischen Genie, als Copernicus, wieder auf die gänzliche Unbeweglichkeit der Erde zurück. Der große Mann gab, durch religiöse Mißverständnisse und vermuthlich von Etwas Eitelkeit verleitet, der Welt ein System, das eigentlich das umgekehrte Copernicanische ist. Eines verwandelt sich in das andere, je nachdem man die Erde oder die Sonne darin beweglich sezt. Das Verdienst dieses System nach dem Copernicanischen erfunden zu haben, ist daher sehr gering. Was es vor dem Ptolemäischen voraus hat, ist gerade der Theil, worin es sich dem Copernicanischen nähert, der aber hier, als Flickwerk genüzt, nur neuen Mißverstand und neue Verwirrung erzeugt. Wäre dieses System vor dem Copernicanischen hergegangen, so würde es sicherlich einen sehr Ehrenvollen Platz in der Geschichte der Astronomie behaupten. Hinter demselben darin aufgestellt, wie jezt, steht es wenigstens immer als ein Flecken auf eben dem großen, verdienten und ewig unverwelklichen Ruhme da, dem es einst seinen kurzen Beyfall allein zu danken hatte.

Uebergeht man diesen an sich kurzen und unbedeutenden Rückfall, so wird nun die Copernicanische Einrichtung des Weltsystems die lezte in dem Stamm der Hypothesen, und die, die endlich, von Keplers großem Genius überschattet, die Mutter der Wahrheit wurde. Ich sage die Mutter der Wahrheit. Denn unser jetziges System, dem nun kein Vernünftiger mehr den Nahmen des wahren absprechen kann, ohne Gefahr zu laufen, daß man ihm die Vernunft abspräche, ist nicht das Copernicanische, so wie es uns Copernicus in seinem Werk dargestellt hinterlassen hat. Es ist sehr davon verschieden, und diese Verschiedenheit besteht nicht etwa bloß in Einschiebseln von Verbesserungen, welche die größere Vollkommenheit der Werkzeuge und der Kunst zu observiren an die Hand geben mußte; sie ist viel wesentlicher, wäre ohne diese besseren Werkzeuge auch möglich gewesen, und ist daher, so wie der große Gedanke des Copernicus selbst, das Werk des Genies. Copernicus hatte die Astronomie von den Verwirrungen befreyt, zu welchen die Vorausseţung einer völlig ruhenden Erde nothwendig verleiten mußte; allein jene

erste Ungleichheit, diejenige nämlich, die in dem Ptolemäischen System nicht von der Bewegung der Sonne, und in dem seinigen nicht von der Bewegung der Erde abhieng, sondern vielmehr den Planeten selbst zuzukommen schien, war noch zurück. Er wollte auch diese erklären, und der große Mann — — strauchelte. Die Art, wie dieser tiefe, sonst so unbefangene stille Denker, den nicht Eitelkeit zu übereilten Bekanntmachungen spornte, der, wenn er je bey seinem Forschen noch außer dem Durst nach Wahrheit noch einen andern Reiz kannte, bloß nur den Dank einer entfernten Nachwelt, nur den Lohn der Unsterblichkeit vor Augen haben konnte; die Art, sage ich, wie dieser bewundernswürdige Mann zu seinem Versehen verleitet wurde, ist nicht bloß ein merkwürdiger Zug in der Geschichte seines Geistes, sondern des menschlichen Verstandes überhaupt. — Der Coloß des Ptolemäischen Systems stüzte sich hauptsächlich auf das simple Zeugniß der Sinne, den sinnlichen Schein. Dieses war eine mächtige Stüze, und der Irrthum sie für unerschütterlich zu halten, gewiß ein sehr verzeihlicher. Denn, um die Schwäche derselben

einzusehen, mußte man erst mit Mühe das für wahr halten lernen, wovon man täglich das Gegentheil vor Augen sah. Indessen warf Copernicus diese Hauptstütze mit eben so großer Kraft als Kühnheit über den Haufen. Wo nicht ganz der wichtigste, doch gewiß der gefährlichste Schritt zur gänzlichen Zerstörung des 1400 jährigen *) geheiligten Irrthums war glücklich gethan.

*) Es wird hier bloß die Zeit zwischen Ptolemäus und Copernicus in Betracht gezogen.

Beylage I.

In der Zeitangabe sowohl der Geburt als des Todes des Copernicus, findet sich bey den Schriftstellern eine seltsame Verschiedenheit, die wohl verdient etwas genauer erörtert zu werden. Sie erstreckt sich nämlich nicht bloß auf einzelne Tage, sondern auf Tag, Monat und Jahr zugleich. — Für das oben angegebene Datum streiten:

1) Melchior Adam (vitae germanorum philosophorum. Heidelbergae 1615. u. p. 126.)

2) Nicolaus Mulerius, Prof. der Medic. und Mathemat. zu Gröningen, der seiner Ausgabe von Copernici Revolutionibus. Amsterd. 1617. 4to, eine kurze Lebensbeschreibung desselben vorgesezt hat, führt, so wie einige der folgenden Schriftsteller, aus des Junctinus, eines

italienischen Astronomen, Calender zwar das Datum der Geburt 1472, den 19ten Januar anseżt aber unmittelbar hinzu: Germani vero Chronologi (quibus major apud me fides) natum testantur Ao. 1473. d. 19ten Febr. Müler oder Muler war aus Brügge gebürtig.

3) Michael Mästlin, Keplers berühmter Lehrer, in einer Note zu Georgii Joachimi Rhetici narratio prima de libris Revoll. Nicol. Copernici, welche er Keplers Prodromus oder Mysterium cosmograph. Francof. 1621 fol. angehängt hat, sagt S. 96. Nic. Copernicum natum referunt anno 1473. die 19. Febr. hora 4. scr. (minutis) 48. p. m. die Veneris ante Cathedram Petri. Errat ergo Franc. Junct. (Junctinus) qui ipsum anno 1472. 29. Jan. natum scribit. Mortuus autem est anno 1543 die 19. Janu. anno aetatis 70. Wo er die Nachricht her hat sagt er nicht. (Junctinus hat auch nicht den 29sten sondern den 19. Januarii, (wie Gassendi und Ricciolius bezeugen.)

4) Petrus Gassendi in seinem Leben

des Copernicus (opp. T. V. Ed. Florent. p. 441.) Es ist aber dieses kein neues Zeugniß, sondern, nachdem er das Datum des Junctinus angeführt hat, zieht er doch das Mästlinische, als: ob Maestlini auctoritatem probabilius, vor. Es mag also ob Gassendi judicium et auctoritatem auch hier stehen.

5) Christoph Hartknoch in seinem Alt und Neuen Preußen, Frankf. und Leipzig 1684. fol. S. 370. hat bloß das Jahr.

6) Jac. Heinrich Zernecke in seiner Thornschen Chronika, wovon ich die zweyte vermehrte Ausgabe. Berlin 1727. 4to vor mir habe. S. 81. Seine Worte unter der Rubrik 1473 sind folgende: „Den 19ten Febr. 4 Uhr 48 Minuten nach Mittag, ist allhier der Weltberühmte Mathematicus Nicolaus Copernicus, in einem Eckhause unweit dem Alt-Thornschen Thore, gebohren. (Patre Nicolao Copernico Cracoviensi et cive Thorunensi, Matre ex Familia Vatzelrodia, Sorore Lucae Vatzelrodi, Episcopi Varmiensis.) Starb Ao. 1543. den 11ten Junii, aetatis 70“ Zur Unterstützung dieses Zeugnisses ist es vielleicht nicht

unnütz zu wissen, daß dieser Zernecke, wie es unter seinem Bildnisse heißt, Prae-Consul atq. Vice-Praeses Reipubl. Thorunsis, und wie aus seinem Processe, den er am Ende erzählt und mit Urkunden belegt, erhellt, ein Mann von großer Rechtschaffenheit, Geradheit und Treue im Dienst war. Indessen da Zernecke, wiewohl erst am Ende, und mit mehrern Schriften über den Copernicus, den Gassendi ausdrücklich anführt, und selbst das Anführen so vieler Schriften auf die Muthmaßung leiten könnte, daß er selbst in einigen Puncten ungewiß gewesen wäre, so läßt sich nicht entscheiden ob Måstlin, der seine Note über 50 Jahre eher schrieb, als Zernecke gebohren wurde, schon echte Nachrichten aus jenen Gegenden gehabt, oder ob dieser etwa jenem, auch ob ejus auctoritatem, getraut habe, zumal da die Stunden und Minuten dem Datum einen gewissen Schein von Präcision geben, der bey einem Laien in der Astronomie und ihrer Geschichte wie Zernecke, noch dadurch gewinnen konnte, daß die Angabe von einem berühmten Astronomen herrührte. Mit dem Eckhause hat es indessen seine Richtigkeit, es wird noch jezt in Thorn

gezeigt, so wie Leibnitzens Haus zu Hannover, auch ein Eckhaus. Daß man übrigens hier nicht blos das Jahr und den Tag, sondern sogar die Stunde und die Minute der Geburt angegeben findet, ist nichts ungewöhnliches. Es geschah damals ziemlich häufig. Man hatte dabey die große Absicht, den Stand der Planeten darnach berechnen und dem Kinde die Nativität stellen zu lassen. Dieses geschah denn auch zuweilen, und zwar nach Tafeln, die nicht einmal hinreichten den Planeten selbst die Nativität auf einige Zeit hinaus zu stellen. Ich weiß nicht ob man sie dem Copernicus sehr prăcis je gestellt hat. Wäre es aber geschehen; so hätte die Astrologia judiciaria nothwendig in die Klemme eines der gefährlichsten Dilemmen für sich selbst gerathen müssen, nämlich sich entweder offenbar zu irren, oder auszufinden, daß das Knäbchen quaestionis auserkohren sey den Grund zu einer Astronomie zu legen, die über kurz oder lang aller Sterndeuterey den Hals brechen würde. Zwar nicht mit dieser gefährlichen Genauigkeit, aber gestellt ist ihm die Nativität indessen doch worden. Ich sehe aus Riccioli Almagest. nov.

Chronici Part. II. S. XLI, wo etwas vom Leben des Copernicus vorkömmt, daß Jo. Garcaeus in seiner Astrologiae methodo p. 138 die Geburt desselben auf 1473. Febr. 10. 4 Uhr, 30 Minuten sezt, und noch hinzufügt, Polus 55°. Hierauf giebt er den Stand der Planeten in technischen Ausdrücken an, und versichert bey Purbachs Geburt hätten sie eben so gestanden, und bezeichneten Ingeniosität. Also nichts weiter? Garcäus war ein Brandenburger, und 1530 den 13ten December um 13 Uhr 28 Minuten gebohren; was die Planeten damals bezeichnet haben, wird nicht gesagt. Zwischen der Angabe dieses Garcäus und der von Mästlin und Zernecke befände sich also eine Differenz von 9 Tagen und 10 Minuten

9) Boissardus in Bibliotheca Chalcographica P. 1. Icon. Vu. 2.

8) Bailly, Histoire de l'Astronomie moderne T. 1. p. 337.

9) Saverien, Hist. des philosophes modernes T. V. p. 4.

und mehrere, die, so wie diese beyden lezteren, vermuthlich dem Mästlin nach Gassendi,

gefolgt sind. Hieher gehören noch zwey kurze deutsche Lebensbeschreibungen des Copernicus, wovon sich die eine im deutschen Merkur, November 1776, und die andere in der kleinen gutgeschriebenen Polnischen Geschichte befindet, die dem Berlinischen Taschenbuche des Herrn Unger für 1796 angehängt ist. Oeffentlich aufgestellte Monumente (denn es giebt auch ein privatim oder gar privatissime hingelegtes) hat Copernicus, so viel mir bekannt ist, nur zwey erhalten. Eines eine bloße Marmor-Tafel, in der Domkirche zu Frauenburg (in ecclesia cathedrali Varmiensi,) die ihm 38 Jahre nach dessen Tode, Martin Cromer, Bischoff von Ermland hat setzen lassen, enthält bloß den Todestag 1543 den 24sten May. Man findet sie bey dem oben in der Vorerinnerung angeführten Starovolscius S. 161. und beym Gassendi a. a. O. *)

*) Dennoch wundert sich Hartknoch (a. a. O. S. 370,) daß ihm zu Frauenburg, zum Gedächtniß weder ein Grabstein noch sonst etwas gemacht oder aufgerichtet worden sey. Ja, sezt er hinzu, die Thumherrn desselben

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Angaben nachstehender Schriftsteller unrichtig nenne, weil sie sogar in dem Jahre von Zernecke abweichen, den seine Lage gewiß in den Stand setzte wenigstens dieses zu berichtigen. Hieher gehört:

1) Der oben genannte Junctinus, der in seinem Kalendario astrologico die Zahlen 1472 Januar. 19. hor. 4. min. 46 hat. Fast lustig ist, was Riccioli a. a. O., nachdem er Mästlins Zahlen angeführt hat, hinzusezt: aut igitur falsus Junctinus, sagt er, aut conceptionis momentum ex nativitate ab astrologis indagatum est, ac pro prima nativitate positum. Da kämen aber praeter propter eilf Monate auf die Schwangerschaft

---

Orts zweifeln fast, ob er zu Frauenburg begraben sey oder nicht. — Wie hängt dieses zusammen? Die jetzigen Herrn Conventualen des Closters zu Frauenburg könnten alles dieses leicht entscheiden, und da sie, wie ich höre, im Besiz von schäzbaren Nachrichten das Leben des Copernicus betreffend, seyn sollen, überhaupt manche Lücke ausfüllen. Vielleicht sind sie aber auch schon ausgefüllt, ohne daß mir etwas davon zu Gesichte gekommen ist.

der Mutter. Diesen nach wäre also von den beyden großen Re- und Instauratoren der Astronomie, Kepler und Copernicus, der erste ein partus septimestris, der andere ein undecimestris, wovon das arithm. Mittel gerade die 9 Monathe giebt.

2) Joh. Friedrich Weidler. (Hist. Astron. Vitembergae 1741. 4. S. 342.) Er hat das Jahr und den Monat des Junctinus 1472. Jan. 19. Wie Weidler, der den Melchior Adam anführt, und Mästlins Angabe wenigstens aus dem Gassendi kannte, den er ebenfalls gebraucht hat, dazu gekommen ist, diesen beyden Deutschen den astrologischen Florentiner Junctinus, vorzuziehen, oder gerade dieser Meinung beyzupflichten, hätte er wenigstens sagen sollen. Wenn dieses, wie ich glaube, eine Uebereilung Weidlers ist, so ist es wenigstens nicht die einzige, deren er sich selbst in seiner Nachricht vom Copernicus, schuldig gemacht hat.

3) La Lande, selbst in der dritten Ausgabe seiner Astronomie hat, so wie

4) D. Gehler in seinem physischen Wörterbuch Th. IV. S. 711 eben diese Angabe, beyde

vermuthlich nach Weidlern, der, als übrigens ein Schriftsteller von Credit, viele andern verleitet hat.

5) Büsching. Dieser sagt in seiner Geographie, in dem Artikel: Thorn. „Es befände sich in der dortigen Johanniskirche ein Monument zum Andenken des Copernicus. Nach diesem sey er 1472 den 19ten Jenner gebohren.“ Dieses ist ganz unrichtig. Es befindet sich zwar in der genannten Kirche ein Monument, von dem ich sogleich reden werde, allein dieses giebt den Geburtstag des Copernicus überhaupt nicht gerade zu an, sondern er muß erst aus dessen angegebenen Alter und Todestag, wobey sogar der Monat fehlt, geschlossen werden, und dieser Schluß führt auf ein Jahr, das ganz erwiesen falsch ist.

6) Jöcher. Dieser sollte billig in der ersten Classe stehen, denn er giebt in seinem Wörterbuch für den Geburtstag 1473. den 19. Febr. und den Todestag 1543 den 24sten May an, aber mit dem seltsamen, etwas übereilten Zusatze: Copernicus sey an seinem Geburtstage ge-

storben. Vielleicht betrog ihn sein Gedächtniß und er verwechselte ihn mit Hevelius, der auch ein Preuße (denn Preußen waren doch wohl die Danziger immer) und auch ein berühmter Astronom war, denn der starb wirklich an seinem Geburtstage. — Ich komme nun auf die beyden noch rückständigen Monumente. Das in der St. Johanniskirche zu Thorn befindliche, ist nicht publica auctoritate, sondern von einem gewissen Doctor Medicinâ Melchior Pyrnesius, der 1589 gestorben ist, gesezt worden. Der gute Wille des Mannes ist allerdings zu loben, aber das ist auch alles, denn das 2 Ellen hohe auf Holz gemahlte Bild taugt weder als Kunstwerk noch als Urkunde etwas. Eine Abbildung davon findet sich beym Hartknoch a. a. O. Seite 371. Es stellt den Copernicus in halber Länge betend vor einem Crucifixe vor, auf das er jedoch seine Augen nicht richtet. Gleich beym linken Ellbogen liegt ein Todtenkopf, und hinten befindet sich eine Himmelskugel und ein Zirkel. Unter dem rechten Arm noch innerhalb der Einfassung, stehen die tröstlichen Verse:

Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri neque posco, sed quam
In crucis ligno dederas latroni,
Sedulus oro.

In der Mitte darunter aber folgende Worte:

Nicolao Copernico Thorunensi, absolutae subtilitatis Mathematico, ne tanti Viri apud exteros celeberr. in sua patria periret memoria, hoc Monumentum positum. Mort. Varmiae in suo Canonicatu Anno 1543 die 4 * aetatis LXXIII.

Hier haben wir die schöne Urkunde, worin der Sterbe-Monat als eine unbekannte Größe, mit einem * bezeichnet, das Alter des Verstorbenen zu 73 Jahren und der Sterbetag als der 4te irgend eines Monats angegeben ist. In der ganzen Unterschrift, die auch im Original an der Wand bloß Schwarz auf Weiß ist, ist nichts richtig als das Todes-Jahr. Alle Schriftsteller über den Copernicus, wenn sie von dessen Alter sprechen, sagen, daß er 70 Jahre alt geworden sey. Nach dem hier angegebnen Alter fiele sein Geburtstag in das Jahr 1470, welches ganz falsch ist. Hartknoch fügt hinzu: dieses Bildniß des Copernici lassen die Franzosen und

andere oft abcontrefeyen, und schicken oder führen es selbst in andere Länder, und beschämen uns öfters damit, daß solch einem fürtrefflichen Mann in seinem Vaterland kaum dieses geringe Monumentum, und zwar lange nach seinem Tode gesezt sey. Doch, meynt er, sey es so gering nicht, weil man auf derselben Tafel das Brustbild des Königs Johannis Alberti gesezt habe. Dieser König starb nämlich im Jahr 1501 zu Thorn plözlich. Den Leichnam brachte man nach Cracau, aber die Eingeweide wurden unter dieses Monument, an dem man noch sogar die genannte Aenderung machte, begraben. Dieses zeigt wenigstens, wie man schon damals von den Verdiensten des Copernicus dort dachte und denken durfte. Selbst in dem heutigen Rom, wenn da ein Monument des Copernicus gedenkbar wäre, würde man ein solches Begräbniß für eine Art von Excommunication gehalten haben. Vielleicht gilt aber sowohl das Monument, als die demselben ertheilte Ehre, zwar dem subtilen Mathematiker, aber noch weit mehr dem bußfertigen astronomischen Sünder, der, wie einige Frömmler wähnten, im Leben, durch die ketzerische Lehre, daß sich die

Erde um ihre Achse und um die Sonne bewege, eben Den verfolgte und verläugnete, den Paulus und Petrus auch einmal in ihrem Leben verfolgt und verläugnet hatten, und der nun hier in einem Sapphischen Seufzer Buße thut und bekennt, daß er ein armseliger Schächer (Latro) gewesen sey. So genommen, erinnert diese Grabschrift an eine andere, die ihm Ziegler in s. Schauplatz der Welt S. 40 gesezt hat, die zwar nicht Sapphisch, aber ganz in dem Geist jener Sapphischen abgefaßt ist:

„Im Lehren war ich falsch, im Leben war ich frumm,
„Die Kugel dieser Welt lief mit mir um und um:
„Nun schick ich meinen Geist, der soll die Sterne zählen,
„Der Himmel lasse mich den Himmel nur nicht fehlen.“

Mit dem andern Monument, welches ich das geheime genannt habe, hat es folgende Bewandniß: Im Jahr 1766 ersuchte der Fürst Jablonowski den Magistrat zu Thorn um einen schicklichen Platz zu einem Monument für Copernicus. Man wählte den Markt. Das Monument kam auch an, gefiel aber nicht, und so wurde es nach der Holzkammer des Rathhauses

gebracht, wo es wenigstens ad interim lange lag, wenn es nicht noch liegt. Freylich zu einem Monument für den Copernicus und zwar zu einem, das auf einem öffentlichen Platz seiner Vaterstadt aufgestellt werden soll, gehört sehr viel, wenn man sich nicht für seine gute Absicht, den Stichelеyen aller Reisebeschreiber und Geographen auf immer ausgesezt sehen will. Hat man da nicht eine Colossalische Bildsäule in Erz oder Marmor aufzustellen, so läßt man es freylich lieber ganz und verweist den Reisenden, der sich über einen solchen Mangel wundert, geradesweges an das Monumentum aere perennius, dort oben am Himmel.

Im Jahr 1785 erbot sich der König von Polen Stanislaus Augustus, der bekanntlich auch dem Hevelius zu Danzig ein Denkmal errichten ließ, dem Copernicus eines errichten zu lassen, das in dem großen Saale des Rathhauses zu Thorn aufgestellt werden sollte. Die Unruhen aber haben dieses Vornehmen in Vergessenheit gebracht. Da das Jablonowskische Schenkungs-Stück das Geburtsjahr 1472 hat, so könnte es leicht seyn, daß Büsching, der

von diesem gehört haben konnte, es mit jenem in der Johanniskirche verwechselt hätte. —

Ueber das Jahr, worin Copernicus starb, ist kein Streit. Alle Schriftsteller geben 1543 an. Man hat auch ein altes Chronodistichon darüber:

EX hoC eXcessIt trIstI CopernICVs aeVo,
IngenIo astrorVM et CognItIone potens.

Allein im Tage sowohl als im Monat finden sich, wie man schon aus einigen der obigen Angaben wird ersehen haben, beträchtliche Unterschiede. Hier werde ich kurz seyn können. Weder Melchior Adam noch Mulerius haben Monate und Tage. Ersterer bloß das Jahr, lezterer, außer dem erwähnten Datum der Geburt, das Alter in der runden Zahl 70, und eben so auch Hartknoch. Mästlin hingegen den 19ten Jenner; Zernecke den 11ten Junii, und die Tafel im Dom zu Frauenburg, den 24sten May. Eben dieses Datum hat auch Gassendi, aber nicht in der Inschrift der Frauenburgischen Tafel, welche er doch giebt. Es fehlen nemlich in derselben bey ihm die Schlußworte: obiit Ao. 1543 die 24. Maii, die sich doch

in der Copie des Starovolski ausdrücklich befinden. Es müßte denn seyn, daß hier die erwähnten Worte, welche nicht mit Capitälchen gedruckt sind, schon wieder zum Text des Buchs gehörten, der sich mit der Grabschrift schließt. Aber Gassendi's Datum erhält dadurch ein großes Gewicht, daß es vermuthlich aus einem Briefe des Culmischen Bischoffs Tidemannus Gisius an den Rheticus genommen ist. In diesem Briefe meldet dieser große Gönner und vertraute Freund des Copernicus dem Rheticus, daß das Exemplar der Revolutionum orb. coelest., das er aus Deutschland an den Copernicus geschickt habe, leider kurz vor seinem Tode angelangt sey. Ich sage: wie es scheint, denn nachdem Gassendi dieses aus dem Briefe erzählt hat, kömmt er etwas weiter hin auf das Datum; es läßt sich aber nicht prăcis sagen, ob auch dieses noch aus jenem Briefe genommen sey. Dieses hätte sich leicht ausmachen lassen, wenn ich Rhetii Ephemerid. ad ann. 1551 hätte erhalten können, aus deren Vorrede vermuthlich Gassendi alles dieses geschöpft hat. Fände sich das Datum in dem Briefe des Gisius,

so würde ich kein Bedenken tragen es allen übrigen schlechtweg vorzuziehen, denn daß sich ein solcher Freund des so eben Verstorbenen, in einem Brief, dessen Veranlassung auch noch durch ganz eigne Nebenumstände rührend war, im Datum sollte geirrt haben, läßt sich gar nicht denken; Herr D. Gehler hat in seinem physischen Wörterbuche IV. S. 711. auch den 24sten May, und führt dabey des Rheticus bekannte narratio de Libris Revol. coelest. Copernici. Gedani. 1546. 4. an. Ich habe zwar diese Ausgabe nicht vor mir, aber sowohl die mit Anmerkungen und Figuren versehene Ausgabe des Måstlin, als den Abdruck, welche der Baseler Ausgabe von Copernicus Revolutionibus angehängt ist, und da findet sich nichts von dem Tode des Copernicus. Es ist auch nicht wohl möglich. Denn diese Narratio prima, wie sie gewöhnlich heißt, (denn eine secunda existirt nicht) ist weiter nichts als ein großer Brief, den Rheticus, der sich eine Zeitlang beym Copernicus aufhielt, noch bey dessen Lebzeiten, an seinen Freund Schoner schrieb; giebt Nachricht von dem Werk des Copernicus, noch ehe es im Druck erschien, und

ist, den kurzen Eingang ausgenommen, ganz astronomisch. Das Gehlerische Citat geht also vermuthlich nicht sowohl auf dieses Datum, als auf andere angeführte Umstände. Er scheint das Datum vielmehr aus dem Weidler genommen zu haben, der ebenfalls den 24sten May hat und sich auf den Gassendi beruft. Stünde dieser Tag aber nicht in dem Briefe des Gisius, und auch nicht auf der Frauenburgischen Tafel; so würde ich dem XI. Junii des Zernecke beypflichten.

Wenn man alle diese hier betrachteten Verschiedenheiten bemerkt, so möchte man fast auf sie die lezten Worte eines Epigramms deuten, das Scrobivicius eigentlich auf den Tod des Copernicus gemacht hat:

Qui tempora mensus
Debuit heus ipsis cedere temporibus.

Beylage II.

Unter denen, die mit dem System des Ptolemäus und der Araber nicht zufrieden waren, wird ganz vorzüglich Alphonsus der Weise, König von Castilien genannt, der um die Mitte des 13ten Jahrhunderts regierte, und ein großer und thätiger Verehrer der Astronomie war, die er mit Königlichem Aufwand, so lange er Geld hatte, unterstüzte, wovon noch jezt die Sammlung astronomischer Tafeln zeugt, die nach ihm die Alphonsinischen heißen. Er soll seine Unzufriedenheit mit jenem System, durch einen Einfall geäußert haben, wovon das Gute, was er enthält, sich bloß durch die große Ungezogenheit erhalten hat, womit es ausgedruckt ist. „Er wollte, sollen seine Worte gewesen seyn, dem Schöpfer wohl einen bessern Plan für das Weltgebäude

angegeben haben, wenn er vorher darüber wäre befragt worden.“ Hätte er statt des Schöpfers der Welt, den Schöpfer jener Hypothese genannt, so hätte die Wahrheit nichts dadurch verlohren, und die Ehre des Königl. Tadlers sehr viel gewonnen; aber schwerlich würden wir alsdenn etwas davon wissen. Dieses ist wohl oft der Fall mit den guten Gedanken und den guten Thaten nicht bloß der Könige. Die Schreiberin der großen Welt-Geschichte, ich meyne die historische Muse, hatte seit jeher eine kleine Aehnlichkeit mit den Erzählerinnen der kleinen Stadtgeschichte, sie begünstigte immer ein wenig das Skandal. Eben dieser König soll auch, wie Mariana erzählt, die Einrichtung des menschlichen Körpers fehlerhaft gefunden haben. Hätte sein Tadel auch hier nur die damaligen Systeme der Physiologie betroffen, so ist es Schade, daß wir nicht mehr davon wissen. Vielleicht könnten unsere heutigen Ptolemäer noch etwas daraus lernen. Die historische Muse merkt ferner an, daß Alphonsus der Weise zwar ein Mann von großem Genie, aber stolz und von sehr unbändiger Zunge gewesen sey; daß er über seinen Beobachtungen des Himmels die

Erde vergessen, und so die römische Königs-Krone verscherzt habe; endlich daß er von seinem Onkel Emanuel und den Großen des Reichs durch ein förmliches Decret des Throns entsezt worden sey, und dieses zwar, wie uns die Muse durch den Jesuiten Mariana versichern läßt, wegen seines frechen Tadels der Schöpfung, von Rechtswegen. (Weidleri Hist. Astron. Cap. XII. Sect. XVIII.) — Sehr merkwürdig sind hier die Aeußerungen eines andern Niklas, wie ihn einmal der Jesuit Riccioli nennt, der damit auf den Copernicus unfehlbar etwas spöttisch deutet, nämlich des Cardinals Nicolaus de Cusa oder Cusanus, eines sehr gelehrten Deutschen, der, außer mehrern theologischen, mathematischen und naturhistorischen Werken, auch ein Buch de docta ignorantia geschrieben hat. In diesem rechnet er es den Alten ausdrücklich zur Unwissenheit an, wenn sie geglaubt haben, die Erde stünde stille. Seine Worte sind in der That stark: Iam nobis manifestum est, sagt er, terram istam in veritate moveri, licet hoc nobis non appareat, cum non apprehendamus motum, nisi per quandam com-

parationem ad Fixum etc. Man findet die Stelle mit andern hieher gehörigen aus eben diesem Buche, in Ricciolii Alm. nov. Lib. IX. sect. IV. cap. II. beysammen. Indessen widerspricht sich der Cardinal wieder in andern seiner Schriften; er besönne sich da eines bessern, sagt der sonst gelehrte und scharfsinnige Jesuit, der bis an sein Ende ex officio glaubte, die Erde ruhe, aber doch, weil er schon die Jupiters-Trabanten gesehen hatte, dem Copernicus so weit, (vermuthlich ex officio ein wenig temporisirend,) nachgab, daß er schon außer dem Merkur und der Venus, auch den Mars um die Sonne laufen ließ. Nicolaus Cusanus starb 1464, also 9 Jahre früher als Copernicus gebohren ward. — Daß es schon auf drittehalbhundert Jahre vor unsrer Zeitrechnung Menschen gegeben hat, die die Lehre von der Bewegung der Erde für unheilig erklärten, vermuthlich um die herrliche Gelegenheit zu haben, diejenigen wenigstens zu verfolgen, die man nicht widerlegen konnte, davon hat uns Plutarch ein merkwürdiges Beyspiel aufbewahrt. Er erzählt (de facie in orbe lunae) in der Person seines Lucius: Cleanthes

habe den Aristarch der Irreligion wegen angeklagt, weil er die Bewegung der Erde gelehrt, und dadurch gleichsam die Lares der Natur und den Tempel der Vesta von der Stelle gerückt habe. — Nach einer andern Lesart soll, umgekehrt, Aristarch den Cleanthes angeklagt haben. Daß aber hier die Nahmen versezt seyen, erhellt nicht allein schon daraus, daß Aristarch bekanntlich die Bewegung der Erde um die Sonne lehrte, sondern daß auch nicht Cleanthes aus Samos war, wie in der verdorbenen Stelle gesagt wird, sondern Aristarch. Cleanthes war aus Assos. Dieses ist, so viel ich weiß, das einzige Beyspiel vor unserer Zeitrechnung; nachher mehren sich die Beyspiele von dieser praktischen Mönchs-Astronomie ins Unendliche, und die Critik hat nicht nöthig erst auszumachen, wer der Verfolger und wer der Verfolgte war. Ist es nicht sonderbar, daß es auf derselben Insel, (Sicilien) wo es vor mehr als 2000 Jahren dem Nicetas niemand wehrte, die Umdrehung der Erde um die Axe zu lehren, noch vor nicht gar langer Zeit Christon verboten war ein gleiches zu thun? Doch, dem Himmel sey Dank, die

Zeiten sind vorbey, indem nunmehr selbst ein Landsmann des Nicetas, der Sicilianer Piazzi *) seine Verwunderung über diese traurigen Verirrungen des menschlichen Geistes öffentlich bezeigen durfte. Die Menschenclasse, durch die die Vernunft so oft in Inquisition genommen ward, sieht sich nun endlich, umgekehrt, mit ihrem erbärmlichen Proceß vor das Inquisitions-Gericht der Vernunft gezogen. Ketten und finstere Kerker werden freylich am Ende ihre Strafe da nicht seyn, aber dafür immer ein für sie lästiges Stück Arbeit — die Pflicht weiser zu werden.

---

*) Man sehe die vortreffliche Vorrede zu seinem Werke: della Specola astronomica de' Regj studj di Palermo. In Palermo 1792. fol.

Beylage III.

Copernicus erzählt seine Geschichte dem Pabst sehr sorgfältig, und sezt daher die ganze Stelle mit den Worten des Grundtextes selbst in die Dedication. Es war also wohl diese Stelle hauptsächlich, die ihn zuerst zu seinen weitern Untersuchungen über die Bewegung der Erde um die Sonne, spannte, denn die um ihre Axe enthielt die aus dem Cicero schon. Es ist aber eine ganz andere Frage, deren Untersuchung gar nicht hieher gehört, ob diese Worte des Plutarch wirklich jenen Copernicanischen Satz enthalten. Genug, daß er selbst sagt, er habe ihn darin gefunden, und wirklich kann man ihn auch, bey einer solchen Ideen-Jagd, wie die, worauf Copernicus ausgieng, leicht darin zu finden glauben. Daß er aber wirklich und ganz bestimmt darin liege,

kann wohl mit Grunde nicht behauptet werden, so oft es auch, und selbst von berühmten Männern in diesem Fache, geglaubt worden ist. Das Feuer, um welches sich nach jenen Pythagoräern die Erde drehte, war nicht die Sonne, sondern die Sonne selbst drehte sich vielmehr um jenes Centralfeuer, das sie bloß reflektirte. Man findet hierüber sehr gründliche Bemerkungen in Hrn. Prof. J. A. Eberhards Abhandlung über die Astronomie des Thales, in dessen neuen vermischten Schriften, Halle 1788. 8. S. 65. und in Hrn. J. L. Schaubachs Programm über die Meinungen der Alten von unserm Sonnensystem. Meiningen 1796. 4. S. 9. Im 5ten Capitel des ersten Buchs seines Werks redet Copernicus ebenfalls vom Philolaus und dessen Gedanken und sezt hinzu: er sey Mathematicus non vulgaris gewesen, cujus visendi gratia Plato non distulerit Italiam petere. Auch diese Stelle zeigt, wie nöthig es Copernicus fand, mit seinem Zeitalter über diese Dinge als mit Kindern und Schwachen zu sprechen. Seht, will er sagen, was ich da behaupte, das hat schon ehmals ein Mann gelehrt, dem sogar

der Göttliche Plato zu Gefallen gereist ist, es kann also doch wohl so ganz einfältig nicht seyn. Der gute Mann muste sich also so viele Mühe geben, zu beweisen, daß er nicht der erste gewesen sey, als mancher Neuerer bey dieser Gelegenheit würde angewendet haben, das Gegentheil für sich darzuthun. Unsere Zeiten sind aber denn doch Gottlob! die bessern. Uebrigens hätte Copernicus, wenn er gewollt hätte, die Zahl solcher Beweisstellen zu seinem Vortheil leicht vermehren können. Eine der deutlichsten und bestimmtesten ist wohl die, worin Archimedes die Meinung, daß sich die Erde um die Sonne bewege, dem Aristarch von Samos beylegt, (Arenarius Edit. Wallis. Oxon. 1676. 8. p. 5.) die aber Copernicus, der sonst sowohl den Aristarch als den Archimedes in seinem Werk öfters anführt, nicht hat. Allein in den Schriften des Aristarch selbst findet sich auch nichts davon, und den Arenarius des Archimedes führt Copernicus nicht an. Doch schreibt auch Plutarch an andern Stellen seiner Schriften, diesen Gedanken dem Aristarch zu (Eberhard a. a. O. S. 75.) Wallis findet die Stelle im

Arenarius so wichtig, daß er, wo er von dem Werth dieses Buchs redet, hauptsächlich auch anführt, daß uns durch dasselbe die Meinung des Aristarch aufbewahrt worden wäre, die schon das Copernicanische System enthalte, und ohne dasselbe wohl möchte verlohren gegangen seyn. Man lernt aber auch aus dieser Stelle noch mehr, nämlich dieses, daß die damaligen Copernicaner ihre Lehre nicht mit sonderlichen Gründen müssen unterstüzt haben, weil sie sonst wohl den Archimedes vermuthlich überzeugt hätten, der, aus allem zu schließen, was wir von diesem außerordentlichen Manne wissen, den Gründen des Copernicus schwerlich seinen Beyfall würde haben versagen können.

Beylage IV.

Die Stelle befindet sich im 8ten Capitel des ersten Buchs und heißt so: Cum ergo motus circularis sit universorum, partium vero etiam rectus, dicere possumus manere cum recto circularem, sicut cum aegro animal. So steht sie in allen 3 Ausgaben des Buchs. Mulerius aber bezeichnet in der seinigen und neuesten das Wort aegro mit einem (†), sezt auf den Rand equo und erklärt in einer angehängten Note es müsse equo heißen. Der Sinn sey: die Kreisbewegung bleibe noch so in der geradelinigen, wie der allgemeine Begrif vom Thier überhaupt in dem besondern von einem Pferde. Ich glaube aber, daß aegro die wahre Lesart ist. Denn einige Perioden vorher sagte Copernicus: rectus (motus) supervenit iis, quae a loco

suo naturali peregrinantur vel extraduntur, vel quomodolibet extra ipsum sunt, und bald darauf: rectus ergo motus non accidit, nisi rebus non recte se habentibus etc. Es scheint also Copernicus die geradlinige Bewegung in Rücksicht auf die allen Körpern auf der Erde gemeinschaftliche Kreisbewegung gleichsam als eine unnatürliche angesehen zu haben. Auf diese Weise wäre der Sinn obiger Worte der: der Körper der sich in der geraden Linie bewegt, behält die natürliche, aller gemeinen Kreisbewegung dennoch immer bey, gerade so wie der Kranke, obgleich in einem unnatürlichen Zustand (non recte se habens) dennoch die Natur des Thieres beybehält. So wie der Zustand des Kranken ein aus der Natur des Thieres und der Krankheit zusammengesezter Zustand ist, eben so ist jene geradelinige Bewegung aus der geradelinigen und Kreisförmigen zusammengesezt.

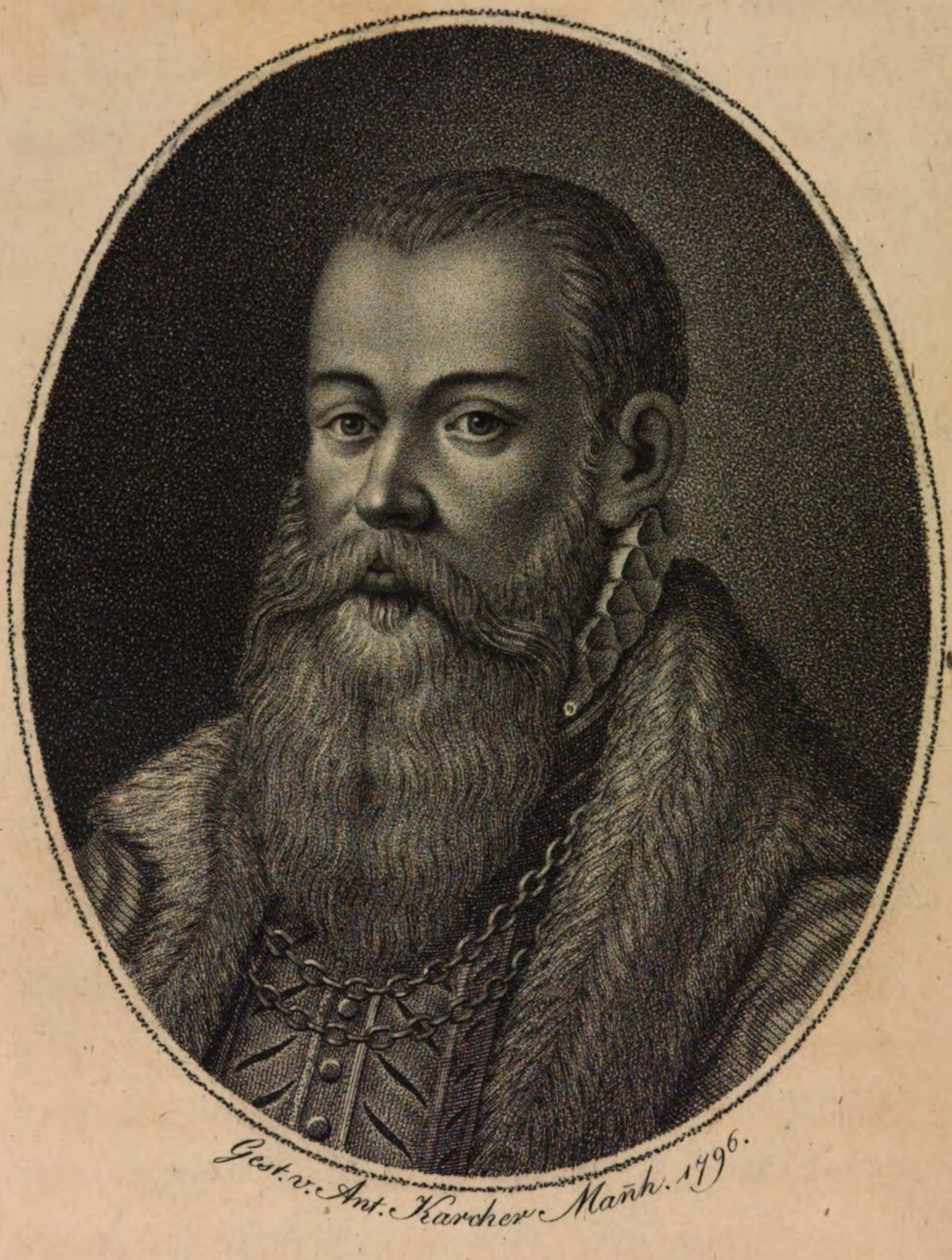
Beylage V.

Alles dieses zu erläutern wird folgende Betrachtung dienen: Gesezt die Erde laufe um die Sonne ohne sich um ihre Axe zu drehen, das heißt so, daß jeder Durchmesser derselben bey der Fortbewegung immer in Lagen käme, die allen, die er vorher hatte, parallel wären: so würde ein Auge in der Sonne in einem Jahre alle Seiten der Erde zu sehen bekommen. Es würde ihm vorkommen als habe sich die Erde einmal um eine Axe gedreht, die senkrecht auf der Ebne der Bahn stund, und zwar in einer Richtung, die der Richtung der Bewegung in der Bahn gerade entgegengesezt wäre. Diese Umdrehung um eine Axe, die bloß scheinbar und eine Folge des Umlaufs um die Sonne ist, hielt Copernicus für eine reelle. Nun drehe sich aber die Erde würklich um eine Axe z. B. 365 mal im Jahre, und zwar wollen wir, der Leichtigkeit wegen, den dieser Fall für die Vorstellung

hat, annehmen, diese Axe falle in die Ebne der Bahn selbst, und bliebe sich bey der Fortbewegung der Erde in der sich immer eben so parallel, als sich vorher alle Durchmesser derselben geblieben waren, was wird die Folge seyn? Das Auge in der Sonne würde alle die 365 Umwälzungen um die Axe gesehen, und zugleich würde es ihm geschienen haben, als hätte sich die Erde auch einmal um eine auf die Bahn senkrecht stehende Axe gedreht. Denn 2mal befand sich das Auge in der Linie der verlängerten Axe, und an entgegengesezter Seite des Aequators der Kugel, und 2mal in der Ebne des Aequators, an entgegengesezten Seiten der Axe. Diese scheinbare Umdrehung ist eben die, die wir vorher betrachtet haben. Nun gieng aber Copernicus stillschweigends von dem Satz als Grundsatz aus: die natürliche Bewegung einer Kugel, die sich in einem Kreise fortbewege, ohne sich um ihre Axe zu drehen sey die, daß sie am Mittelpunkt des Kreises immer dieselbe Seite zukehre, (dieses ist die Keplerische Idee.) Wendet man nun dieses auf unsern zweyten Fall an, da die Erde sich um eine Axe dreht, die in der Ebne ihrer Bahn liegt und sagt, die Axe habe gleich anfangs einen

rechten Winkel mit dem Radius der Bahn gemacht, so würde sie nur nach der Mechanik des Copernicus immer weg einen rechten Winkel mit dem Radius haben machen müssen, und die Tage wären sich alle einander und in diesem besondern Falle auch den Nächten gleich gewesen. Hätte aber nun Copernicus gefunden, daß dieses nicht wäre, sondern daß sich die Tage sowohl als die Nächte sehr ungleich wären, und sich die Sache vielmehr gerade so verhielte, als machte die Erdaxe nicht immer denselben Winkel mit dem Radius der Bahn, sondern bliebe sich vielmehr immer selbst parallel; so mußte er um seinem Grundsatze getreu zu bleiben nothwendig sagen: während die Erde, z. B. 30 Grade, in ihrer Bahn von Westen nach Osten fortrückt, dreht sich ihre Axe um einen Winkel von 30 Graden rückwärts von Osten nach Westen, oder mit andern Worten: während die Erde in ihrer Bahn um einen gewissen Bogen fortrückt, dreht sie sich um einen eben so großen Bogen rückwärts um eine Axe, die auf der Ebne ihrer Bahn senkrecht steht. Dieses ist nun jene dritte Bewegung der Erde. Man begreift leicht, daß alle diese Schlüsse dieselben, wenn die Axe der Erde

gegen ihre Bahn geneigt wäre. Denn denkt man sich in unserm Falle eine Ebne durch die Axe der Erde senkrecht auf die Bahn, das ist einen Meridian, der senkrecht auf der Bahn steht; so wird alles, was von dem Drehen der Axe gesezt worden ist, nun von diesem senkrechten Meridian gelten. Da aber alle Axen, die man sich denken kann, bey ihren Neigungen gegen die Bahn in diesen Meridian fallen müssen; so gilt es auch von allen. Stünde die Axe der Erde selbst auf der Bahn senkrecht, so ist freylich keine Drehung nöthig, denn da folgt der Parallelismus der Axe schon unmittelbar aus dem Copernicanischen Grundsatze selbst. Weil nun jede Linie, die senkrecht auf der Erdbahn steht, unendlich verlängert in die Pole der Ekliptik trifft, so läßt sich auch der Copernicanische Satz so ausdrücken, wie im Texte geschehen ist: die Erde dreht sich des Jahrs einmal um die Pole der Ekliptik in einer Richtung, die ihm in ihrer Bahn entgegen gesezt ist.



Gest. v. Ant. Karcher Mañh. 1796.

Churfürst MORITZ zu Sachsen

geb. d. 21 März 1521. gest. d. 11 Jul. 1553.

Moriz

Kurfürst von Sachsen.

Es übersteigt meine Kräfte, und der Raum gestattet es auch nicht, von dem edlen Manne, der in einem weit höhern Sinne, als Herrmann der Cherusker-Fürst, Rächer und Retter Teutschlands und seiner Freiheit war, ein großes biographisches Gemälde hier aufzustellen. Ich darf mich daher nur auf eine kurze einfache Schilderung seines Lebens und seiner Thaten beschränken und muß es mir in jenen und mehreren Rücksichten zum Glück anrechnen, wenn es mir gelingen sollte, die hervorstechendsten Züge seines moralischen und politischen Karakters, und den Einfluß seines Strebens und seiner Arbeiten auf die großen Angelegenheiten seiner Zeitgenossen mit Wahrheit, Kraft und Würde zu zeichnen.

Herzog Moriz war den 21. März 1521 zu Freiberg gebohren. Sein Vater Heinrich —

wegen seiner Popularität, Mildthätigkeit und alt-teutschen Redlichkeit, der Fromme genannt — hielt es nicht unter seiner fürstlichen Würde, seinen Erstgebohrnen in der öffentlichen Stadtschule unterrichten zu lassen, wobey jedoch die jedem adelichen Junker damals ganz unentbehrlichen ritterlichen Uebungen keinesweges verabsäumet wurden. Bald und als Knabe schon bracht' es Moriz in diesen leztern zu einer ganz vorzüglichen Fertigkeit, und als Knabe schon gab er so mannichfaltige Beweise von origineller Eigenheit im Reden und Handeln, daß es eben nicht des schärfsten Forscherauges bedurfte, um den großen außerordentlichen Geist in ihm zu ahnen. Rastlos thätig und immer mehr nüzlich, als angenehm beschäftiget, verachtete der junge Moriz die gewöhnlichen Knabenspiele, und vermocht' es nicht einmal über sich, kindischen und geringfügigen Zeitverkürzungen nur beyzuwohnen, geschweige denn, daß er selbst daran hätte theilnehmen sollen. Wißbegierig und forschend gesellt' er sich immer zu einsichtsvollen Männern, hörte den Unterredungen der Verständigen mit Aufmerksamkeit zu, machte sich ihre Erfahrungen zueigen, und verrieth in seinen wenigen

kurzen Einreden und Antworten einen seltnen bewunderungswürdigen Scharfsinn. Geschmeidig und fügsam in seinem Benehmen, wußt' er sich nach den Launen, Sitten und Meinungen Anderer frühzeitig schon meisterhaft zu bequemen, und den Mann von Bedeutung durch gefällige Bescheidenheit, den Geringern durch freundliche Herablassung zu gewinnen — aber auch frühzeitig schon mit einem Ernst, mit einer Festigkeit und mit einem Nachdruck in seinem eigenthümlichen Karakter zu reden und zu handeln, daß man so leicht wohl nicht irren, daß man es ziemlich genau voraussehen konnte, wie er sich als Mann und Regent einst benehmen — mit welchem Ehrfurcht-gebietenden Ernst als Mann und Regent er einst handeln werde.

Nach kaum zurückgelegtem Knaben-Alter besuchte Moriz unter der Leitung seines würdigen Lehrers, Johann Rivinus, Rektors zu Freiberg, die Universität zu Leipzig, um sich daselbst in den freyen Künsten und Wissenschaften noch mehr zu vervollkommnen, und verfügte sich sodann nach Dresden, wo seines Vaters Bruder, Herzog Georg der Bärtige, Hof hielt.

Georg — einer der eifrigsten Verfechter der römischen Hierarchie und der heftigste Widersacher der protestantischen Glaubensgenossen, dabey zugleich aber auch ein sehr frommer, einsichtsvoller und kluger Regent — stand damals eben, als ihn sein Neffe heimsuchte, mit dessen Vater nicht im besten Vernehmen, weil Heinrich überall, so weit seine sehr beschränkte Gewalt reichte, die protestantische Lehre eingeführt, die Mönche verjagt, die geistlichen Güter eingezogen und mit den Schmalkaldischen Bundesgenossen sich vereiniget hatte. Demohngeachtet ward Moriz von seinem Oheim sehr freundschaftlich aufgenommen und mit ausgezeichneter Achtung behandelt. Aber nicht lange, so fieng Georg an zu fürchten, daß Moriz seinen eignen beiden Söhnen, von welchen der Eine ganz blödsinnig, der Andere allen Arten von Ausschweifungen ergeben war, gefährlich werden, daß sein emporstrebender Geist in den kleinen Bezirken der väterlichen Besitzungen sich viel zu eingeengt fühlen und daß er wohl itzt schon auf deren Erweiterung bedacht seyn und als Mann einst sie zu bewürken suchen möchte. Diese auf eine genaue Beobachtung des feurigen und ehrgeizigen Jüng-

lings gegründeten Besorgnisse machten den alten Herzog nach und nach kalt, mistrauisch und eifersüchtig gegen seinen Neffen, und es fehlte nur an Gelegenheit, seinem beklommenen Herzen gegen ihn Luft zu machen und es ihm merken zu lassen, was er von ihm befürchte. Sie fand sich bald, diese lange gewünschte und dem nach Selbstständigkeit strebenden Jüngling nicht weniger, als dem bekümmerten Alten willkommne Gelegenheit. Durch Hugo's, des lezten Burggrafen von Leisnig im Jahre 1538 erfolgten Tod gelangte Herzog Georg zum Besiz der Grafschaft Leisnig und der Herrschaft Penig. Moriz glaubte gegründete Ansprüche auf diese erledigten Lehen machen zu können, ersuchte seinen Oheim um deren Abtretung und fürchtete nicht, daß er eine Fehlbitte thun werde. Er that sie; der alte Herzog preßte seinen ganzen Unwillen in einen Seufzer zusammen und rufte mit gen Himmel gehobnen Blicken: „Moriz! Moriz! du thust, als ob dir ganz Sachsenland gerecht wäre!“ — Diese mit einem bittern Vorwurf verstärkte abschlägliche Antwort verdroß den ehrgeizigen jungen Fürsten so sehr, daß er wenige Tage darnach unter dem Vorwande, sein

Vater habe ihn abgerufen, das Hoflager seines Oheims verließ und ihn nie wieder heimsuchte.

Nach einem kurzen Aufenthalte bey seinem Vater begab sich Moriz, dem es um eine ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniß zu thun war, nach Mainz, wo der prachtliebende Kurfürst Albert, Kardinal von Brandenburg, Hof hielt und wo sich Teutschlands große adeliche Jugend, um zu sehen und gesehen zu werden, um zu genießen und genossen zu werden, bey Haufen zusammendrängte. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange; der Ernst seines Geistes vertrug sich nicht mit dem herrschenden Tone dieses weichlichen Hofes; er ward der prächtigen Ausschweifungen, der sinnebetäubenden Schwelgereyen und der entnervenden Ueppigkeiten, denen man daselbst aufs schamloseste fröhnte, bald überdrüßig und eilte von da hinweg an den Hof zu Torgau, um den Mann in der Nähe kennen zu lernen und seine Stärken und Schwächen in Zeiten zu ergründen, der nicht nur als der Aelteste und Mächtigste des Sächsischen Hauses, sondern auch als ein Haupt des zur Aufrechthaltung der protestantischen Parthey errichteten Schmalkaldischen Bundes, eine der größten

Rollen in Teutschland spielte, und mit dem er einst näher zusammen zu treffen und wohl Mancherley mit ihm zu verhandeln und auszufechten itzt schon vermuthete, vielleicht auch itzt schon planmäßig darauf rechnen mochte.

Kurfürst Johann Friedrich empfieng seinen Vetter mit Achtung und Freundschaft und gab seinen Hofleuten den ausdrücklichen Befehl, ihn genau so, wie seine eignen Söhne, zu halten und zu verehren. Moriz verstand die seltne Kunst, Alles, was sich ihm näherte, in gleichem Grade mit Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung zu erfüllen. Er wußte sich durch eine unbeschreibliche Anmuth in seinem Betragen allgemein gefällig, durch seine wunderbare Ernsthaftigkeit und Strenge allgemein gefürchtet, durch das Witzige und Geistreiche in seinen Unterhaltungen allgemein verehrlich zu machen; er wußte mit einem Blicke liebreich anzuziehen und kalt zurückzustoßen, mit einem Worte Vertrauen einzuflößen und Ehrfurcht zu gebieten — und dieses sonderbare Gemisch kontrastirender Eigenheiten in seinem Karakter verursachte denn auch, daß man sich in den Urtheilen über ihn nie ganz vereinigen konnte, und daß selbst der

scharfsinnige, aber zum Argwohn sehr geneigte Johann Friedrich zweifelhaft war, ob er sich von diesem sonderbaren, von diesem allgeliebten und allgefürchteten jungen Mann mehr Gutes als Böses auf die Zukunft versprechen solle. Und wahrscheinlich geschah es in einer solchen Anwandlung von Zweifelsucht und während eines Kampfes zwischen Liebe und Furcht, daß er den großen Reformator Luther, der ihn öfter in Torgau besuchte und dessen Urtheil er immer gern hörte und befolgte, bey der Abendtafel einst fragte: Was er von diesem seinem Vetter halte? Luther faßte den jungen Herzog scharf ins Auge, kehrte sich dann gegen den Kurfürsten und sprach weissagend: „Sehet wohl zu, gnädiger Herr! daß ihr nicht einen jungen Löwen auferziehet!“ — Der Kurfürst, gewiß voll banger Besorgnisse, erwiederte kurz: Ich hoffe das Beste!

Während Moriz an den Höfen zu Mainz und Torgau sich aufgehalten und dort die Ueppigkeit im geistlichen Gewande, hier die bis zur Andächteley gehende Frömmigkeit im Laienrocke vielfältig und fast bis zum Ueberdruß beobachtet, dabey aber einen reichen Schatz von Menschen- und

Kininger del. C. Schule sc. 1797.

Luthers Weissagung über Moritz von Sachsen.

Staaten-Kunde eingesammelt hatte, waren im herzoglichen Hause zu Dresden große Veränderungen vorgegangen, durch welche sich ihm und der ganzen protestantischen Parthey sehr vortheilhafte Aussichten eröffneten. Herzog Georg hatte im Jahr 1534 schon seine Gemahlin Barbara, und mit diesem seinem herzlich geliebten Weibe viel von seiner sonstigen Lebhaftigkeit verloren. Im Jahre 1537 hatte ein neuer Schlag ihn getroffen — sein ältester Sohn Johann war in tiefe Schwermuth verfallen und plötzlich gestorben. Itzt im Jahre 1539 entriß ihm der Tod auch seine lezte gebrechliche Stütze — der blödsinnige Friedrich erkrankte am Morgen des 26. Februars, da ihm eben in Dresden gehuldiget werden sollte, und Nachmittag war er schon nicht mehr. Dieser lezte Streich schlug den kinderlosen Alten vollends ganz zu Boden, und von nun an war er in seinem tiefen Gram lediglich darauf bedacht, wie er vor seinem Abschiede von der Welt noch die Ehre seines Glaubens retten und seine Unterthanen vor den ihm schrecklich und äußerst verderblich scheinenden Religions-Neuerungen verwahren wollte. In dieser Absicht schickt' er einige

Räthe an seinen Bruder und ließ ihm vermelden, daß er geneigt und entschlossen sey, ihm die Regierung seiner Länder bey seinen Lebzeiten noch und sogleich abzutreten, wenn er der Lutherischen Ketzerey entsagen und in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche wieder zurückkehren wolle. Heinrich verwarf diesen Antrag mit Unwillen und gab den Abgeordneten einen scharfen Verweis darüber, daß sie sich zur Ausrichtung einer ihn so sehr beleidigenden Botschaft hätten gebrauchen lassen, versicherte jedoch, daß er seinen Bruder herzlich liebe, und seine brüderliche Liebe und Treue ihm in jeder andern Angelegenheit mit der That zu beweisen bereit sey. Erbittert über diesen ihn äußerst kränkenden Bescheid faßte der alte Herzog den fürwahr! sehr rachsüchtigen und einigermaßen nur durch seinen unbezwinglichen Religionseifer zu entschuldigenden Endschluß, seinen Bruder ganz zu enterben und alle seine Länder dem römischen König Ferdinand testamentlich zuzuwenden. Aber der Tod übereilt' ihn an der Ausführung dieses feindseligen Vorhabens, er bekam einen heftigen Anfall von Kolik, verspührte die Annäherung seiner lezten Stunde und wollte seinem Kanzler zum Testa-

ments-Entwurf in Eile noch seinen lezten Willen eröffnen, als ihm bey dem ersten Worte: Kanzlar! die Sprache entfiel, worauf er wenige Minuten darnach verschied.

Durch diesen Todesfall gelangte Heinrich zum Besitz der ganzen Albertinischen Länder und aller von seinem wirthschaftlichen Bruder gesammelten sehr beträchtlichen Schätze, und Moriz gewann dadurch für seine Thätigkeit einen größern Wirkungskreis, für seine Ehrbegierde die Eröffnung einer schönern glänzendern Laufbahn. Georgs Leichnam war kaum zur Erde bestattet, so eilte Heinrich auch schon, sich huldigen zu lassen; aber von Natur schwach und friedfertig wandelte dem frommen Herrn die Furcht an, daß er bey dieser feyerlichen Handlung doch wohl hin und wieder einige Widersetzlichkeit finden möchte und, beunruhiget von diesem Gedanken, ersucht' er den Kurfürsten, ihm bey diesem wichtigen Geschäfte mit Rath und That beyzustehen. Johann Friedrich, der in diesem Begehren einen höhern Wink zur kräftigen Mitwürkung an dem nun auch hier zu betreibenden Reformations-Werke sah, verfügte sich mit seinem jungen Vetter sogleich nach

Dresden, wo Heinrich am vierten Tage nach seines Bruders Tode schon sich huldigen ließ, begleitete ihn sodann auf seiner ganzen Huldigungs-Reise durch Meißen und Thüringen, und bewies sich ungemein geschäftig, die neue Regierung nach seinen Grundsätzen und Absichten einzurichten. Das ganze politische und religiöse Gebäude des verstorbnen Herzogs ward umgestürzt, fast alle seine Räthe und Diener wurden entlassen, alle Klöster wurden aufgehoben, alle Mönche vertrieben, alle geistlichen Güter theils eingezogen, theils zu andern milden Stiftungen verwendet und die kirchlichen Veränderungen und Verbesserungen nach protestantischer Vorschrift überall ohne die mindeste Schwierigkeit eingeführt. Heinrich ließ dies Alles ohne Widerrede geschehen, widersezte sich keiner der ihm vorgeschlagenen Neuerungen und war recht herzlich froh, wenn er sich um die ihm äußerst lästigen Regierungs-Geschäfte gar nicht bekümmern, wenn er derselben ganz überhoben seyn und sich den Morgen über im Zeughause mit Reinigung seines mit den abentheuerlichsten Figuren verzierten Geschützes beschäftigen, Mittags ein gutes derbes Mahl einnehmen und den übrigen

Theil des Tages in seinem Trinkstübchen mit einigen Zechgenossen ruhig hinbringen konnte. Ihm war es ganz gleichgültig, wer das Regiment führte, wenn er sich nur nicht selbst damit befassen durfte und wenn man es nur — was ihm gerechtest zugestanden werden muß — nach seiner besten Wissenschaft gut und redlich führte. Und über diesen Punkt ließ er sich auch nicht den mindesten Zweifel beykommen, weil der Kurfürst Johann Friedrich die kirchlichen Angelegenheiten, Anton von Schönberg und Hanß von Schleiniz hingegen unter der Leitung seiner Gemahlin Katharina die weltlichen Händel besorgten.

Aber dem jungen Herzog war es nichts weniger als gleichgültig, daß Johann Friedrich sich der Obervormundschaft über seinen Vater anmaßte, daß seine Mutter sich nicht nur in alle Landesangelegenheiten mischte, sondern auch äußerst verschwenderisch wirthschaftete und daß das Wohl und Wehe seiner künftigen Unterthanen nicht von ihrem Fürsten, nicht von den Gesetzen, sondern von der Rechtschaffenheit, oder auch von der Willkühr und den Launen einiger wenigen Räthe, Schreiber und sogar noch geringerer Diener abhieng. Moriz

zürnte und schwieg. Fast ein ganzes Jahr lang vermocht' er es über sich, im väterlichen Hause auszuhalten — dann übermannt' ihn der Unwille, und um ihn nicht laut werden zu lassen und seinen alten kränklichen Vater dadurch nicht zu betrüben, verließ er das Hoflager zu Dresden und begab sich nach Kassel zu seinem Vetter, dem Landgrafen Philipp von Hessen. Hier war es, wo der Liebe Allgewalt sein freyes Herz fesselte; die schöne Agnes von Hessen bezauberte ihn so wunderbar, daß er schnell und ohne Vorwissen und Beystimmung seiner Aeltern um ihre Hand warb. Philipp gab ihm seine Tochter mit Freuden — und während der Vermählungs-Feyerlichkeiten kam ihm Botschaft, daß sein Vater, der ihm in seiner Krankheit unter Berathung und Genehmigung der Stände am 7ten August 1541 schon die Regierung abgetreten hatte, am 18ten des nämlichen Monats die Welt gesegnet habe.

Moriz brach sogleich von Kassel auf, eilte nur von fünf Reitern begleitet, ins Vaterland zurück, und ließ sich huldigen. Ueberall empfieng das Volk seinen neuen vielversprechenden Regenten mit lautem Jubel und leistete ihm mit Mund und

Herzen den Eid der Treue, und überall, vorzüglich aber in Leipzig, hinterließ er schöne, ewig dauernde Denkmäler wohlthätiger Milde. Er begünstigte die durch die Betriebsamkeit ihrer Einwohner dort aufblühende Handlung mit neuen Befreyungen, begabte die dasige Universität mit ansehnlichen Vorrechten, schenkte ihr das Pauliner-Kloster und bestimmte mehrere sichre Einkünfte zur Bekösstigung armer, den Wissenschaften sich widmenden Jünglinge. Dann faßt' er die Zügel des Regiments mit vester Hand und bewies sich sogleich in den ersten Tagen seiner Regierung als selbstthätiger, strenger und gerechter Alleinherrscher. Er beschränkte die Gewalt der vornehmsten Staats-Diener, saß gewöhnlich selbst mit ihnen zu Rathe, behielt sich in jeder wichtigen Landesangelegenheit die lezte Entscheidung vor und gestattete jedem seiner Unterthanen freyen Zutritt zu seiner Person. Er berufte die nach seines Oheims Tode verabschiedeten Räthe und Diener wieder an seinen Hof und sezte sie in ihre vorigen Aemter und Würden ein. Er stellte, da er die Schatzkammer ganz ausgeleert und von den Reichthümern seines Oheims, der für den goldreichsten Fürsten seiner Zeit gegolten hatte,

auch nicht einmal einen kleinen Ueberrest mehr fand, strenge Untersuchung darüber an, ließ den vornehmsten Rath seines Vaters, Anton von Schönberg, zu gefänglicher Haft bringen und seine Güter einziehen, gab ihm jedoch nach etlichen Monaten Freiheit, Amt und Güter wieder, und ließ die Sache auf sich beruhen, weil der Edle von Schönberg bey der Untersuchung unschuldig befunden und die Person ihm wohl bezeichnet worden war, die das ganze baare Vermögen zum Theil bey Heinrichs Lebzeiten schon verpraßt, und nach dessen Tode zur fernern Bestreitung eines übertriebnen Prachtaufwands auf die Seite geschafft hatte. Er mochte und konnte die Untersuchung wegen dieses Verbrechens nicht wohl fortstellen; denn die schuldige Person war die schlimme Haushälterin Katharina von Mecklenburg — seine leibliche Mutter!

Indem Moriz sich solchergestalt gegen seine Räthe in ein Ehrfurcht gebietendes Ansehen zu sezzen, das Gemeinbeste seines Landes selbst zu besorgen und den Fortschritten seiner Unterthanen zur sittlichen und wissenschaftlichen Bildung durch weise Gesetze, zweckmäßige Anstalten und reiche Unter-

stützungen zu Hülfe zu kommen angelegentlichst beschäftiget war, entspannen sich zwischen ihm und dem Kurfürsten Johann Friedrich einige Irrungen, die ohne die Dazwischenkunft zweyer bedeutenden Vermittler, gewiß nicht anders, als mit dem Schwert in der Hand, ausgekämpft worden wären. Die erste und einzige Veranlassung dazu gab der Kurfürst. Abgerechnet den alten Groll, der der ungleichen Landestheilung wegen bey den Stiftern der beyden Sächsischen Linien, dem Kurfürsten Ernst und dem Herzog Albert erzeugt und von Vater auf Sohn in ungeschwächter Kraft fortgeerbt worden war, hatte Johann Friedrich noch ganz eigne Beweggründe, mit seinem Vetter zu brechen. Es konnte ihm nichts weniger als gleichgültig seyn, daß er, der in Heinrichs Staats- und Kirchenrathe Alles vermocht hatte, sogleich nach dessen Tode alles Einflusses beraubt und von dem jungen Regenten, was er sich doch wohl mit Gewißheit versehen haben mochte, auch nicht im mindesten zu Rathe gezogen, sondern vielmehr ganz von ihm vernachlässiget worden war. Es mußt' ihm nicht wenig verdrießen, daß Moriz die Räthe und Diener

seines verstorbnen Oheims, zu deren Verabschiedung Er wohl am meisten mit beygetragen haben mochte, sogleich nach seinem Regierungs-Antritt wieder an seinen Hof berufen und in ihre vorigen Aemter und Würden eingesezt hatte. Er mußt' es überaus übel empfunden und sich selbst für schwer beleidiget gehalten haben, daß Moriz seinen Antrag, in die Verbindlichkeiten seines Vaters bey dem Schmalkaldischen Bunde zu treten, mit seinen Landständen erst in lange Ueberlegung gezogen und am Ende doch noch als bedenklich von der Hand gewiesen hatte. Es mußt' ihm überhaupt nicht nur befremdend vorkommen, sondern ihn auch so besorglich als ärgerlich machen, daß Moriz von seinem politischen Grundsätzen ganz abzuweichen und ein, ihm itzt zwar noch unbekanntes, aber mit seinem und seiner Schmalkaldischen Bundesgenossen Interesse gewiß nicht verträgliches Ziel zu verfolgen schien. Dies Alles zusammengenommen hatte sein Herz mit Bitterkeit, mit Argwohn und Mistrauen gegen seinen Vetter erfüllt und ihn in kurzer Zeit so feindselig gestimmt, daß er es recht absichtlich darauf anlegte, ihm wehe zu thun, und ihm seinen Unwillen sowohl als seine Ueberlegenheit mit

Einmal recht schmerzlich fühlen zu lassen, wozu ihm die dem Kaiser Karl und dem römischen König Ferdinand von den Reichsständen auf das Jahr 1542 bewilligte Türken-Hülfe eine zwar unschickliche, ihm aber doch willkommne Gelegenheit gab. Er foderte nämlich von der dem Herzog unterworfnen Stadt Wurzen eine Türken-Steuer und machte sich dadurch eines offenbaren Eingriffs in dessen Hoheitsrechte schuldig. Die Bürger weigerten sich der Entrichtung dieser Abgabe und Moriz ließ den Kurfürsten bedeuten, daß er von diesem seine Hoheitsrechte auf Wurzen so offenbar beeinträchtigenden Unterfangen abstehen solle. Aber Johann Friedrich achtete keine Vorstellung und säumte nicht, das mit Gewalt zu erzwingen, was er durch Befehle nicht hatte bewirken können; er bemächtigte sich der Stadt mit gewaffneter Hand und erpreßte von den Bürgern den widerrechtlich gefoderten Beytrag zur Türken-Hülfe. So überraschend und unvorbereitet dem Herzog dieser gewaltsame Streich auch kam, so waren seine Maasregeln doch augenblicklich mannhaft und zweckmäßig genommen — und in wenigen Tagen stellt' er sich an die Spitze seiner in Eile aufge-

brachten Heerhaufen, verstärkte die Besatzung zu Leipzig und lagerte sich dann dem Kurfürsten gegenüber bey Oschatz, vest entschlossen, den ungleich stärkern Feind ohne weitern Wortwechsel anzugreifen. Und gewiß hätt' es der kühne Moriz auch gewagt, die Entscheidung auf eine Schlacht ankommen zu lassen, wenn nicht während der Anstalten dazu Luthers nachdrückliche Sendschreiben den Kurfürsten einer Seits zum Nachdenken gebracht, andrer Seits aber der immittelst herbeygeeilte Landgraf Philipp von Hessen hier als Schwiegervater Morizens und dort als Bundesgenoß Johann Friedrichs sich zum Vermittler aufgeworfen und erst durch gütliche Vorstellungen und, da diese nicht verfangen wollten, durch ernste Drohungen das Schwert in der Scheide gehalten hätte, bis es ihm endlich noch gelang, eine persönliche Zusammenkunft zwischen den verfeindeten Vettern zu bewirken. Bey dieser Zusammenkunft ward zwar ein Friedensvertrag geschlossen und Vergessenheit aller zeitherigen Feindschaft gelobt und geschworen, der Saame des Unwillens und des Mistrauens aber nicht ausgerottet — und gewiß schieden beide Männer noch erbitter-

ter und unversöhnlicher von einander, als sie zusammen gekommen waren.

Dies scheint der Zeitpunkt zu seyn, in welchem Morizens emporstrebender Geist den kühnsten und dabey doch aufs feinste angelegten Vergrößerungs-Entwurf faßte, oder in welchem er wohl gar schon zur Reife bey ihm gedieh. Denn von nun an sehen wir ihn mit den Vorbereitungs-Mitteln zu dessen Ausführung aufs angelegentlichste beschäftiget — sehen, wie er sich von Johann Friedrich und dessen Bundesgenossen immer weiter und weiter entfernt, und sich hingegen dem Kaiser und dem römischen König immer mehr und mehr nähert; wie er diesen beiden Monarchen gefällig zu werden, ihnen mit Aufopferung seiner Staatskräfte, mit Gefahr seines Lebens sogar die ausgezeichnetesten Dienste zu leisten und Beide sich dadurch aufs stärkste verbindlich zu machen sucht; wie er sich das Ansehen giebt, als wolle er die herrschsüchtigen Plane des Spanisch-Oestreichischen Hauses, sey es auch auf Kosten der teutschen Verfassung und der protestantischen Freiheit, nach Möglichkeit begünstigen und befördern; wie er es sogar nicht zu achten scheint, daß ihm seine Freun-

de, seine Räthe und Landstände darüber wiederhohlte Vorstellungen thun und daß man ihn deswegen öffentlich schmähet und lästert. Wir sehen, wie er das große Ziel seines Strebens und seiner Arbeiten, das allen seinen Zeitgenossen, vielleicht auch seinen vertrautesten Räthen fast bis auf den Punkt der Erreichung verborgen war, unverrückt im Auge behält, und sich aller Künste der feinsten Politik aufs meisterhafteste bedient und allen Gefahren des Krieges aufs heldenmüthigste Troz bietet, bis er sich des dabey beabsichtigten Kleinods so ganz versichert und bemächtiget hat, daß keine List es ihm wieder entwinden, keine Gewalt es ihm wieder zu entreißen vermag.

Ferdinand ward damals eben von den Türken in Ungarn wieder hart bedrängt und hatte sich daher auf dem im Januar des Jahres 1543 zu Nürnberg gehaltnen Reichstage in Person und durch seine Minister alle ersinnliche Mühe gegeben, die protestantischen Stände und unter diesen vornämlich den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, durch Zugestehung der meisten ihrer Foderungen, zur Bewilligung einer neuen Türken-Hülfe zu bewegen, hatte jedoch das

Misvergnügen, alle schon errungenen Vortheile sich wieder entgehen lassen zu müssen, weil die katholischen Stände jener Zugestehung sich hartnäckig widersezten, und es endlich auch dahin brachten, daß Ferdinand derselben in dem Reichs-Abschiede mit keinem Worte gedenken ließ, worauf denn Johann Friedrich und sämmtliche Schmalkaldische Bundesgenossen ihren Beytrag zu der neubewilligten Türkenhülfe verweigerten. Es kam nun wohl eine Reichsarmee zusammen, welche der Kurfürst Joachim von Brandenburg als Oberfeldherr befehligte, sie war aber durch den Abgang der Schmalkaldischen Bundesgenossen so schwach und kraftlos, und die Anstalten zu diesem Feldzuge waren überhaupt so fehlerhaft getroffen, daß sie sich gegen die Türkische Uebermacht kaum vertheidigungsweise zu halten vermochte. In dieser schlimmen Lage mußt' es Ferdinand nicht nur, sondern auch sein Bruder, der Kaiser, ungemein hoch aufnehmen, wenn Moriz unverpflichtet und unaufgefodert die Reichshülfe verstärkte, wenn er sie ansehnlicher, als irgend einer der Reichsstände, verstärkte, und wenn er sich sogar selbst an die Spitze dieser Verstärkung stellte, um

sich durch seine persönliche Tapferkeit dem Feinde furchtbar, den Reichs-Oberhäuptern hingegen um so verbindlicher zu machen. Und dazu entschloß sich der Herzog in staatskluger Absicht, beantwortete die wohlgemeinten und nachdrücklichsten Gegenvorstellungen seiner Freunde, Räthe und Landstände mit kaltem Stillschweigen, zog mit 5600 wohlgerüsteten Streitern nach Ungarn und zeichnete sich durch seinen Heldenmuth und durch seine Kriegslisten bald so sehr aus, daß er das Schrekken des Feindes ward, und daß sich der schwarze Ritter, wie ihn die Türken wegen seiner schwarzen Rüstung nannten, nur im Felde zeigen durfte, um den Sieg schon zur Hälfte auf seine Seite zu bringen. Eines Tages aber wäre der feurige junge Held fast ein Opfer seiner Kühnheit geworden, hätt' ihn nicht die seltne Treue seines Edelknechtes noch gerettet. Er griff nämlich bey der Belagerung von Pest einen Haufen Türkische Reiter so rasch und hitzig an, daß die Seinigen ihm nicht sogleich folgen konnten, ward von ihnen übermannt und überwältiget, stürzte mit seinem tödtlich-verwundeten Rosse zu Boden, und sah sich schon ohne Rettung verloren, als sein Edelknecht, Se-

bastian von Reibisch mit Anstrengung aller seiner Kräfte sich bis zu ihm durchschlug und, da es ihm mit all seiner Tapferkeit nicht gelingen wollte, die Feinde zu zerstreuen, sich über seinen Herrn warf, und ihn so lange kämpfend mit seinem Körper deckte, bis eine Schaar Ungarn zur Hülfe herbeyflog, die Türken in die Flucht schlug, und ihrer Wuth die Unterliegenden entriß. Moriz ward bey seiner Rückkehr ins Lager von den Teutschen und Ungarn mit wiederhohltem Freudengeschrey empfangen und einmüthig zum Oberfeldherrn ausgerufen, welche Würde er jedoch mit Dank und Bescheidenheit von sich ablehnte. Aber der edle Sebastian von Reibisch genoß der Dankbarkeit seines Geretteten nur wenige Stunden und starb als ein Opfer seltner Treue an seinen vielen Wunden.

Immittelst hatte sich der Kurfürst Johann Friedrich mit dem Landgrafen Philipp von Hessen zu einem Heereszuge wider den Herzog Heinrich von Braunschweig verbunden und beide Verbündete waren schon vor, und auch nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten in den Herzog Moriz gedrungen, ihnen wider diesen argen Ver-

folger der Schmalkaldischen Bundesgenossen und seiner eignen protestantischen Unterthanen beyzustehen. Moriz war jedoch dazu auf keine Weise zu bewegen, weil er wohl wußte, daß der Kaiser Heinrichs feindselige Unternehmungen gegen die Protestanten im Geheim begünstigte, und daß er durch die mindeste Mitwirkung zu dessen Verderben seinem eignen großen Zwecke geradezu entgegen arbeiten würde. Ihm war es itzt lediglich darum zu thun, sich Karls Zuneigung und seines vorzüglichen Vertrauens durch große persönliche Dienstleistungen immer stärker zu versichern — und in dieser Absicht rüstete er sich nach kurzer Ruhe wieder mit aller Kraft-Anstrengung, um dem Kaiser, der itzt eben mit Frankreich in Krieg verwikkelt war, eine ansehnliche Verstärkung zuzuführen. Die meisten seiner Räthe suchten ihn auch diesmal wieder von diesem Vorhaben abzubringen; seine Landstände machten ihm die triftigsten Vorstellungen dagegen; selbst sein Schwiegervater, der Landgraf Philipp, erließ ein nachdrückliches Abmahnungs-Schreiben an ihn, in welchem er sich unter andern so zu ihm zu sprechen erlaubte: „Wenn ein „Fürst, der Land und Leute zu regieren hat, und

„von Gott dahin gesezt ist, seinen Unterthanen „wohl fürzustehen, christliche Religion im Lande „zu pflanzen, und den Unterthanen gleich und recht „zu verschaffen, und derselbige ohne große Noth, „von Lusts wegen in den Krieg zieht, sich selbst, „seine Unterthanen und gute Freunde in Gefahr „setzen will, ob das für Gott groß Ablaß „sey, wissen wir nicht.“ — Aber weder die gutgemeinten Bitten seiner patriotischen Räthe und Stände, noch Philipps starke Worte vermochten ihn in seinem von geheimen Beweggründen unterstützten Entschluß wanken zu machen. Er zog von seinem Bruder August begleitet, an der Spitze seiner Kriegsvölker nach Lothringen, vereinigte sich daselbst mit den Fahnen des Kaisers, drang mit ihm nach Erkämpfung mehrerer glänzender Siege in das Herz von Frankreich ein, und trug durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen und durch seine persönliche Tapferkeit das Meiste mit bey, daß Franz der Erste, in seiner Königsstadt schon von dem siegreichen Feinde bedrohet, zu dem für den Kaiser unter den damaligen Umständen sehr vortheilhaften Frieden von Crespy genöthiget ward.

Während dieses Feldzugs hatte Moriz vielfältige Gelegenheit gehabt und deren keine verabsäumt, sich bey dem Kaiser nicht nur durch seine Heldenthaten, sondern auch durch seine Gefügsamkeit und durch sein feines einschmeichelndes Betragen ungemein beliebt zu machen. Karl lebte sehr eingezogen, mäßig und nüchtern, und verachtete die Teutschen wegen ihres damals noch sehr starken und unvertilgbaren Hanges zur Trunkenheit — und kaum hatte Moriz diese Bemerkung gemacht, so versagt' er sich jedes rauschende Vergnügen und sucht' es dem Kaiser an Mäßigkeit und Nüchternheit noch zuvor zu thun. Karl liebte einen gewissen feyerlichen Ernst und alle seine Mienen und Gebehrden, alle seine Reden und Handlungen waren mit diesem Gepräge bezeichnet — und Moriz, von Natur schon zur Ernsthaftigkeit gestimmt, übertraf den Spanisch-Oesterreichischen Monarchen noch in dieser Eigenschaft bis zur Verwunderung. Karl, der sein ganzes Leben hindurch an den feinsten Gespinnsten der Politik gearbeitet hatte und sich zum ersten Meister in der Kunst hinaufgearbeitet zu haben glaubte, unterhielt sich mit seinen Vertrauten am liebsten über politische Gegen-

stände — und hier war auch Moriz wieder der Mann, der dem überfeinen Politiker vollkommne Gnüge zu leisten vermochte, nur daß es der junge Fürst dem schlauen Alten nicht merken ließ, wie weit er ihn in dieser Kunst übersehe und welche helle Blicke er in das geheimnisvolle Dunkel seiner für Teutschlands freye Verfassung durchaus verderblichen Plane schon gethan habe. Durch diese und andere nicht minder wirksame Mittel war es dem Herzog gelungen, des Kaisers Zuneigung und Vertrauen fast ausschließend zu gewinnen und sich so tief in sein Herz hinein zu schmeicheln, daß er ihn für den aufrichtigsten und redlichsten Mann unter den protestantischen Fürsten und Herren, und es nicht unter seiner Würde, geschweige denn für gefährlich hielt, ihm etwas von seinen Planen gegen die Schmalkaldischen Bundesgenossen zu eröffnen und ihm zu einer nähern geheimen Verbindung auf halbem Wege entgegen zu kommen. Dies war es, was Moriz zum Preis für seine Aufopferungen im Dienste des Kaisers erwartete — er schloß den zu Regenspurg geheimen Bund mit ihm, vermöge dessen er sich zu besondrer Treue, der Kaiser hingegen sich zu besondern Vergeltun-

gen seiner bereits geleisteten und noch zu leistenden Dienste verpflichtete. Ohne sich deutlicher darüber zu erklären, verstanden und wußten es beide Verbündete sehr gut, was sie einander leisten wollten und was sie sich dafür von einander zu versprechen hatten.

Moriz kehrte nach Beendigung dieses Geschäfts ins Vaterland zurück, entließ seine Kriegsvölker und widmete sich nun ganz der Sorge für das Gemeinwesen, umgab die Städte Dresden, Pirna und Leipzig mit starken Vestungswerken, verlieh den Bergstädten ein eignes durchaus umgearbeitetes Bergrecht und suchte die Vervollkommnung aller Regierungszweige und die Emporbringung seines Landes auf alle mögliche Weise zu befördern. Aber unter allen nützlichen Einrichtungen, die seine Weisheit zur Beförderung des Wohlstandes seiner Unterthanen in dieser Zeit traf, verdienen die von ihm nach einem musterhaften Plane errichteten Bildungs-Anstalten zu Pforta, Grimma und Meißen einer besonders rühmlichen Auszeichnung. Sie sind unter dem Namen der drey fürstlichen Landschulen allgemein bekannt, sind mit wahrhaftig-fürstlichen Einkünften begabt,

gewähren den in ihnen aufgenommenen Jünglingen nebst freyer, nicht blos nothdürftiger, sondern reichlicher Beköstigung, den zweckmäßigsten gründlichsten Unterricht in Sprachen und Vorbereitungs-Wissenschaften, haben während eines Zeitraums von dritthalbhundert Jahren dem Staate und der Kirche immer die brauchbarsten verdientesten Männer geliefert und das Ausland sogar mit vorzüglichen Gelehrten reichlich versorgt, und stehen noch itzt als die fruchtbarsten vaterländischen Pflanzschulen der Wissenschaften, der Weisheit und der Tugend, in voller herrlicher Blüthe. Bey dieser Gelegenheit gab der erlauchte Stifter zugleich einen schönen Beweis dankbarer Rückerinnerung an das Verdienst, das sich sein Jugendlehrer um ihn erworben hatte — er belohnte den wackern Johann Rivinus mit dem so einträglichen als ehrenvollen Posten eines Herzoglichen Raths und Schul-Inspektors zu Meißen. Schade, daß sich Moriz wie die unpartheyische Geschichte mit edlem Unwillen bedauert, damals eben von seiner ausschweifenden Jagdbegierde zu den grausamsten Mishandlungen armer Wildbahnstörer und Wildverscheucher nur allzuoft hinreißen ließ, und daher

den schönen Namen eines wahren Landesvaters, dessen er in so mancher Rücksicht ganz würdig war, itzt noch nicht einstimmig erhielt.

Unter diesen und ähnlichen friedlichen Beschäftigungen verlor Moriz seinen Hauptzweck, Vergrößerung seiner Macht und Aufrechthaltung der freyen Verfassung Teutschlands, nie aus den Augen — aber sonderbar, daß er ihn itzt beynahe auf einem ganz andern als dem voreingeschlagnen und von ihm schon wohl geebneten Wege zu erreichen gesucht hätte, und daß er bald als erklärter Gegner dessen aufgetreten wäre, um dessen Freundschaft er sich so lange und vor kurzem nur noch so angelegentlich beworben, für den er schon so viel gethan und aufgeopfert hatte. Man erstaunt und kann es auf den ersten Blick nicht begreifen, was ihn so schnell habe umstimmen und bewegen können, sich zur Theilnahme an einem Schutz- und Trutz-Bündniß gegen seinen mächtigsten Freund, gegen den Kaiser selbst zu entschließen. Und dennoch entschloß er sich dazu, und seine Schuld war es wahrhaftig nicht, daß dieses kühne Wagstück durch das Mistrauen des dritten Mannes in der Idee schon verunglückte. Dieses Mislingens ohn-

geachtet kann der Verlauf der Sache hier doch nicht wohl unberührt bleiben, weil des jungen Herzogs karakteristische Eigenheiten durch sein Benehmen dabey zu stark bezeichnet und in das auffallendste Licht gesezt werden.

Der Schmalkaldische Bund war in allen seinen größern und kleinern Bindungstheilen so locker und lose geworden, daß man sich von der Wirksamkeit desselben gar wenig mehr versprechen konnte. Auf den Bundestagen versplitterte man die Zeit, die man zu gemeinsamen Berathungen und kraftvollen Entschließungen hätte verwenden sollen, mit unnützen Streitigkeiten über geringfügige Gegenstände und öffnete dadurch dem Geiste der Zwietracht und des persönlichen Grolles Thor und Thür. War man auch einmal nach langen erbitternden Zänkereyen zu einem männlichen Entschluß in irgend einer wichtigen Angelegenheit gekommen: so bewiesen sich die Bundesgenossen wieder säumig, das zu leisten, was zur Ausführung desselben geleistet werden sollte und mußte. Denn aber klagte, murrte und zankte man am meisten, wenn die häufigen Rückstände zur Bundeskasse beygetrieben, oder neue Geldbeyträge aufgebracht

werden sollten; Einige beschwerten sich, daß sie über die Gebühr hoch angesezt wären; Andere schüzten ihr Unvermögen zur Gewährleistung des Gefoderten vor, und wieder Andere sagten es ganz laut und unverhohlen, daß die Häupter des Bundes mit den gesammelten Geldern übel wirthschafteten und die Bundeskasse fleißig leerten, ohne sich zu bekümmern, wie sie wieder gefüllt werden möchte. Ueber alle diese und mehrere höchst unangenehme Auslassungen, Zwistigkeiten und Zänkereyen ward Johann Friedrich so ärgerlich, daß er den Ablauf des Jahres 1545, mit welchem die Verpflichtungen der Bundesgenossen zu Ende giengen, kaum abwarten konnte und dem Landgrafen Philipp, nachdem er sich vorher, wie er immer zu thun pflegte, von seinen Theologen, ein Gutachten darüber hatte geben lassen, in seinem Zorn schrieb, er wolle von einer nochmaligen Erneuerung des Bundes schlechterdings nichts mehr hören. Philipp war gewiß nicht weniger aufgebracht über den unter den Bundesgenossen eingerissenen heillosen Zwiespalt und nicht weniger bekümmert über die Folgen, die aus des Bundes gänzlicher Erschlaffung für sämtliche Protestanten

nothwendig entstehen mußten; aber kälter in seinen Ueberlegungen und bedächtiger in seinen Entschließungen, als der Kurfürst, sah er wohl ein, daß der Bund auch in seiner Kraftlosigkeit noch ein gewisses Ansehen behaupte und den zu offenbaren Feindseligkeiten gegen die Häupter der Parthey lange schon entschloßnen Kaiser noch verhindere, die Gleisnerlarve wegzuwerfen und mit despotischer Strenge loszubrechen, und daß man darum die Auflösung des Bundes so lange wenigstens zu verhüten suchen müsse, bis man sich an dessen Stelle einer andern kräftigern Schutzwehr gegen die besorglichen Anfälle der Widerpart versichert habe. Und diese Schutzwehr glaubte der Landgraf in einem von ihm rasch und kühn entworfnen, weniger vielköpfigen Bündnisse — in einem Bündnisse zwischen ihm, seinem Schwiegersohn und dem Kurfürsten zu finden. Daß der Leztere sogleich und ohne die mindeste Bedenklichkeit die Hand dazu bieten werde, daran zweifelte Philipp in der Lebhaftigkeit des ersten Entwurfs dazu gewiß keinen Augenblick; wie aber Moriz vom Kaiser, dem er doch ohne die mindeste Verheimlichung so sehr ergeben war, abgezogen, und

für die schon fast ganz verzweifelte Sache der durch ihre eigne Schuld entnervten Verfechter der protestantischen Freiheit gewonnen werden solle: dies schien ihm bey ruhigerm Nachdenken darüber so ein schweres politisches Werk zu seyn, daß er es kaum durchsetzen zu können glaubte. Er fürchtete mit seinem Antrage aufs erste Wort kurz und rund, wie mit seiner frühern Einladung zum Schmalkaldischen Bunde, abgefertiget zu werden — und zu seinem frohesten Erstaunen schien Moriz auf den ersten Antrag schon der Sache nichts weniger als abgeneigt zu seyn, ließ sich zwar nicht bestimmt darüber heraus, erklärte aber doch, daß er des Bündnisses halber weiter zu unterhandeln bereit sey. Der Landgraf verkündete dem Kurfürsten diesen glücklichen Erfolg seiner Sendung mit einem Jubel, als hätt' er den glorreichsten Sieg errungen — aber wie mußt' es ihn befremden, wie mußt' es seinen Stolz beleidigen und seine Hoffnungen niederschlagen, als er aus der Antwort des Kurfürsten den bittersten Widerwillen gegen eine solche Verbindung bemerkte, indem dieser ihm zurückschrieb, daß er ja mit seinem Vetter, wie er selbst wohl wisse, nicht in dem besten Vernehmen

stehe, daß, bevor von einer engern Verbindung mit ihm die Rede seyn könne, die zwischen ihnen obwaltenden Irrungen und Zwistigkeiten erst ausgeglichen werden müßten, und daß es ja wohl gerathner sey, den Herzog zur Theilnehmung an dem Schmalkaldischen Bunde zu vermögen. Philipp verstand es gar wohl, was Johann Friedrich mit dieser leztern Aeußerung sagen wolle, und daß es ihm mit dieser Rathgebung kein Ernst seyn könne, weil er vor kurzem nur noch auf die gänzliche Aufhebung des Bundes gedrungen hatte, unterdrückte jedoch seine Empfindlichkeit darüber und erbot sich zur freundschaftlichen Vermittlung jener Irrungen und Zwistigkeiten. Aber der Kurfürst verwarf diesen Antrag, erklärte ihm rund heraus, daß dergleichen Händel durch keinen Schiedsrichter, sondern nach dem Brauch des Sächsischen Hauses durch Austräge geschlichtet werden müßten, und gab dadurch aufs unzweydeutigste zu erkennen, daß er sich in eine Verbindung dieser Art mit dem Herzog schlechterdings nicht einlassen wolle. So ärgerlich auch der Landgraf über dieses fast unartige Benehmen seyn mochte, so war doch nun weiter nichts in der

Sache zu thun, weil der Kurfürst auf seiner Weigerung hartnäckig beharrte — so hatt' er weiter nichts davon, als den Verdruß, den schönsten seiner Entwürfe, durch dessen kluge und mannhafte Ausführung die schon tief gesunkne protestantische Parthey gar wohl hätte gerettet und gesichert werden können, für immer aufgeben zu müssen.

Es läßt sich aus Mangel an eignen Aufschluß-gebenden Nachrichten über diese Angelegenheit nicht genau erörtern, sondern nur muthmaslich angeben, was den Herzog Moriz bestimmt haben mag, zur Schließung dieses von seinem Schwiegervater entworfnen Dreybundes, seinen sonstigen Grundsätzen und Aussichten ganz entgegen, die Hand zu bieten. Vielleicht war es, wie ein scharfsinniger Geschichtschreiber bemerkt, das Große und Kühne des Gedankens selbst, sich mit Männern zu verbinden, die am Rande ihres Untergangs standen, vielleicht der aus dem Antrage zu dieser Verbindung hervorgehende edle Beruf, als Beschützer und Retter der ganzen schon halb verlornen protestantischen Parthey aufzutreten, vielleicht auch schon allein der schöne Spielraum, der sich durch dieses gewagte Unternehmen seiner Thätigkeit eröffnete,

was für seinen furchtlosen und emporstrebenden Geist so viel Reiz hatte, daß er sich sogleich zu weitern Unterhandlungen über die Sache entschloß. Vielleicht auch, daß ihm der Weg, den er zur Erreichung seiner Absichten eingeschlagen hatte, itzt zu langweilig, das Ziel seiner Wünsche zu weit hinausgesteckt dünkte, und daß er es auf der gefahrvollen Heldenbahn kürzer und gewisser zu erreichen hoffte. Was ihn aber auch immer zu dieser Verbindung geneigt gemacht haben mag, so ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß sie zum Schrekken des Kaisers und seiner Parthey zu Stande gekommen wäre, wenn der Kurfürst gewollt hätte. Dieser wollte aber schlechterdings nicht, weil er wohl einsah, daß Moriz und Philipp immer gemeinschaftlich handeln und arbeiten, ihn bey ihren Berathungen das Wort nicht allein führen, ihn mit seinen eigenmächtig durchgreifenden Entscheidungen nicht aufkommen lassen würden.

Daß Moriz über dieses höchst beleidigende Betragen des Kurfürsten auch nicht die mindeste Empfindlichkeit äußerte, und sich im Gegentheil sogar bewegen ließ, zur Bekämpfung des vom Kaiser fast öffentlich begünstigten und heimlich sogar

unterstüzten Mannes, wider den er vorher auf keine Weise in Harnisch zu bringen gewesen war, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen: dies zeugt entweder von der höchsten Mäßigung, die Beleidigungen mit Grosmuth zu übersehen, oder von der tiefsten Politik, die den bittersten Unwillen unter der Miene der Freundschaft und der Dienstbeflissenheit meisterhaft zu bergen versteht. Beides kann vielleicht in dem gegenwärtigen Falle Statt gefunden und den Herzog entschlossen gemacht haben, an der von dem Herz. Heinrich von Braunschweig neuerregten Fehde thätigen Antheil zu nehmen. Dieser unruhige, die Protestanten aufs heftigste verfolgende Fürst ohne Land hatte nämlich vom König von Frankreich eine ansehnliche Geldsumme erhalten, um die Werbungen, welche Johann von Reiffenberg für den König von England im Sächsischen betrieb, damit zu vereiteln und Truppen für Frankreich zu werben, hatte dies auch glücklich bewerkstelliget, die zusammengebrachten Kriegsvölker aber nicht abgeliefert, sondern in seinem Dienste behalten und sie im Oktober d. J. 1545 in das Lüneburgische geführt, um sich mit Hülfe derselben seines verlornen Herzogthums, aus

welchem er in der ersten Fehde mit dem Landgrafen und dem Kurfürsten verjagt worden war, wieder zu bemächtigen. Je gewagter und abentheuerlicher dieses Beginnen an sich war, um desto auffallender und bedenklicher mußte es den Protestanten seyn, weil sie es für ganz unglaublich hielten, daß sich Heinrich so großer fast ganz unvermeidlicher Leibes- und Lebensgefahr aussetzen werde, wenn er nicht auf mächtigere Unterstützung sicher rechnen könne und wenn nicht etwa gar der Kaiser selbst dabey die Hand im Spiel habe. Durch diese Befürchtungen aus ihrer langen Schlafsucht aufgeschreckt, beeiferten sich die Schmalkaldischen Bundesgenossen mit noch nie bewiesner Emsigkeit, die Häupter des Bundes zu Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes auf kräftigste zu unterstützen; Philipp und Johann Friedrich rüsteten sich in Eile und ersuchten den Herzog Moriz aufs dringendste um seinen Beystand — und Moriz ließ sich, was sie kaum erwartet haben mochten, ohne Zeitverlust bereitwillig dazu finden und führte den Verbündeten 5000 Fußknechte und 1000 Reiter zu. Um jedoch wo möglich noch Blutvergießen zu verhüten, bewirkte Moriz sogleich nach seiner An-

kunft bey dem Bundesheere einen Waffenstillstand zwischen den streitenden Fürsten, übernahm die Vermittlung des Friedens, und gab sich alle mögliche Mühe, durch Unterhandlungen einen billigen Vergleich zu treffen. So geneigt sich aber auch der Kurfürst und der Landgraf dazu bezeigten, so wenig wollte Heinrich selbst davon hören; er verwarf alle ihm gemachte Vergleichs-Vorschläge, bestand hartnäckig auf Foderungen, die man ihm unmöglich zugestehen konnte, und wollte sein Heil lieber im Kampfe versuchen, wiewohl ihm bey Morizens Erscheinung nicht gar wohl zu Muth gewesen seyn mochte, wie seine damalige Aeußerung: „daß, wenn die schwarze und gelbe Farbe „nicht thäte, er sich um die andern nicht viel be„kümmern wolle," zur Gnüge beweiset. Moriz kam, wegen seiner wiederhohlten und immer vergeblichen Versuche zur Abwehrung der Feindseligkeiten, bey seinen Mitverbündeten nachgerade selbst in den Verdacht der Partheylichkeit und des heimlichen Einverständnisses mit dem Braunschweiger; er brach daher die Unterhandlungen plözlich ab, ließ alle mit ihm und dessen Abgeordneten gewechselte Schriften durch den Druck öffentlich bekannt

machen, und war, sogleich nach Ablauf des Waffenstillstandes, der Erste, der die Feindseligkeiten mit überwältigendem Nachdruck anfieng und beyweiten das Meiste dazu beytrug, daß der Krieg mit einem Schlage geendiget ward. Er bestürmte das feindliche Lager zur Nachtzeit und brachte die, einen so jachen Ueberfall keinesweges befürchtenden Braunschweigischen Söldner in die schrecklichste Verwirrung, indeß sein Schwigervater sich um das Lager herumzog, es von hintenzu anfiel und dadurch die Verwirrung noch schrecklicher, die Niederlage noch gräßlicher machte. Der kühne Heinrich verlor jedoch die Fassung und den Muth nicht und es gelang ihm mit Tagesanbruch, seine zerstreuten Mannen zu sammeln und in geordneten Reihen mit ihnen zu fechten. Aber von allen Seiten umringt und bestürmt, und ermattet von dem langen nächtlichen Kampfe waren sie bald geworfen und in die Flucht gesprengt. Moriz verfolgte die Flüchtigen und traf auf den Herzog selbst. Der Unglückliche ersah nicht sobald den siegenden Helden, als er sich vom Roß und auf die Knie vor ihm warf, sich für seinen Gefangnen erklärte und, um Schonung seines Lebens

flehte. Gerührt und erschüttert von diesem Anblick reicht' ihm der edle Sieger die Hand, sprach ihm freundlich zu, versicherte ihn seines Schutzes und seiner besten Verwendung, und gab sogleich Befehl, vom Verfolgen der Flüchtigen abzustehen und der Gefangnen zu schonen. Der unglückliche Herzog Heinrich ward dem Landgrafen Philipp zur Verwahrung übergeben und auf dem Schlosse zu Cassel, wie es sich Moriz ausdrücklich bedungen hatte, mit fürstlichem Anstand bedient und verhalten.

Bald nach seiner Rückkehr aus dem Felde gab Moriz dem Kurfürsten ein prächtiges Jagdfest auf dem überaus romantisch-schön gelegnen Schlosse Schellenberg, itzt Augustusburg genannt, zu dessen Verherrlichung die Vornehmsten seiner Räthe und Vasallen eingeladen worden waren. Bey dieser Gelegenheit trank es Johann Friedrich, einer der gewaltigsten Zecher seiner Zeit, den adelichen Gästen so tapfer zu, daß Mehrere auf den Tod davon erkrankten, Einige ihre Unmäßigkeit mit dem Leben bezahlten und der erlauchte Wirth selbst nur mit Mühe gerettet ward. Von dieser Zeit an enthielt sich Moriz jeder

Ausschweifung dieser Art und beobachtete, der Sitte seines Zeitalters ganz entgegen, die Regeln der Mäßigkeit aufs strengste.

Dies war aber auch das lezte Mal, daß Moriz und Johann Friedrich in Person und in Freundschaft zusammen kamen; denn nicht lange, so nahm Jeder seine eigne, der andern ganz entgegengesezte Richtung — eilte Dieser seinem Untergange, Jener seiner Größe mit schnellen Schritten entgegen.

Lange schon hatten diejenigen unter den katholischen und protestantischen Ständen, die es mit der Wahrheit redlich meinten, und die Erhaltung des Friedens im Reiche aufrichtig wünschten, an der endlichen Vereinigung über die zu so vielen ärgerlichen Religions-Streitigkeiten Stoff gebenden Glaubenspunkte gearbeitet und in dieser Absicht mehrere Religionsgespräche unter den zwiespaltigen Partheyen veranstaltet, hatten aber ihren rühmlichen Zweck niemals auch nur zur Hälfte erreicht und die traurige Erfahrung machen müssen, daß jede auch mit der größten Ruhe begonnene Verabhandlung über religiöse Gegenstände gar bald in das heilloseste Gezänke ausartet und

daß man sich auf dem Wege des Disputirens immer weiter von einander entfernen werde, statt sich einander freundschaftlich zu nähern und friedlich zu vereinigen. Wie konnt' es aber auch anders seyn, da jede Parthey ihre heftigsten Eiferer auf den Kampfplatz stellte und der bescheidne Vertheidiger seiner Meinungen und seiner Lehre sich von der Widerpart immer niederschreyen und zum Stillschweigen ertäuben lassen mußte? Da die eine Parthey nur immer zu fodern, die andere nur immer nachzugeben und einzuräumen hatte? da man bey jedem neuen Gespräch schon längst verglichne und abgeurtheilte Sachen wieder auf den Plan brachte und die alten Entscheidungen neu zu bestreiten sich beeiferte? da man zu Präsidenten bey diesen Verhandlungen Männer wählte, die der Sache entweder nicht gewachsen waren, oder den Muth nicht hatten, zu rechter Zeit durchzugreifen, oder der Partheylichkeit fröhnten und lediglich zu Gunsten ihrer Sekte entschieden? da der Pabst durch seine Legaten, Bischöffe, Aebte und Mönche immer die Hand dabey im Spiele hatte und Alles so künstlich einzuleiten wußte, daß es nie zu einer endlichen Befriedigung zwischen den zwiespältigen

Partheyen kommen konnte? und da endlich, was allerdings das Wichtigste war, der Kaiser selbst diese Befriedigung auf alle Weise zu verhindern suchte und sich dazu bald listiger, bald aber auch gewaltsamer Maasregeln bediente? Unter diesen bey allen Religionsgesprächen vorwaltenden Umständen und Hindernissen war und blieb der Gang und der Erfolg derselben immer der nämliche: man disputirte, zankte, schimpfte und beschloß mit Protestazionen und gieng gewöhnlich grolliger und erbitterter aus einander, als man zusammengekommen war. Und so war es denn auch bey dem lezten, im Januar des Jahres 1546 zu Regensburg unter der Präsidentschaft des Bischofs Moriz von Eichstädt und des Grafen Friedrich von Fürstenberg gehaltnen Religionsgespräch — man legte den protestantischen Abgeordneten bey jedem Schritte die verfänglichsten Schlingen; man disputirte und sophistisirte eine geraume Zeit wieder über Artikel, über welche man sich fünf Jahre vorher schon verglichen hatte; man kämpfte und entschied wieder mit Schreyen, Schänden und Lästern, und endlich kam ein Machtspruch vom Kaiser, der den Fortgang des Gesprächs mit Ein-

mäl hemmte und die protestantischen Abgeordneten zum Abzug nöthigte. Wer hätte nun wohl noch zweifeln können, daß auf diesem Wege kein Friede und kein Heil zu erlangen sey? und daß der Kaiser in Vereinigung mit dem Pabste und sämtlicher katholischen Stände die Unterdrückung der Protestanten nicht nur beabsichtige, sondern itzt auch alles Ernstes darauf hinarbeite?

Das Erstere hatten jedoch die Schmalkaldischen Bundesgenossen nicht allein, sondern auch die übrigen protestantischen Stände schon vor Eröffnung des Regensburger Religionsgesprächs nicht mehr bezweifelt und sich während desselben zu Frankfurt versammelt, um sich gemeinschaftlich über die dann zu ergreifenden würksamsten Maasregeln zu vereinigen, wenn es auch diesmal wieder, wie man befürchtete, fruchtlos ablaufen sollte — und das Leztere bestätigten während ihres Beysammenseyns so viele unverwerfliche Zeugen und Thatsachen, daß auch darüber kein Zweifel mehr Statt finden konnte. Mehrere Stände selbst sprachen als Augenzeugen von den raschen und gewaltigen Rüstungen des Kaisers und von allen Seiten her liefen die nämlichen Nachrichten ein, ja selbst die auf Werbung

herumziehenden Hauptleute verhehlten es nicht, daß einige widerspenstige protestantische Fürsten nächstens angegriffen werden würden. Der ehemalige Capuziner-General und Beichtvater des Pabstes, Bernhard Ochinus von Siena, der wegen seines Ueberganges zur protestantischen Lehre aus Italien geflüchtet war, gab den Protestanten die bestimmtesten Nachrichten von einem zwischen dem Kaiser und dem Pabst geschloßnen geheimen Bündniß, vermöge dessen sich der Erstere zu zwölftausend Mann Hülfstruppen anheischig gemacht hatte. Der Landgraf Philipp erhielt sogar den ganzen mit dem Pabste verabredeten Angriffs-Entwurf, nach welchem die Protestanten, wie es auch in der Folge geschah, von drey verschiedenen Seiten, und zwar von den Niederlanden aus im Erzstift Köln, von Böhmen aus im Kurfürstenthum Sachsen und von Italien aus in Ober-Teutschland zu gleicher Zeit angefallen werden sollten. Alle diese Anzeigen zusammengenommen und verbunden mit der durch List und Gewalt bewürkten Fruchtlosigkeit des Regensburger Religionsgesprächs beglaubigten es ganz unwidersprechlich, was der Kaiser im Schilde führe, und die zu

Frankfurt versammelten Stände sezten es auch bey allen ihren Berathschlagungen als ausgemacht voraus, daß er auf die gänzliche Unterdrückung und Vernichtung der protestantischen Parthey hinarbeite. Aber weit entfernt, über die kräftigsten Maasregeln zu Abwehrung und Vereitlung aller besorglichen Angriffe sich zu vereinigen und einen mannhaften Entschluß zu fassen, verdarb man auch diesmal wieder die edle Zeit mit unnützen Streitigkeiten und Zänkereyen über geringfügige Nebendinge, und beschloß, außer der Verweigerung, das immittelst eröffnete Konzilium zu Trident als Schiedsrichter in Glaubenssachen zu erkennen, so viel als Nichts. Man hatte dem zur protestantischen Parthey übergetretnen und deswegen vom Kaiser und Pabst hart bedrängten Kurfürsten von Kölln feyerlich versprochen die ganze Macht der Parthey zu seiner Beschützung aufzubieten — und vereinigte sich kaum dahin, in dessen Angelegenheiten eine Gesandtschaft an den Kaiser zu schicken und für ihn bitten zu lassen. Man hatte die dringende Nothwendigkeit zur schleunigsten und kräftigsten Erneuerung des Schmalkaldischen Bundes lebhaft gefühlt und die Sache wiederholt in Bera

thung gezogen, und beschäftigte sich die ganze Zeit über mit Entwürfen zu neuen Bundes-Einrichtungen, wollte sich aber in dieser hochwichtigen Sache ja keine Uebereilung zu Schulden kommen lassen und setzte die fernere Berathschlagung darüber auf eine neue in Worms zu haltende Zusammenkunft aus, kam auch wirklich dort zusammen und betagte einen nochmaligen Konvent nach Hannover, auf welchem abermals nichts Entscheidendes beschlossen ward. Es gieng sogar so weit, daß selbst der Kurfürst Johann Friedrich gerade heraus erklärte: es sey wohl das beste, die Sache ihren Gang gehen zu lassen, und keine sonderliche Furcht vor den Rüstungen des Kaisers und vor dem nach Regensburg ausgeschriebnen Reichstage zu verrathen, weil man ja auch, wie er zum Grunde angab, von dem Reichstage zu Augsburg lebendig weggekommen sey, ohne sich damals eben sonderlich viel vorgesehen zu haben. Und so ließ man denn auch die Sache gehen, wie sie gehen wollte, und vereinigte und rüstete sich nicht eher zur Gegenwehr, bis es fast schon zu spät, und der Bund schon so gut als überwältiget und niedergeworfen war.

Bey aller nun nicht mehr zu bezweifelnden Gewißheit über die zum Verderben der Protestanten gemachten und ihrer Ausführung schon schnell entgegenreifenden Entwürfe, gab sich der Kaiser doch immer noch die Miene des aufrichtigsten Wohlwollens und der redlichsten Geneigtheit zur Friedenserhaltung gegen ihre Häupter und bot alle Künste der Verstellung auf, um ihr Mistrauen einzuschläfern, um ihnen alle Furcht vor dem nächstbevorstehenden Reichstage zu benehmen und dadurch sie zur persönlichen Besuchung desselben zu vermögen. Dies war es eigentlich, was der schlaue Karl beabsichtigte — er wollte den Landgrafen von Hessen und den Kurfürsten von Sachsen nach Regensburg locken, um persönlich mit ihnen zu handeln, um sich vielleicht ihrer Personen zu versichern und somit der ganzen Parthey Fesseln anzulegen und ihr das Schwert an die Gurgel zu setzen. Seine Unterhändler waren jedoch nicht glücklich in diesem Geschäfte und mußten unverrichteter Sache von den Höfen zu Kassel und Torgau wieder abziehen. Demohngeachtet gab Karl noch nicht alle Hoffnung auf, seinen Zweck auf diesem Wege zu erreichen und versucht' es noch

einmal, den Landgrafen unter den süßesten Vorspiegelungen des besten Erfolgs für ihn und alle seine Glaubensgenossen zu einer mündlichen Unterredung mit ihm zu bewegen. Diesem freundschaftlichen Ansinnen des Kaisers konnte der Landgraf nicht wohl ausweichen, er verfügte sich daher, nachdem er einen Sicherheitsbrief in zwey von ihm eigenhändig unterschriebnen Exemplaren gefodert und ohne Anstand erhalten hatte, nach Speyer, wo ihn der Kaiser erwartete. Aber auch diese Zusammenkunft lief fruchtlos ab — und so sehr auch der Kaiser mit aller Stärke seiner Beredsamkeit und seiner Gnade in ihn drang, so hatte doch Philipp den Muth, ihm sein Begehren dreymal rund abzuschlagen.

An allen diesen Verhandlungen scheint Moriz auch nicht den mindesten Antheil genommen zu haben, so sehr sie auch das Interesse, die Freiheit und sogar die künftige Existenz seiner eignen Glaubensgenossen betrafen; aber bald werden wir ihn handeln sehen — und dann wird es sich zeigen, warum er sich itzt zurückhielt und itzt auch nicht das Mindeste that und zu thun vermochte, um das über seine eigne Parthey sich aufthür-

mende Unwetter von ihren Häuptern noch abzuleiten.

Der Kaiser hielt nun nicht länger mehr zurück und beklagte sich sogleich in seinem ersten Vortrage auf dem Reichstage zu Regensburg aufs bitterste über die Protestanten, daß sie alle seine vieljährigen Bemühungen und Arbeiten zur Beylegung der Religionsirrungen und zur Wiederherstellung der Ruhe im Reiche feindselig vereitelt und auch das lezte Religionsgespräch wieder, ohne seine Ankunft abzuwarten, trutzig zerrissen hätten, erklärte, daß er nun kein friedliches Mittel mehr wisse, um jene heilsame Absicht zu erreichen und foderte die Stände auf, ihn bey seiner eignen Rathlosigkeit mit einem zweckdienlichen Gutachten zu unterstützen. Dieses Gutachten mußte nach den verschiednen Interessen beider Partheyen auch ganz widersprechend ausfallen und es kam nur darauf an, für welches von beiden der Kaiser sich erklären würde. Die katholischen Stände stimmten natürlich dahin, daß die Entscheidung der Religions-Streitigkeiten der Synode zu Trident zu überlassen und daß die Protestanten nöthigen Falls zu zwingen wären, sich den Aussprüchen derselben zu unterwerfen; da-

hingegen die protestantischen Stände in ihrem Bedenken über die Reichstags-Proposizion darauf antrugen, daß man einen aufrichtigen dauerhaften Frieden und gleiches Recht im Reiche vestsetzen, die Entscheidung der Religions-Streitigkeiten aber einer Nazional-Synode oder einer Reichsversammlung übertragen sollte. Statt aller Antwort schickte der Kaiser den Grafen Maximilian von Buren in die Niederlande, den Bischof Madruzzi von Trident an den Pabst, und mehrere Hauptleute und Kriegsobristen auf die verschiedenen Werbeplätze im Reiche, um die Kriegs-Rüstungen zu beschleunigen, und die schon bereit stehenden Truppen herbeyzuführen. Bestürzt und erschüttert über diese Maasregeln erniedrigten sich die Protestanten so weit, daß sie die katholischen Stände zu einer bittlichen Verwendung um die Erhaltung des Friedens bey dem Kaiser zu bewegen suchten — und wurden abgewiesen. Nach dieser Demüthigung erst ermannten sie sich, den Kaiser um die Absicht seiner Kriegs-Rüstungen befragen zu lassen — und dieser Anfrage folgte sogleich mündlich und schriftlich die Eröffnung, daß der Kaiser entschlossen und bereit sey, einige ungehorsame Stöhrer des gemei-

nen Friedens und Rechtens mit Gewalt zurückzubringen und einige Fürsten zu züchtigen, welche bisher unter dem Schein der Religion alle andere Stände des Reichs unter sich zu bringen und ihre Güter an sich zu ziehen gesucht, ja selbst die kaiserliche Hoheit und Obrigkeit hochverrätherisch anzutasten gewagt hätten; wobey er zugleich allen Ständen des Reichs, die sich der Gebühr gegen ihn bezeigen und den Friedensstörern auf keine Art und Weise beystehen würden, seine kaiserliche Huld und Gnade zusichern ließ. Diese Eröffnung war doch nichts anders, als eine förmliche Kriegserklärung gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, aber so schlau gestellt, daß sie einer Seits, um sämtliche Protestanten nicht in Harnisch zu bringen, einen Religionskrieg keineswegs befürchten lassen, und anderer Seits die Spaltung unter den Schmalkaldischen Bundesgenossen noch mehr vergrößern und sie von ihren Häuptern abziehen sollte.

Dieser plötzliche, so bald noch nicht befürchtete Schlag that seine volle Wirkung, aber auf eine Art, wie sie der Kaiser wohl nicht erwartet haben mochte. Die protestantischen Stände griffen

sogleich zu den Waffen, öffneten an mehrern Orten Werbeplätze und nahmen durchaus so männliche und zweckmäßige Maasregeln, daß sie, wäre man in der Folge nicht wieder davon abgegangen, jeder Gefahr hätten Trutz bieten und den Kaiser selbst, der damals nur noch von wenigen Kriegsvölkern umgeben war, gar hart hätten ängstigen können. Ihre Werbungen hatten den erwünschtesten Fortgang; die vom Pabst sogleich nach der kaiserlichen Kriegserklärung erlassene, zum Kreuzzuge gegen die ketzerischen Protestanten auffodernde Bulle erhitzte das Volk bis zur fanatischen Wuth und verursachte, daß es den Fahnen der Bundeshäupter bey Haufen zuströmte; der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen sezten sich mit einer furchtbaren Macht in Bewegung, um sich mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg und den übrigen Bundesschaaren zu vereinigen und dann gemeinschaftlich auf den Feind loszugehen; der tapfre Sebastian Schärtlin von Burtenbach war schon in Tyrol eingedrungen, um den italienischen Hülfsvölkern die in das Reich führenden Päße zu verlegen und stand im Begriff, den auf der Synode zu Trident versammelten Vätern einen

Besuch abzustatten — aber die Furchtsamkeit der zu Ulm versammelten Bundes-Räthe vereitelte nicht nur die Ausführung dieses kühnen Streichs, sondern lähmte und entkräftete auch alle von ihnen vorher aufs weiseste entworfnen Maasnehmungen so ganz, daß sie in gerader Rückwirkung zu ihrem eignen Verderben ausschlugen. Der Kaiser, der bey den ersten gewaltsamen Anstrengungen der Protestanten in Regensburg selbst von ihnen bedrohet und eingeschlossen zu werden befürchtet hatte, glaubte nun nichts mehr zu wagen, wenn er seine Strenge gegen die Bundeshäupter aufs Aeußerste trieb; er verwarf die von dem Kurfürsten von der Pfalz ihm angetragne Friedens-Vermittlung mit der übermüthigsten Verachtung und erließ ein übereiltes Dekret, in welchem Johann Friedrich und Philipp als meineidige Rebellen und des Hochverraths schuldige Aufrührer in die Reichsacht erklärt, alle ihre Unterthanen von dem Eide der Treue gegen sie losgesprochen, und alle ihre Anhänger und Helfer ebenfalls mit der Acht bedrohet wurden.

In diesem Zeitpunkte tritt Moriz auf den Schauplatz und übernimmt eine der wichtigsten, dabey aber auch zugleich zweydeutigsten Rollen in dem

seinem Ende sich nähernden großen Trauerspiele, weswegen er von seinen Zeitgenossen nicht nur, sondern auch von der Nachwelt aufs ärgste getadelt und geschmäht worden ist. Zu leugnen ist es nun freylich nicht, daß er sich bey dem hochwichtigen politischen Spiel, welches er itzt einer Seits mit dem Kaiser und dem römischen König, und andrer Seits mit dem Kurfürsten von Sachsen und seinen Verbündeten zu spielen hatte, mancherley Täuschungsmittel erlaubte, die auf seinen moralischen Karakter eben nicht das vortheilhafteste Licht werfen. Man hüte sich aber, den großen Mann so einseitig und nur dem Scheine nach übereilt zu beurtheilen — man erwäge die Umstände, unter welchen- und die Menschen, mit welchen er handelte, mit unpartheyischer Sorgfalt — man halte das Ende dieses politischen Trauerspiels nicht auch für das Ende des von ihm angelegten ungleich größern Schauspiels und erwarte es ruhig, wie er seine Handlung fortführen, wie er den von ihm allein geschürzten Knoten lösen werde . . . und dann erst spreche man ihm sein Urtheil!

Sogleich nach erfolgter Kriegserklärung hatte sich Moriz schon, ohne an den streitigen Händeln

nur den mindesten Antheil zu nehmen und um, wie es schien, eine vollkommne Neutralität zu behaupten, in einige Verfassung gesezt, und in dieser Absicht noch von Regensburg aus ein Ausschreiben an seine Landstände und Vasallen erlassen, daß sie sich zu Roß und zu Fuß auf das stärkste gefaßt machen und bereit halten sollten, damit sie ihm auf den ersten weitern Wink bey Tag oder Nacht sogleich zuziehen könnten. Wenige Wochen darnach beschied er sämtliche Stände des Herzogthums zu einem allgemeinen Landtage nach Chemniz, benachrichtigte sie von der kriegerischen Wendung, welche die Reichstags-Verhandlungen genommen hätten und verlangte von ihnen ein Gutachten über die bey den gegenwärtigen bedenklichen Zeitläuften von ihm zu nehmenden zweckmäßigsten Maasregeln. Die Stände stellten ihr Gutachten dahin: daß der Herzog den Kaiser vor allen Dingen und ohne Umschweife befragen solle: ob seine Anschläge gegen die Religion giengen, oder nicht? daß er sodann, wenn der Kaiser die Religionssache ungekränkt zu lassen erkläre, eine Aussöhnung zwischen den verfeindeten Fürsten zu vermitteln versuchen, und daß er sich, wenn diese

Vermittlung fehlschlüge, vor der Hand zwar ruhig verhalten, zur Vertheidigung des Landes aber doch Truppen werben solle, weil sich doch nicht voraussehen lasse, was für Fälle kommen, oder was etwa der Kaiser verlangen könne, dem er doch, außer der Religion, in Allem zu gehorchen verbunden sey. Mit diesem seinen Wünschen und Absichten durchaus entsprechenden ständischen Gutachten zufrieden, ließ Moriz in seinem und seiner Landschaft Namen eine Anfrage an den Kaiser gelangen und erhielt die beruhigende Erklärung darauf: „daß sein Gemüth und Meinung nicht „sey, sie von ihrer Religion zu verdrängen, sondern „vielmehr gänzlich dabey bleiben zu lassen,“ worauf er sogleich seinen lehnspflichtigen Grafen und Herrn gebot, auf nächsten Egidientag schon 150 gerüstete Pferde und 600 Fußknechte zu stellen und zu gleicher Zeit eine Gesandtschaft in das Lager bey Meinungen abschickte, durch welche er den Bundeshäuptern seine Vermittlung bey dem Kaiser antragen ließ. Der Kurfürst verwarf, wie man vorher gesehen hatte, diesen Antrag, ersuchte hingegen den Herzog freundvetterlich in einem Schreiben, daß er, da die Sache der Religion ihn ins Feld

rufe, während seiner Abwesenheit und wenn es die Noth erfodre, seiner Länder sich treulichst annehmen wolle. Moriz willigte in sein Begehren, entschuldigte sich, daß er in mehrerer Rücksicht an diesem Kriege keinen Antheil nehmen könne, und schloß mit der Betheurung, daß er sich die Sache der Religion jederzeit höchlich befohlen seyn lassen, ja auch sogar, wenn es nicht anders seyn wolle, Leib und Leben deswegen auffetzen werde. Durch diese Erklärung dem Scheine nach zufrieden gestellt, rückte der Kurfürst hierauf in das Würzburgische, dahingegen der Herzog sich in der Stille rüstete und sich übrigens in seinem Lande ruhig verhielt.

Aber nicht lange, so ward Moriz durch die über den Kurfürsten und den Landgrafen ausgesprochne Reichsacht zur thätigen Mitwirkung aufgefodert. Der Kaiser übertrug ihm nämlich die Vollstreckung der Acht gegen den Kurfürsten und die Besitznehmung der Kurfürstlichen Länder, wobey er ihm nicht undeutlich vermerken ließ, daß, wenn er sich dieses Auftrags entziehen würde, diese Gerechtigkeits = Handlung von Böhmen aus vollzogen werden möchte. Scheinbar wenigstens verlegen und unschlüssig: ob er sich gegen den Befehl

des Kaisers ungehorsam bezeigen, oder diesem Befehle gemäß gegen den Kurfürsten auftreten solle? legte er diesen bedenklichen Fall seinen diesfalls am 8ten Oktober zu Freyberg versammelten Landständen zur sorgfältigen Erwägung vor und verlangte darüber ihr Gutachten. Er eröffnete ihnen zuvörderst mit großem Bedauern den schlechten Erfolg seines Vermittlungs-Antrags bey dem Kurfürsten, gab ihnen sodann seine nicht geringe Verlegenheit zu erkennen, in welche er durch die Befolgung und Nichtbefolgung des neuerlich an ihn ergangnen kaiserlichen Befehls versezt worden sey und betheuerte, daß er, wenn er der Neigung seines Herzens folgen dürfte, ungleich lieber neutral bleiben würde. Aber ein einziger Umstand, fügte er bedeutend hinzu: könne das Leztere gerade am verderblichsten für den Kurfürsten nicht allein, sondern auch für ihn selbst machen. Der römische König habe sich nämlich aufs stärkste gerüstet, um von Böhmen aus in die Kurfürstlichen Länder einzubrechen; ein Theil seiner Kriegsvölker sey schon über die Grenze gerückt, und es sey sehr wahrscheinlich, daß Ferdinand nicht zögern werde, sich des wehrlosen Landes zu bemächtigen, bevor es dem Kurfür-

sten möglich sey, aus Oberteutschland zur Rettung herbeyzueilen. Da nun, beschloß er mit seiner Andeutung seiner eignen Meinung, diese Besitznehmung eines Theils ohne Belästigung und Gefahr des Herzogthums selbst nicht füglich vollzogen werden, andern Theils es ihm keinesweges gleichgültig seyn könne, wenn das Gebiet des Kurfürsten, auf welches er selbst so viele gegründete Rechte und dereinst wohl auch die nächsten Ansprüche habe, in fremde Hände gerathen sollte, was er doch mit seiner geringen Macht zu hindern itzt nicht vermöge: so habe er für sich selbst darüber nichts beschließen und vornehmen, sondern seine getreuen Stände ersuchen wollen, diese hochwichtige und bedenkliche Sache in Berathung zu ziehen und ihm wegen der diesfalls zu wählenden zweckdienlichsten Maasnehmungen Vorschläge zu thun. — Die Stände riethen hierauf dem Herzoge, daß er unter mehrern Uebeln das weniger schädliche wählen, den Böhmen wo möglich noch zuvorkommen und das Gebiet des Kurfürsten selbst besetzen möchte, womit doch dem Befehle des Kaisers scheinbar Gnüge geleistet, die Besorgniß der neuen Nachbarschaft Ferdinands aus dem Wege geräumt und doch

auch für den Kurfürsten selbst am besten gesorgt würde, der sich nach seiner Aussöhnung mit dem Kaiser am leichtesten mit ihm vergleichen könne; wobey sie sich zugleich erboten, einige Abgeordnete an den Kurfürsten zu schicken und ihn um seine Einwilligung in die von der Nothwendigkeit abgedrungne Besetzung seines Gebietes angehen zu lassen. In Gemäsheit dieses Gutachtens zog Moriz seine ganze bewaffnete Macht zusammen und verfügte sich sogleich nach Prag, um mit dem römischen König wegen Zurückziehung der böhmischen Kriegsvölker an den Sächsischen Grenzen zu unterhandeln, und zu gleicher Zeit entledigten sich die Landstände ihres Versprechens durch Abfertigung eines Schreibens an den Kurfürsten, welches sämtliche Mitglieder des Landtags-Ausschusses, zu ihrem nachmaligen großen Verderben eigenhändig unterzeichnet hatten.

Während dieser Verhandlungen und kriegerischen Vorkehrungen in Sachsen waren die Bundesräthe in Oberteutschland mit Berathungen über die täglich bedenklicher werdende Lage der Bundesangelegenheiten beschäftiget, welche jedoch auch diesmal wieder, wie gewöhnlich, fruchtlos abliefen

und mit lauten Klagen, gegenseitig erbitternden Vorwürfen und ärgerlichen Streitigkeiten über den zeitherigen schlechten Erfolg ihrer Anstrengungen endigten. Allerdings waren diese Klagen und Vorwürfe, wiewohl sie zu keinem Guten führten, gerecht und unableugbar, da mit den ungeheuern Streitkräften des Bundes bis itzt auch nicht das Mindeste von Bedeutung, und noch weniger als Nichts bewirkt worden war; und es ist wahrlich! schwer zu begreifen, woher den übrigens sehr rechtschaffnen, muthigen und kriegserfahrnen Heerführern die große Menge von durchaus verkehrten und zweydeutigen Maasnehmungen gekommen seyn mag, deren sie sich im ganzen Laufe dieses Krieges zu ihrem und des Bundes großem Verderben schuldig gemacht haben. Der Bund, durch des Kaisers despotische Erklärung zu mannhaften Entschlüssen entflammt, erschien sogleich beym ersten Aufruf zu den Waffen mit mehr als hunderttausend Streitern im Felde, da seine Widerpart noch keine zehntausend Köpfe zu mustern hatte, und begann, von Sebastian Schärtlins kriegerischem Geiste beseelt und geleitet, so rasch und kühn, und doch auch so vorsichtig und mannhaft,

daß man sich nach einem wahrscheinlich kurzen aber thatenreichen Feldzuge die vollkommenste Freiheit und den herrlichsten Frieden für die protestantische Parthey zu versprechen berechtiget war; aber plötzlich und ohne die mindeste sichtbare Veranlassung ward der kühne Schärtlin samt seinen tapfern Kampfgenossen durch ein Machtgebot der Bundesräthe von seiner Siegesbahn abgerufen, mußten sich die Heerführer auf einen nutzlosen Vertheidigungskrieg einschränken, mußte dem Kaiser erst Zeit und Raum gegönnet werden, seine im Reiche angestellten Werbungen zu vollenden und aus allen Provinzen seiner weitläuftigen Staaten Verstärkungen an sich zu ziehen. Diese von Erschlaffung und Muthlosigkeit zeugenden Rückschritte möchten sich jedoch noch entschuldigen, möchten sich sogar auf eine sehr befriedigende Art rechtfertigen lassen, wenn man annehmen dürfte, daß die Bundeshäupter dabey die Absicht gehabt hätten, ihre allerdings sehr weit ausgedehnten Linien näher zusammen zu rücken, um aus Einem Punkte sodann und mit vereinigten Kräften über den Kaiser herzufallen und seine mühsam aufgebrachte Heeresmacht mit einem gewaltigen Schlage zu vernichten. Von

dieser und irgend einer ihr ähnlichen Absicht ist jedoch auch nicht die mindeste Spur vorhanden, es erhellet vielmehr aus Allem, was die Bundesgenossen von dieser Zeit an thaten und nicht thaten, daß ihnen der Muth so plötzlich, als er entstanden war, wieder entsunken seyn mußte: da sie jede sich ihnen darbietende Gelegenheit, den Feind mit Vortheil anzugreifen und mit Zuversicht zu werfen, recht geflissentlich entschlüpfen ließen; da sie wiederholt und nicht undeutlich zu erkennen gaben, daß sie sich scheueten, die kaiserliche Majestät durch nachdrückliche Maasnehmungen noch mehr zu erzürnen, und in dem Wahne zu stehen schienen, daß es zur Beugung des spanischen Herrscherstolzes und zur Erzwingung milderer Bescheide für die protestantische Parthey schon hinreichend sey, sich dem alten Karl in einer drohenden Stellung zu zeigen und ihm ahnen zu lassen, was man vermöge, wenn man nur wolle; da sie endlich sogar bey noch ungeschwächten und noch ganz vereinigten Kräften die unbegreifliche Feigheit begiengen, den Kaiser durch katholische Mittelspersonen um Verzeihung, Gnade und Frieden anflehen zu lassen und dadurch einer demüthigenden

und beschimpfenden Abweisung sich aussezten. Es war also gewiß kein männliches Kraftgefühl, sondern nur krampfhaftes Zucken, es war kein wahres Heldenfeuer, sondern nur Fieberglut, was den vielköpfigen, den durchaus fehlerhaft organisirten und gebrechlichen Bundeskörper aus seinem Hinbrüten erweckt und zur Ergreifung der Waffen so rasch entschlossen gemacht hatte — sonst wäre jener feurigen Aufwallung keine so gar plözliche Erstarrung, und jener edlen Mannhaftigkeit kein so gar verächtlicher Kleinmuth gefolgt, und es hätte gegen den ungleich schwächern Feind doch wenigstens Etwas unternommen und ausgeführt werden müssen. Freylich wohl bemerkte man endlich mit tiefer Beschämung, daß Zeit und Kräfte recht unverantwortlich vergeudet, und daß für die gute Sache der Protestanten auch gar nichts gewonnen worden war, da doch so Vieles hätte gewonnen werden können, und nun erst fieng man an einzusehen, daß man allerdings ganz anders hätte zu Werke gehen müssen, wenn man dem Ziele seiner Wünsche und Anstrengungen sich nur hätte nähern wollen. Nun war es aber auch zu spät, um aus diesen traurigen Bemerkungen für den gegenwärtigen Feldzug noch

Nutzen zu ziehen — der Kaiser hatte seine Rüstung vollendet und sich von allen Seiten mächtig verstärkt; der Winter begann mit ungewöhnlicher Strenge hereinzubrechen, die Bundesschaaren eilten in ihre Heimath zurück, die Söldner foderten mit Ungestüm ihren rückständigen Sold, und die vermögenden Reichsstände waren es müde geworden, die Bundeskasse um Nichts und wieder Nichts zu füllen und sich selbst dabey zu erschöpfen. Es verbreitete sich in den Versammlungssälen und in den Feldlägern des Bundes eine allgemeine gleich große Unzufriedenheit, eine allgemeine gleich erschütternde Wehklage über die Männer, welche zu Ergreifung der Waffen gerathen, und über die Männer, welche den Feldzug so übel geleitet hatten, und von allen Seiten machte man diese Männer deswegen verantwortlich. Die Bundesglieder beriefen sich gegen das murrende Volk auf die Bundesräthe; die Bundesräthe wälzten die ganze Schuld auf die Bundeshäupter; die Bundeshäupter suchten sich bald gemeinschaftlich, bald jeder für seine Person und auf Kosten des Andern zu entsündigen und sich einander gegenseitig der verkehrtesten Maasnehmungen zu bezüchtigen — und so ent-

stand unter ihnen selbst ein ärgerlicher Zwiespalt, der einen heftigen mit bittern Vorwürfen angefüllten Schriftwechsel zur Folge hatte, und unter dem Volke die laute, wahrscheinlich von der kaiserlichen Parthey in Umlauf gebrachte böse Sage, daß Johann Friedrich den Krieg aus eigennützigen Absichten nicht beendigt und daß Philipp sich dem Kaiser bey seiner lezten persönlichen Unterredung mit ihm zum Verräther an der evangelischen Parthey verkauft habe.

So war die Lage des Bundes und so die Stimmung der Bundeshäupter beschaffen, als der Kurfürst das von den herzoglich-sächsischen Landständen an ihn abgefertigte Schreiben empfieng. Erstaunt über den seltsamen Antrag der Stände und erschüttert über das ihm äußerst verderblich erscheinende Beginnen des Herzogs, ließ er sogleich die Bundesräthe zusammenrufen und eröffnete ihnen die erhaltene Botschaft mit einer Heftigkeit und Erbitterung, die einer Seits seine Furcht und andrer Seits seinen alten tiefgewurzelten Groll gegen seinen Vetter nicht undeutlich verrieth. Er behauptete geradezu, was doch itzt erst ahnender Argwohn und keinesweges volle Gewißheit seyn konnte,

daß Moriz die Absicht habe, sich seines Landes in seiner Abwesenheit zu bemächtigen und ihn und seine Kinder ganz darum zu bringen; er bezüchtigte ihn des schändlichsten Hochverraths an der Religion und an der protestantischen Parthey, und des treulosesten Abfalls von dieser und jener; er verlangte von allen Bundesverwandten nicht nur eine schleunige und mannhafte Hülfe, sondern auch die feyerliche Versicherung, daß man mit dem gemeinschaftlichen Feinde nicht eher Frieden schließen wolle, bis er wieder in den vollen Besitz aller seiner Länder eingesezt und wegen des erlittnen und künftig noch zu erleidenden Verlustes aufs vollkommenste entschädiget worden sey, und erklärte zugleich, daß er sich genöthiget sehe, das Bundesheer zu verlassen und sich zur Rettung seines Landes aus den Händen des verrätherischen Räubers eiligst nach Sachsen zurückzuziehen. Niemand bewies sich thätiger und eifriger, diese Anklagen und Foderungen des Kurfürsten mit dem kräftigsten Nachdruck zu unterstützen und zu befördern, als der Landgraf, so zwistig er auch übrigens mit ihm gewesen und noch war, und es ward auf dessen Antrag im Rathe des Bundes einmüthig beschlos-

sen, die Sache des Kurfürsten zur Sache des Bundes zu machen, den verrätherischen Moriz als des Bundes, der Religion und der ganzen evangelischen Parthey gemeinschaftlichen Feind anzusehen und zu verfolgen, und den Kurfürsten mit Geld und Hülfsvölkern kräftigst zu unterstützen.

So erbittert und, man kann wohl sagen, ergrimmt der Kurfürst über jenen Antrag auch gewesen war, so hatte er doch seine gereizte Empfindlichkeit gegen die Abgeordneten der herzoglich-sächsischen Stände zu verbergen gewußt und sie mit dem Bescheide, daß er sich von seinem Vetter das Beste versehe, nicht unfreundlich entlassen. Sie waren aber kaum nach Sachsen zurückgekehrt, so blieben die wahren Gesinnungen Johann Friedrichs und seiner Verbündeten kein Geheimniß mehr und es ward nicht nur am Dresdner Hofe, sondern auch im ganzen Lande bald ruchbar, welche Beschlüsse der Schmalkaldische Bund gegen den Herzog genommen, und daß der Landgraf im Namen des Bundes die Herzoge von Lüneburg und Pommern, die Fürsten von Anhalt, und die Städte Braunschweig, Bremen, Hamburg, Hannover und Goslar, dem bedrohten Kurfürstenthum eiligst

zu Hülfe zu kommen, in besondern Ausschreiben nachdrücklich aufgeboten, und daß der Kurfürst an seine Unterthanen und an seinen Sohn, Johann Willhelm, die dringendsten Auffoderungen, sich dem Herzog mit Anstrengung aller ihrer Kräfte zu widersetzen und seinen falschen Vorspiegelungen keinen Glauben beyzumessen, erlassen habe. Der Unwille, die Erbitterung, der Haß des Bundes gegen den Herzog theilte sich der ganzen evangelischen Parthey mit und steckte sogar seine eignen Unterthanen an; man schalt ihn laut und ungescheut einen schändlichen Verräther an der Religion, man beschimpfte seinen Namen in Schmähschriften und Volksliedern, man drohte hin und wieder mit Versagung der Lehnspflichten und mit Empörung, ja sogar viele Prediger in seinem Lande, und namentlich die zu Leipzig, waren so dreust, den Kaiser und seine Anhänger, unter welchen sie ihren eignen Landesherrn mit begriffen, in ihren öffentlichen Vorträgen und Gebeten für einen Feind und Verfolger der Wahrheit und der evangelischen Lehre zu erklären und sich die derbsten Anzüglichkeiten gegen die Abtrünnigen zu erlauben, um das Volk noch mehr gegen den Herzog zu erhitzen und

für die Sache des Kurfürsten zu gewinnen. Aber Moriz verachtete, im Gefühl seiner Größe und in Hinsicht seiner erhabnen Entwürfe, alle diese Schmähungen, wußte seine Prediger, da Strafgebote bey ihnen nicht hatten verfangen wollen, durch vollwichtigere Mittel zum Schweigen zu bringen, und begnügte sich, der Welt in einer eignen Verwahrungsschrift die Ursachen anzugeben, warum er sich der Lande seines Vetters habe annehmen müssen. Er beobachtete übrigens noch immer die äußerste Schonung gegen den Kurfürsten, bewirkte die Zurückziehung der böhmischen Kriegsvölker von den Grenzen seines Landes, blieb selbst einen vollen Monat noch ganz unthätig, um entweder doch noch des Kurfürsten willige Beistimmung zur Besitznehmung des Kurfürstenthums, oder wohl auch den Ausgang seines Feldzugs in Oberteutschland abzuwarten, und begann mit der Achtsvollstreckung in seinen Ländern nicht eher, als in den ersten Tagen des Novembers. Und auch hierbey gieng er noch immer mit vieler Vorsicht nicht nur, sondern auch mit großer Mäßigung zu Werke, wiewohl er an mehrern Orten den hartnäckigsten Widerstand fand; seine Macht war aber

zu überwiegend, als daß man ihm lange hätte widerstehen können. Durch seine so raschen als gewaltigen Vorkehrungen unterwarf er sich die bedeutendsten Städte des Kurfürstenthums fast ohne Schwertschlag, und durch seine Leutseligkeit und Milde gewann er die Herzen der Einwohner, die aus blindem Religionseifer mit dem bittersten Haß gegen ihn erfüllt gewesen waren. Sein erstes Augenmerk war auf Zwickau, die vesteste und dem Kurfürsten ergebenste Stadt im Erzgebirge, gerichtet. Er schreckte die Bürgerschaft durch seine überraschende Erscheinung und durch seine drohenden Belagerungsanstalten so sehr, daß sie den darinn befehlenden Kurfürstlichen Obristen gegen freyen Abzug der Besatzung zur Uebergabe zwangen. Die Einnahme dieser wichtigen Stadt zog den Fall der Städte Altenburg und Torgau und aller übrigen minder beträchtlichen Städte des Kurfürstenthums nach sich. Wittenberg ward jedoch lange hart und vergebens von ihm belagert; die Soldaten und Bürger vertheidigten unter dem Oberbefehl des Prinzen Johann Wilhelm diesen Platz, in welchem die theuersten Kleinode ihres Herrn, seine Gemahlin und seine Kinder, sich be-

fanden, so tapfer und verzweifelt, daß sich Moriz genöthiget sah, die fruchtlose Arbeit aufzugeben, um sich in der herbstlichen Jahreszeit noch der Kurfürstlichen Besitzungen in Thüringen zu bemächtigen. Bis itzt hatte er sich, wiewohl er offenbar feindselig vorzuschreiten genöthiget worden war, noch immer mit vieler Schonung und Mäßigung gegen die Kurfürstlichen Unterthanen benommen; bey seinem Abzuge von Wittenberg aber machte er sich, durch den Ungestüm seiner Kriegsvölker vielleicht hingerissen, einer nutzlosen und nicht zu rechtfertigenden Grausamkeit schuldig und ließ zur rächenden Vergeltung dafür, daß die Wittenberger einige seiner Räthe, die bey einem Ausfalle von ihnen gefangen worden waren, thätlich gemishandelt hatten, die der Stadt zunächst liegenden Ortschaften erst plündern und dann mit Feuer vertilgen.

Die Nachrichten von den nun wirklich ausgebrochnen Feindseligkeiten in Sachsen und von den glücklichen Fortschritten der herzoglichen Waffen dienten dem Kurfürsten zu vollgültigen Beweisen, daß der Herzog um den Preis des Kurfürstenthums zum Verräther an ihm und an der Reli-

gion geworden sey, und diese schreckliche Ueberzeugung vermehrte seine Unruhe, erhöhete seine Aengstlichkeit und schärfte seine Rachbegierde so sehr, daß er an den Angelegenheiten des Bundes kaum noch einen flüchtigen Antheil nahm und seinen Rückzug nach Sachsen mit stürmischer Hast betrieb. Es ward demnach, in einem besonders gehaltnen Kriegsrathe der verbundnen Stände, größtentheils wohl auf seine Veranlassung und wenigstens doch mit seiner ausdrücklichen Einwilligung, der so unweise als erniedrigende Beschluß genommen, den Feldzug in Oberteutschland wegen der eingetretnen rauhen Jahreszeit zu beschließen, die Bundesschaaren in der thörichten Vorausezzung, daß der Feind ein Gleiches thun werde, zum Theil aus einander gehen zu lassen und zum Theil in die Winterläger zu verlegen, sodann den Kaiser nochmals um Frieden zu bitten und, um doch scheinbar wenigstens noch in gerüsteter Verfassung zu bleiben, an einem gelegnen Orte ein Winterlager von acht bis neuntausend Mannen zur Deckung Oberteutschlands zurück zu lassen, welches der Herzog von Würtenberg und die Oberländischen Städte unterhalten sollten. Man beeilte

sich hierauf, jeden Theil dieses durchaus fehlerhaften und verderblichen Beschlusses ins Werk zu stellen und das durch den frühern Abgang mehrerer Stände schon sehr geschwächte Bundesheer vollends ganz zu zerstreuen, ohngeachtet der Feind mit vereinigter Macht noch im Felde lag und von seiner Geneigtheit zur Friedens-Bewilligung auch der mindeste Anschein noch nicht vorhanden war — und Johann Friedrich war der Erste zum Aufbruch. Seine von Glaubenswuth erhizten und nach Rache und Beute dürstenden Soldaten und Söldner, die sich bey Haufen zu seinen Fahnen gesammelt hatten, schwuren ihm freudig zu folgen und alle Beschwerden und Gefahren mit ihm zu theilen, und der rauhen Witterung zum Trutz nicht zu ruhen und zu rasten, bis sie den gemeinschaftlichen Feind erreicht und für seine Treulosigkeiten gezüchtiget hätten. Um jedoch den schlauen Herzog zu bethören und ihn ganz unvorbereitet zu überfallen, bediente sich der Kurfürst einer Kriegslist, deren ihn sein ungleich listigerer Vetter gewiß nicht fähig gehalten haben mochte, weil sie die gehoffte Wirkung nicht verfehlte. Er veranstaltete es nämlich bey seinem Aufbruch aus Oberteutschland also,

daß es das Ansehen hatte, als ob er von seinen über den jämmerlichen Ausgang des Feldzugs mis-vergnügten Kriegsvölkern gänzlich verlassen werde und sein Rückzug einer Flucht mehr ähnlich sehe. Sein Heer gieng aus einander und zerstreuete sich in einzelne kleine Haufen nach mehrern Gegenden hin; die Schaarenführer waren aber im Geheim befehliget, ihre Mannen auf verschiednen Wegen den Sächsischen Grenzen näher zu bringen und um eine bestimmte Zeit bey Fulda, als dem gemeinschaftlichen Sammelplatze, mit ihnen einzutreffen; er selbst eilte nur, von wenigen Reitern begleitet, voraus und schien, man wußte nicht wohin, verschwunden und, einer dunkeln Sage nach, ein Opfer der Verzweiflung geworden zu seyn.

Immittelst hatte sich Moriz, außer Gotha und Eisenach, auch den Kurfürstlichen Landesantheil in Thüringen unterworfen und dadurch die Besitznehmung des Kurfürstenthums, bis auf jene zwey vesten Städte und Wittenberg, fast ohne Blutvergießen vollendet. Da der Winter mit aller Strenge schon eingebrochen und von Seiten des seiner Meinung nach in Oberteutschland noch stark beschäftigten Kurfürsten etwas nicht zu befor-

gen war: so verschob er die Belagerung der noch übrigen drey vesten Plätze bis zum nächsten Frühjahr, versah die genommenen Städte mit hinlänglichen Besatzungen, schickte seine Ritterpferde und Bürgerfahnen in ihre Heimath zurück, entließ seine Söldner, verlegte seine ordentlichen Soldaten in ihre Winterläger und gieng nach Dresden, um im Schooße des Friedens und der Liebe für das Wohl seines Landes zu sorgen und ruhig abzuwarten, wie sich das Gewirre der Händel, in welche er nun selbst mit verflochten war, aus einanderwikkeln und welche Gelegenheiten ihm das Schicksal zur Begünstigung seiner geheimen Wünsche und Absichten entgegenführen werde. Er hatte sich jedoch der Liebe kaum in den Arm geworfen und der Ruhe nur wenige Tage genossen: so erhielt er Nachricht von Johann Friedrichs Aufbruch aus Oberteutschland und von seiner Annäherung, und sogleich wieder Nachricht von seinem plötzlichen Verschwinden und von der gänzlichen Zerstreuung seiner Kriegsvölker. Die leztere war ihm glaublicher und war der rauhen Witterung und aller übrigen Umstände halber auch weit wahrscheinlicher, als die erstere, darum beunruhigte jene ihn nicht und

er blieb sorglos. Aber nicht lange, so verbreitete sich das Gerücht von neuem, daß Johann Friedrich mit mehr als zwanzigtausend Mannen im Anzuge und schon bis an die Grenzen von Thüringen vorgedrungen sey. Und dort stand er auch und hatte seine ganze Macht bey Fulda zusammen gezogen. Die Rache hatte seine Schritte beflügelt und seinen Entschließungen Beharrlichkeit gegeben. Mit einer ihm sonst ganz unnatürlichen Raschheit und wie ein Hagelwetter hatte er die Provinzen, durch welche sein Weg ihn führte, stürmisch und verheerend durchzogen und hatte den katholischen Ständen nicht nur, sondern auch seinen eignen zu dem Schmalkaldischen Bunde nicht gehörigen Glaubensgenossen seinen Unmuth durch Brandschatzungen und gewaltsame Erpressungen aller Art aufs härteste empfinden lassen. Moriz glaubte dem Gerüchte nicht eher, bis ihm sichre Botschaft kam, daß Thüringen von den Kurfürstlichen Kriegsvölkern überschwemmt, daß seine in Naumburg gelegene Besatzung ihnen mit Mühe nur noch entronnen und daß Leipzig sogar schon in Gefahr sey. Durch diese und mehrere wohlverbürgte Botschaften aus seiner Sicherheit aufgeschreckt,

eilte Moriz sogleich nach Leipzig und ließ an seine im ganzen Lande verstreuten Soldaten Befehl ergehen, daß sie sich in Eile dahin verfügen sollten, weil er vermuthete, daß der Kurfürst auf diese wegen ihrer Lage und wegen ihrer Wohlhabenheit für ihn überaus wichtige Stadt sein Hauptaugenmerk richten würde. Und so war es auch; er drang über Merseburg nach Halle vor, bemächtigte sich dieser großen und volkreichen Stadt ohne Schwertschlag, rastete daselbst drey Tage, um seine zurückgebliebenen Heerhaufen und sein ganzes grobes Geschütz zu erwarten, und rückte sodann geraden Weges auf Leipzig los. Der Herzog war unterdessen nicht müßig gewesen und hatte die Stadt in den besten Vertheidigungsstand gesetzt, mit Mannschaften gnüglich verstärkt und die Bürger selbst fleißig in den Waffen geübt. So hart einige seiner Maasnehmungen übrigens auch schienen und empfunden werden mochten, so waren sie doch unumgänglich nothwendig zur Rettung des Ganzen, weil die Unterlassung derselben den Belagerern bedeutende Vortheile gewähren mußte. Er ließ nämlich sogleich bey Annäherung des Feindes die der Vertheidigung der Stadt hinderlichen Vor-

städte wegbrennen und den unglücklichen Bewoh-
nern derselben die Universitätsgebäude zum Aufent-
halt anweisen, mit der Zusicherung, daß ihre ein-
geäscherten Wohnungen auf öffentliche Kosten wie-
der erbauet werden sollten. Er selbst hielt es nicht
für rathsam, sich hier einschließen zu lassen, über-
trug die Vertheidigung der Stadt seinem Kriegs-
obristen, Sebastian von Wallwiz, und zog
sich mit seiner ganzen Reiterey heraus, als der
Kurfürst zur Berennung derselben sich anschickte.

Durch sein bisheriges Kriegsglück in der stol-
zen Meinung bestärkt, daß er nun keinen Wider-
stand mehr zu befürchten habe, und daß sich ihm
nun Alles in Demuth ergeben und unterwerfen
müsse, glaubte Johann Friedrich nur einer
drohenden Auffoderung zu bedürfen, um auch Leip-
zig in seine Gewalt zu bekommen, und fand sich
getäuscht. Man beantwortete seine Auffoderung
von Seiten der Besatzung und der Bürgerschaft
mit männlicher Entschlossenheit und bewies sich
zur hartnäckigsten Vertheidigung gefaßt. Er ver-
suchte der Stadt mit Sturm Meister zu werden
und ward zurückgeschlagen. Er ließ das Landvolk
aus der ganzen umliegenden Gegend zusammen

treiben und zwang es, den Graben zwischen dem Petersthore und dem Paulinerkloster unter dem heftigsten Feuern aus der Stadt mit Faschinen auszufüllen, um sich hier einen Weg in die Stadt zu bahnen; aber die Belagerten steckten das mit Erde noch nicht überschüttete Reißig mit Fackeln und Pechkränzen in Brand und vereitelten dadurch sein mit so vieler Anstrengung begonnenes und durch Aufopferung vieler Bauern und Soldaten schon bis zur Ausführung gediehenes Unternehmen. Er ließ sein gröbstes Geschütz auf den über die Morizbastey emporragenden Streitthurm richten, um zu bewirken, daß er zusammenstürzen und daß von dessen Trümmern der Graben ausgefüllt werden sollte; aber Wallwiz verstand seine Absicht und ließ den schon ganz zerschoßnen Thurm in der Nacht, da das feindliche Geschütz schwieg, mit starken Ketten und Seilen umwinden und diese nach der Stadt hinein spannen, durch welche Vorkehrung der mit Tagesanbruch wieder heftig beschoßne Thurm nicht in den Graben, sondern über die Stadt hin stürzte. Durch diese und mehrere äußerst blutige und doch vergebliche Versuche zur Eroberung der Stadt nicht nur abgeschreckt und

geschwächt, sondern auch von der täglich wachsenden Macht des Herzogs im Rücken bedrohet, ward der Kurfürst gar bald gezwungen, seine Beute fahren zu lassen und die Belagerung von Leipzig, die er am 5ten Januar des Jahres 1547 mit Sturm unternommen hatte, am 27sten Januar in der Stille wieder aufzuheben. Er zog mit den Ueberresten seines sehr abgematteten und aufgeriebnen Heeres nach Altenburg und ließ sie in der dortigen Gegend die Winterläger beziehen.

Hätte Johann Friedrich nicht so lange mit der unbiegsamsten Hartnäckigkeit auf Leipzigs Eroberung bestanden und sich dadurch nicht recht muthwillig um die Vortheile der Ueberraschung gebracht, so würde aller Wahrscheinlichkeit nach seine Rache vollkommen und Moriz schwer zu retten gewesen seyn. Nun war es jedoch zu spät, sein Glück zu verfolgen und auf seinen Gegner weiter einzudringen, da der Herzog die durch die Belagerung von Leipzig gewonnene Frist zur Heranziehung böhmischer Hülfsvölker und zur Bewaffnung seiner Unterthanen treflich benutzt und mit seinen Heerhaufen von Dresden bis Chemnitz und Zwickau hinauf eine starke Vertheidigungs-Linie gezogen

hatte. Der Kurfürst begnügte sich daher, den Feind von Altenburg aus zu beobachten, und der Herzog ließ zu Penig die Muldenbrücke zur Hälfte abbrechen, um beide Heere von einander abzuschneiden und gegen jeden Ueberfall gesicherter zu seyn. In den erstern Tagen des Februars stieß Markgraf Albert von Brandenburg, sein freudiger Kriegsgefährte, mit zweytausend Reitern und fünftausend Fußknechten zu ihm. Wiewohl der Herzog durch diese Verstärkung, so ansehnlich und stattlich solche auch war, noch kein Uebergewicht über den Kurfürsten erhielt, so konnt' er ihm doch nun eher im offnen Felde die Stirn bieten. Er entschloß sich daher, die Winterläger plötzlich zu verlassen und den Feind unvermuthet anzugreifen. In dieser Absicht zog er noch mehrere Fahnen Fußvolks aus Dresden, Großenhain, Pirna und den umliegenden Gegenden an sich, schickte seinen Bruder August mit einem starken Heerhaufen von Freyberg nach Mitweida und ließ den Markgrafen Albert mit seinem ganzen reisigen Zeuge nach Rochlitz vorrücken, jedoch mit der Warnung, daß er sich mit der verführerischen Elisabeth von Hessen, der Wittwe des Herzogs Johann, welche

auf dem Schlosse zu Rochlitz ihren Wittwensitz hatte und ein ziemlich freyes und üppiges Leben führte, nicht zu tief einlassen, oder wenigstens doch, wenn er ja, wie er sich ausdrückte, sein Schwager werden wolle, auf seiner Hut gegen sie bleiben möchte, weil er sich wenig Liebes und Gutes von ihr zu versehen habe und weil sie ihm doch wohl aus alter Anhänglichkeit an den Kurfürsten einen schlimmen Streich spielen könne. Albert lächelte der scherzend hingeworfnen und doch sehr ernstlich gemeinten Warnung seines Freundes und versprach derselben wohl eingedenk zu seyn. Aber der erste einladende Blick des schönen verführerischen Weibes machte den teutschen Alzibiades, diesen Beynamen gaben ihm seine Zeitgenossen, seines Versprechens gänzlich vergessen, und er verwickelte sich in ihre verrätherischen Netze, lebte mit ihr in Saus und Braus und in Ueppigkeit und Wollust, und durchschwärmte und durchschwelgte mit ihr vier Tage und vier Nächte, und ließ seine Ritter und Mannen gleich sorglos schwärmen, schwelgen und toben, und erwachte nicht eher aus seinem wilden Taumel und aus seiner wollüstigen Betäubung, bis der Ueberfall des Feindes

schon gelungen, das Lager und die Stadt schon gewonnen, und die hartnäckigste Gegenwehr nun schon fruchtlos und keine Rettung mehr möglich war. Der Kurfürst, von Allem, was im Markgräflichen Lager und in der Stadt und auf dem Schlosse vorgieng, durch seine alte Freundin genau unterrichtet, überfiel den tapfern Albert im Schooße der Wollust, zerstreute und vernichtete seine ganze herrliche Rüstung, erbeutete das ganze Geschütz und alle Fahnen und alles Gepäcke, und machte den Markgrafen selbst nach der verzweifeltsten Gegenwehr in einem Hohlwege auf der Flucht noch gefangen. Dieser Schlag geschah am Morgen des 6ten Merzes, an dem nämlichen Tag, da Moriz und August sich in Bewegung gesetzt hatten, um selbst den Feldzug überraschend und angreifend zu eröffnen. Aber dieser Schlag war zu schrecklich und zu entscheidend, und gab dem Feinde ein allzu großes Uebergewicht, als daß der Herzog auf der muthig betretnen Bahn noch weiter hätte fortschreiten können. Er zog sich in seine vorigen Stellungen zurück und ließ den Kurfürsten, um nur Zeit zu gewinnen, in den demüthigsten Ausdrücken um einen Waffenstillstand und um Friedens-Unter-

handlungen bitten. Gegen alle Erwartung bewilligte Johann Friedrich den gesuchten Waffenstillstand, den er itzt schlechterdings nicht hätte bewilligen sollen, wenn er seinen Vortheil verstanden und besser zu benutzen gewußt hätte, und bewilligte zugleich, daß auf dem Schlosse zu Mitweida Friedens-Unterhandlungen gepflogen werden sollten. Da aber die Kurfürstlichen Abgeordneten ihre Foderungen viel zu hoch spannten, die Herzoglichen Abgeordneten hingegen in Gemäsheit ihrer Bestallungen viel zu wenig einräumen wollten: so zerschlugen sich die Unterhandlungen schon in der dritten Woche nach ihrer Eröffnung, und der Krieg begann nun wieder von neuem und schrecklicher nun und verheerender, als er vorher gewüthet hatte. Racheglühend stürzte sich nun der ungleich stärkere Kurfürst über die Herzoglichen Länder her und bemächtigte sich derselben mit stürmischer Eile und übte schreckliche Vergeltung mit Raub, Mord und Brand auf den Schlössern und Gütern der Herzoglichen Räthe und derjenigen Landstände, welche jenes ihn äußerst empörende ständische Schreiben namentlich unterzeichnet hatten — und der arme, nun ganz niedergedrückte Herzog Moriz verließ, nachdem

er den Kern seiner Fußvölker nach Dresden zurückgeführt hatte, sein unglückliches Vaterland und flüchtete mit seiner und der ungarischen Reiterey nach Böhmen, vereinigte sich in Brixen mit dem von den böhmischen Ständen ebenfalls hart bedrängten römischen König Ferdinand, und gieng in dessen Gefolge nach Eger, um die von ihnen gemeinschaftlich schon lange und wiederholt erbetene kaiserliche Hülfe dort zu erwarten.

Nach dem Abzuge des Kurfürsten aus Oberteutschland und der zu gleicher Zeit erfolgten gänzlichen Zerstreuung des Bundesheeres hatte es dem Kaiser allerdings nicht schwer fallen können, die Oberländischen Bundesverwandten anzugreifen, zu überwältigen und nach Befinden wohl auch hart zu züchtigen, ja es hatte nicht einmal eines Schwertstreichs und kaum einer drohenden Bewegung bedurft, die von aller Vertheidigung entblößten und ihrem Schicksal überlaßnen evangelischen Stände in Schwaben und Franken zur Unterwerfung zu bringen. Man war ihm überall und von allen Seiten mit den demüthigsten Bitten um Gnade und Frieden entgegen gekommen; die mindermächtigen und nächsten Reichsstädte hatten aus

Furcht den Anfang gemacht, die größern und entferntern waren ihrem Beyspiel zum Theil aus Noth, zum Theil aus Feigheit gefolgt. Nördlingen und Dünkelspühl hatten sich ihm zuerst auf Gnade und Ungnade ergeben, diesen hatten sich die mächtigen Ulmer und Frankfurter unaufgefodert angeschlossen, und diesen die übrigen kleinern und größern Stände bey Haufen nachgedrängt und sogar die wackern Strasburger waren im Nothgedränge mit fortgerissen worden und hatten die Reihe der Bittenden beschlossen. Alle hatten ihre Begnadigung theuer, aber keiner so theuer, als Herzog Ulrich von Würtemberg erkaufen müssen; er war gezwungen worden, dreymal hunderttausend Gulden Strafgelder zu bezahlen, in alle seine Bestungen kaiserliche Besatzung einzunehmen, den größern Theil seines Geschützes auszuliefern und aller und jeder Gemeinschaft mit dem Bunde feyerlich zu entsagen. Und so sah sich der stolze Karl in den ersten Monaten des Jahres 1547 schon auf dem Gipfel seiner Wünsche und dem Ziele seiner despotischen Entwürfe um ein Beträchtliches näher gerückt. Der Bund lag zerstückelt und zerstümmelt zu seinen Füßen, und die ohnmächtigen Glie-

der desselben krümmten sich im Staube und hul-
digten in Demuth seiner Macht. Nur die Häupter
des Bundes, Philipp und Johann Fried-
rich, standen allein noch aufrecht, und thaten
noch keinen Schritt zur Unterwerfung und schienen
sich gegen seine gewaltige Uebermacht noch behau-
pten zu wollen. Doch dies war unmöglich; Karl
war ihnen zu mächtig geworden und es hieng ledig-
lich von seiner Willkühr ab, welchen von Beiden
er sich zum ersten Opfer seiner Rache wählen wollte.
Die Wahl fiel und mußte auf den Kurfürsten fal-
len, denn dieser war ihm noch der Mächtigste, er
war ihm zugleich auch der Verhaßteste. Aber noch
mehr, als dies Alles, bestimmten ihn die reißen-
den Fortschritte der Kurfürstlichen Waffen und die
dringenden Bitten seines von den Böhmen be-
drängten Bruders und seines aus Sachsen geflüch-
teten Lieblings zu dem Entschluß, den Kurfürsten
zuerst anzugreifen. In dieser Absicht brach er mit
seinem aus Spaniern, Neapolitanern, Niederlän-
dern und Teutschen gemischten Heere noch vor
Ende des Märzes aus Oberteutschland auf, zog
ohne Rast durch die Oberpfalz und durch Franken,
lenkte sich rasch gegen die Böhmische Grenze hin

und traf am 5ten April mit fünftausend Reitern und dreißigtausend Mannen zu Fuß in Eger ein, wo er sich mit Ferdinand und Moriz vereinigte. Hier erst vergönnte er seinen ermatteten Kriegsvölkern die nöthige Erholung, setzte sich aber den 12ten April schon wieder in Bewegung und eilte schnell über die Grenze, um den Kurfürsten aufzusuchen.

Während der Abwesenheit des Herzogs hatte sich Johann Friedrich der herzoglichen Städte, außer Leipzig, Zwickau, Pirna und Dresden, welches von ihm selbst heftig, aber vergeblich beschossen worden war, vollends ganz bemächtiget, und stand eben bey Meißen, als er von des Kaisers überraschender Ankunft Nachricht erhielt. Er glaubte sie nicht und blieb sorglos dabey. Als er aber durch mehrere Botschaften von der Annäherung eines großen feindlichen Heeres vergewissert wurde und daran wenigstens nicht mehr zweifeln konnte: so behauptete er doch noch immer, daß der Kaiser in Person mit seinem Heere nicht zugegen sey und daß der listige Moriz ein solches Gerücht nur ausgebracht und zu verbreiten gesucht habe, um ihm und seinen Soldaten ein desto größeres

Schrecken einzujagen. Er brach jedoch sogleich von Meißen auf, ließ sein Gepäcke nach Wittenberg abführen, zog sich eiligst nach Mühlberg an die Elbe und hielt sich in seiner unbegreiflichen Verblendung dort für so sicher, daß er sich um den auf der Ferse ihm nachfolgenden Feind gar nicht bekümmerte und es sogar der Mühe nicht werth hielt, von der Stärke desselben nähere Nachrichten einzuziehen. Der Herzog schickte hierauf eine Botschaft an den Kurfürsten, ließ ihm des Kaisers Ankunft vermelden und zugleich bitten, daß er sich doch ja seiner Gnade unterwerfen möchte, zu deren Erlangung er seine beste Vermittlung verwenden wolle; aber der Kurfürst verwarf den Antrag mit Unwillen und gab nicht undeutlich zu erkennen, daß er sich mit dem Herzog auf keine Weise einlassen wolle. Es war am Morgen des 24sten Aprils, am Sonntage Misericordiasdomini, als der Kaiser ihn einholte und sogleich anzugreifen beschloß, ohngeachtet der Elbstrom beide Heere noch trennte. Der Kurfürst, sorglos und unbekümmert um das, was in seiner Nähe vorgieng, wohnte dem Gottesdienste in der tiefsten Ruhe bey, hielt die während desselben ihm zugebrachten Nachrichten von den

Versuchen der feindlichen Reiterey, durch die Elbe zu schwimmen, der Selbstuntersuchung nicht werth und hatte den Muth, oder vielmehr die blinde Fahrlässigkeit, die Predigt bis ans Ende auszuhören. Aber wie erschrak er, als er nach geendigtem Gottesdienste die Spanischen Reiter in geschloßnen Haufen durch die Elbe setzen und unterhalb Mühlberg die kaiserlichen Fußvölker mit ihrem Geschütz schon über eine dort geschlagne Schiffbrücke dringen sah! Von dieser überraschenden Erscheinung betroffen und so ganz aus aller Fassung gebracht, daß er dem Feinde den Uebergang streitig zu machen nicht einmal versuchte, gab er seinen Völkern sogleich Befehl zum Rückzug, um sich unter den Kanonen von Wittenberg in Sicherheit zu bringen. Der Rückzug erfolgte zwar in Eile, aber nicht in der besten Ordnung; die kaiserliche Reiterey fiel die Kurfürstliche auf der Lochauer Heide mit Ungestüm an, sprengte sie aus einander und warf sie auf ihr eignes Fußvolk zurück. Wilde Verwirrung ergriff nun das ganze Heer; der Sieg ward in wenigen Minuten für den Kaiser entschieden und Johann Friedrich nach der tapfersten persönlichen Gegenwehr auf der Flucht gefangen.

Karl rückte hierauf vor Torgau und nach dessen Besitznehmung vor Wittenberg, um sich dieses wichtigen Platzes im Fluge zu bemächtigen. Aber die Stadt war mit einer auserlesenen Besatzung und allen nöthigen Vertheidigungsmitteln hinlänglich versehen und für ihren Herrn das Aeußerste zu wagen entschlossen. Wittenberg hielt sich bis in die fünfte Woche und vertheidigte sich mit vieler Geschicklichkeit und Tapferkeit. Ueber diesen unerwarteten Widerstand aufgebracht, ließ der Kaiser die Stadt nochmals auffodern und zwar unter der fürchterlichen Drohung, daß er das Haupt ihres geächteten Herrn hineinschicken werde, wenn sie sich ihm nicht auf Gnade und Ungnade ergeben würde. Dieser Drohung folgte auch sogleich das Bluturtheil, des Inhalts, daß Johann Friedrich, als ein in die Reichsacht erklärter Empörer, des Kurfürstenthums und aller seiner Würden, Aemter und Länder entsetzt und daß ihm auf einem im freyen Felde aufgerichteten Blutgerüste der Kopf abgeschlagen werden solle. Es steht dahin, ob nicht der ergrimmte Karl dieses fürchterliche Urtheil in seiner ersten Zornwuth und bey längerm Widerstande der Wittenberger

würde haben vollstrecken lassen, wenn er nicht durch die bittlichen Verwendungen des Kurfürsten von Brandenburg und des Herzogs von Cleve auf mildere Gesinnungen gebracht, so wie der gefangene Kurfürst zur Unterzeichnung einer harten Kapitulation, Kraft deren er unter andern auf die Kurwürde und die meisten seiner Länder Verzicht zu thun, den in Gotha verhafteten Markgrafen Albert in Freiheit zu setzen, die Stadt Wittenberg dem Kaiser zu überantworten und dessen Gefangner auf Lebenszeit zu bleiben, sich anheischig machte, vermocht worden wäre. Der Kaiser hielt hierauf am 25sten May seinen feyerlichen Einzug in die Stadt, begnadigte den unglücklichen Johann Friedrich mit dem Leben, und sprach am 4ten Juni die Kur Sachsen samt allen ihm abgenommnen Ländern seinem Liebling Moriz zu, mit der Versicherung, daß er ihn auf dem nächsten Reichstage zu Augsburg feyerlich damit belehnen wolle. Nach einem kurzen Aufenthalte in Wittenberg verfügte sich der Kaiser nach Halle, und der gebohrne Kurfürst von Sachsen folgte ihm dahin und von nun an überall hin unter spanischer Bewachung als Gefangner.

So ward Johann Friedrichs Schicksal und so das Schicksal des Schmalkaldischen Bundes entschieden. Was Moriz durch seine Einmischung und durch seine thätige Mitwirkung dazu mit beygetragen haben mag, das erhellet aus der bisherigen mit Wahrheit und Unpartheylichkeit vorgetragnen Geschichts-Erzählung, und es erhellet daraus zur Gnüge, daß es nicht sowohl die Mitwirkung des Herzogs, als vielmehr die fast ganz unbegreiflichen und schlechterdings unverzeihlichen Fehler der Bundeshäupter und der Bundesräthe waren, welche die Zerstörungs-Entwürfe des Kaisers schneller und glücklicher, als er es selbst erwartet haben konnte, begünstigten und beförderten, und daß Moriz auch an den lezten entscheidenden Unfällen seines Vetters nur einen leidenden Antheil gehabt haben könne, da er, nicht zu gedenken, daß er es an freundschaftlichen Warnungen nicht hatte fehlen lassen, zu dem Siege über ihn so wenig als Nichts beygetragen hatte, und da der Kaiser allein mächtig und übermächtig genug war, den Kurfürsten auch ohne das Gelingen einer Ueberraschung bey Mühlberg zu schlagen und zu erdrücken. Daß es aber Moriz nie mit

dem Schmalkaldischen Bunde gehalten hat — wer wollte ihn darum tadeln? und daß er die seinem Vetter entrißne hohe Würde nicht ausgeschlagen hat — wer wollte ihm dies zum Verbrechen anrechnen? Wer jedoch auch itzt noch nicht mit sich selbst einig werden kann, was er von diesem zweydeutigen Moriz halten und nicht halten soll: der erwarte das Ende des großen politischen Schauspiels, dessen Knoten so eben gelöset zu seyn scheint und doch nur erst geschürzt ist, und spare bis dahin sein Urtheil.

Nach Johann Friedrichs politischer Vernichtung, welche mit schreckhaftem Erstaunen auch auf den Niedersächsischen Kreis würkte und seine dortigen Anhänger zu freywilliger Niederlegung der Waffen bewog, war unter allen Schmalkaldischen Bundesverwandten, die veste und volkreiche Stadt Magdeburg ausgenommen, nur noch ein einziger Mann von hoher Bedeutung übrig, der sich dem Kaiser noch entgegenstemmen, der ihm wohl gar noch Trutz bieten und die zerrißnen Glieder des Bundes zu einem starken und vielleicht besser organisirten Körper, als der Schmalkaldische gewesen war, wieder vereinigen konnte — und dieser be-

deutende, dem gewaltigen Karl selbst noch furchtbare teutsche Mann und Fürst war der Schwiegervater des neuen Kurfürsten von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen. Obschon von seinen mühseligen Zügen in Oberteutschland geschwächt, doch nicht erschöpft und entkräftet, stand Philipp noch wohlgerüstet an der Spitze eines streitbaren Volks, und konnte dem Kaiser durch sein Ansehen, durch seinen Muth und durch seine Kriegserfahrenheit allein noch Unruhe machen. Aber auch ihn hatte der Schrecken über seines edlen Mitstreiters trauriges Schicksal wie ein Wetterschlag getroffen und muthlos gemacht, auch ihn, den sonst so furchtlosen teutschen Mann, wandelte nun die Furcht an, daß der ergrimmte Kaiser mit seiner Uebermacht über ihn herfallen werde, um an ihm und seinen Unterthanen nun gleiche und vielleicht noch fürchterlichere Rache zu nehmen, und er wünschte daher nichts sehnlicher und ängstlicher, als seine Begnadigung um jeden Preis, wenn nur nicht und schlechterdings nicht um den Preis seiner persönlichen Freiheit, so schleunig als möglich zu erkaufen, ließ diesen Wunsch seinem Schwiegersohn und dem Kurfürsten von Brandenburg mit-

theilen und sie um ihre Vermittlung bey dem Kaiser bitten, und begab sich sogleich selbst nach Leipzig, um ihnen näher zu seyn und den Abschluß des erniedrigenden, aber seiner Vorstellung nach doch höchst nothwendigen Handels durch die Ferne von ihm nicht zu verzögern. Moriz und Joachim unterzogen sich der Vermittlung mit Freuden und fanden den Kaiser zu Willfahrung ihrer Bitte nicht abgeneigt; die von ihm gemachten Begnadigungs-Bedingungen waren aber so hart, daß sie an der Einwilligung des Landgrafen verzweifelten. Doch wider alles Erwarten ließ er sie hoffen, daß er sich fügen und zu Allem verstehen könnte, wenn er nur seiner persönlichen Freiheit wegen gesicherter wäre und die Bedingung, daß er sich auf Gnade und Ungnade ergeben solle, in Wegfall gebracht würde. Diese Weglassung vermochten die Vermittler vom Kaiser, wiewohl er die Sache selbst nur für ein Zeremoniel gehalten wissen wollte, nicht zu erhandeln, erhielten jedoch von seinen Ministern die schriftliche Erklärung, „daß der Landgraf weder am Leib, noch an ewigem Gefängniß, noch an Schmälerung der Güter weiter, als die Artikel reichten, gestraft werden sollte.“

Da nun die Artikel von Gefängniß gar nichts enthielten, so schien es ihnen wörtlich in der Erklärung zu liegen, daß der Landgraf kein Gefängniß zu fürchten habe, und in dieser Ueberzeugung verbürgten sie sich selbst gegen ihn für seine Freiheit mit ihrer Ehre und mit ihrer Person. Durch diese Bürgschaft beruhiget, erschien nun Philipp am Hoflager zu Halle, that dem Kaiser knieend Abbitte und gelobte mündlich und schriftlich, sein ganzes Geschütz an ihn auszuliefern, alle seine Vestungen, bis auf eine einzige, zu schleifen, 150000 Gulden Strafgelder zu bezahlen, den gefangnen Herzog Heinrich von Braunschweig sofort und unentgeldlich frey zu lassen, dem Schmalkaldischen Bunde zu entsagen und alle dazu gehörigen Schriften an ihn zu überantworten und in Zukunft in kein Bündniß sich wieder einzulassen, in welchem nicht der Kaiser und der römische König ausdrücklich mit begriffen seyn würde — worauf ihn der Kaiser wieder zu Gnaden annahm. Dieser allerdings beschämenden Handlung folgte ein herrliches Gastmal, bey welchem alle anwesende fürstliche Personen zugegen waren, und der Landgraf trank seinen Muth aus vollen Pokalen

nieder und sein Herz ward wieder lustig und guter Dinge. Als er sich aber nach geendigtem Bankett in seine Herberge begeben wollte, so trat ihm der Herzog von Alba mit einer Schaar spanischer Leibwächter entgegen und erklärte ihn zu seinem und des Kaisers Gefangnen. Philipp ergrimmte und schrie über Verrätherey und mahnte seine Bürgen um Worthaltung, und Moriz und Joachim traten zwischen ihn und Alba und verlangten seine Freiheit; aber die Spanier achteten ihrer Einrede nicht, bemächtigten sich ihrer Beute und giengen davon. Moriz und Joachim eilten sogleich zu den Kaiserlichen Ministern und ließen sie hart an, und schrien über Betrug, und foderten die augenblickliche Befreyung des Landgrafen und beruften sich auf die ihnen diesfalls zugestellte Erklärung; aber die Minister entgegneten ihnen mit hämischer Schalkheit, daß ja der Landgraf nach den ausdrücklichen Worten jener Erklärung mit ewigem Gefängniß nicht bestrickt werden sollte, daß aber doch ganz einleuchtend einiges Gefängniß darunter zu verstehen sey, und der Kurfürst von Brandenburg erhitzte sich über diese betrügliche Deutung so sehr,

daß er den Bischof von Arras über den Kopf gehauen hätte, wenn er nicht von dem Kurfürsten von Sachsen daran verhindert worden wäre. Moriz und Joachim giengen nunmehr den Kaiser selbst an und sprachen stark und nachdrücklich mit ihm und verhehlten es nicht, daß ihre verpfändete Ehre dabey auf dem Spiel stehe; aber der schadenfrohe Karl antwortete den edlen Kurfürsten kalt und kurz, und entließ sie nur mit der Hoffnung, daß er dem Gefangnen vielleicht seine Freiheit schenken dürfte, wenn die vornehmsten Artikel seiner Unterwerfungs-Urkunde erst erfüllt seyn würden. Durch diese schwache Hoffnung doch einigermaßen besänftiget und beruhiget, beeilte sich Philipp, Alles und Alles, was er dem Kaiser zu zahlen und zu überantworten und zu zerstören gelobt hatte, noch vor den angesezten Terminen zu leisten, um nur schneller wieder in Freiheit zu kommen. Aber er blieb des Kaisers Gefangner und ward in die Niederlande abgeführt, und Moriz bewahrte diese trügliche Handlung in einem feinen und guten Herzen.

Mit Ablauf des Juni zog sich der Kaiser aus Sachsen heraus und nach Oberteutschland zurück,

ohne vorher, wie man allgemein vermuthet hatte, die einzigen noch widerspenstigen Magdeburger heimzusuchen, und Moriz beurlaubte sich bey seinem Aufbruche von Halle von ihm und begleitete den römischen König Ferdinand nach Böhmen, um ihm zur Dämpfung der dort ausgebrochnen und schon weit um sich greifenden Empörung freundschaftliche Hülfe zu leisten. Sie fanden alle Wege offen und bis Prag auch nicht den mindesten Widerstand. Aber dort hatten die Misvergnügten ihre ganze Macht vereiniget und die Stadt zahlreich besezt und stark befestiget. Sie ergab sich jedoch nach einer kurzen und tapfern Gegenwehr auf Gnade und Ungnade, und Moriz kehrte hierauf von des edlen Ferdinands Freundschaft beehrt und überzeugt nach Sachsen zurück.

Der Kaiser war kaum nach Oberteutschland zurück gekommen, so klärte sich es bald auf, was ihn zur Beseitigung des Magdeburger Geschäfts und zu seinem so eiligen Abzuge aus Obersachsen bewogen hatte. Es war ihm nämlich sehr daran gelegen, aus der allgemeinen Bestürzung, welche sich durch Johann Friedrichs und Philipps Fall im ganzen Reiche verbreitet hatte, den mög-

lich-größten Vortheil zu ziehen und eine ihm äuſ-
ſerſt wichtige Sache durchzuſetzen, welche ſeinem
Bedünken nach nicht anders, als bey der gegen-
wärtigen geſchmeidigen Stimmung aller Stände,
und nirgends anders, als in Oberteutſchland durch-
geſetzt werden konnte. Die Sache betraf eine neue
Vereinigung aller Stände teutſcher Nazion durch
die Errichtung eines neuen Schwäbiſchen Bundes,
welchem er ſich ſelbſt ſamt ſeinem Bruder, dem
römiſchen König Ferdinand anſchlieſſen, oder
vielmehr: deſſen Oberhaupt er ſelbſt werden wollte.
Um dieſes groſſe Werk, welches er in ſeiner feinen
Politik für die Grundveſte ſeiner künftigen Allein-
herrſchaft über Teutſchland anſehen mochte, deſto
ſchneller zu Stande zu bringen, oder wenigſtens
doch darauf vorzubereiten und einer vorläufigen
zahlreichen Beyſtimmung dazu ſich zu verſichern,
lieſs er alle Stände des Reichs zu einer Verſamm-
lung nach Ulm einladen, und ihnen hier den Plan
ſeines neuen Werkes durch ſeine Kommiſſarien zur
Einſicht vorlegen. So tief aber auch ſeine deſpo-
tiſchen Abſichten dabey verſteckt lagen und ſo ſchlau
und verführeriſch der Antrag auch war, den die
Kaiſerlichen Miniſter der Verſammlung machten:

so ließen sich doch die mistrauisch gewordnen Stände diesmal nicht bethören, wußten den ihnen gelegten Schlingen mit kluger Vorsicht zu entgehen, arbeiteten der Vollendung des Werkes durch eine schleppende Langsamkeit in ihren Berathungen darüber geflissentlich entgegen, und bewürkten dadurch, daß die Kaiserlichen Kommissarien den Handel selbst still stehen ließen und dessen Fortsezzung auf den nächsten Reichstag verschoben. Er kam jedoch nie wieder in Anregung und der stolze Karl hatte den Verdruß zu fühlen, daß er noch nicht allmächtig geworden war.

Der auf den Februar des Jahres 1548 nach Augsburg ausgeschriebene Reichstag war einer der glänzendsten und wichtigsten, welche Karl der Fünfte während seiner langen Regierung gehalten hatte. Fast alle Stände des Reichs fanden sich in Person daselbst ein, um theils dem Kaiser zu seinen Siegen über die Schmalkaldischen Bundesgenossen Glück zu wünschen, theils aber auch seiner Gnade sich zu unterwerfen und ihm von neuem Gehorsam und Treue zu geloben. Merkwürdig ward dieser Reichstag durch die feyerliche Belehnung des Herzogs Moriz mit dem Kurfür-

stenthum Sachsen und dem Erzmarschallamte, welche der Kaiser am 24sten Februar, seinem Geburtstage, im Angesichte des abgesetzten Kurfürsten auf einer öffentlichen Bühne verrichtete. Aber noch merkwürdiger ward dieser Reichstag durch die Erlassung des unter dem Namen des Interim berüchtigten Kaiserlichen Religions-Edikts und durch die darauf erfolgten ärgerlichen und nachtheiligen Bewegungen. Der Kaiser hatte dieses Glaubensbuch, welches zur Grundlage der Vereinigung der Katholiken und Protestanten dienen sollte, durch einige angesehne Theologen der alten und neuen Lehre ausarbeiten lassen, und suchte nun die protestantischen Stände zur Annahme desselben zu bewegen. In dieser Absicht ließ er zuvörderst mit denjenigen Fürsten, von welchen er den wenigsten Widerstand befürchten zu dürfen glaubte, durch seine Minister, und denn wieder durch die gewonnenen Fürsten mit andern ihm wichtig scheinenden Ständen handeln, und der Handel gelang ihm so glücklich, daß die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg dieses Glaubensbuch für sich und ihre Länder nicht nur annahmen, sondern sich auch anheischig machten,

es dem neuen Kurfürsten von Sachsen vorzulegen und sich seiner Beystimmung zu versichern. Dieser antwortete jedoch auf den diesfalls ihm gemachten Antrag, daß er die Sache zuvörderst mit seinen Landständen und mit seinen Theologen überlegen müsse, und bemerkte dabey zugleich, daß er sich um so mehr dazu verpflichtet fühle, weil ihm die neue Verfügung, so viel er davon verstehe, nur gar zu viel von dem alten Aberglauben zu enthalten scheine, da ja nach ausdrücklicher Vorschrift derselben der Meß-Kanon wieder eingeführt, die Seelen- und Privatmessen wieder angerichtet, der abgöttische Unfug der Prozessionen aufs neue in Schwang gebracht, und der ganze Heiligendienst wieder hergestellt werden solle, welches Alles ihm gar bedenklich vorkommen wolle. Kaiserlicher Seits empfand man diese Aeußerung allerdings sehr hoch, weil man sich von diesem Manne gerade die wenigste Widersetzlichkeit versehen hatte, gab sich jedoch alle nur ersinnliche Mühe, ihn für die Annahme des Interim zu gewinnen, weil man wohl fühlen mochte, wie groß der Einfluß dieses bedeutenden Fürsten auf die ganze protestantische Parthey werden könne, wenn es ihm in den Sinn

kommen sollte, zum Wortführer und Haupte derselben sich aufzuwerfen. Die Minister handelten daher; der römische König handelte, ja der Kaiser selbst handelte dieser Angelegenheit wegen persönlich mit ihm und erklärte bey dieser Unterredung, wie es ihm und den übrigen Reichsständen gar unleidlich fallen würde, wenn der Brauch aufkommen sollte, daß ein Fürst erst mit seinen Landständen überlegen müßte, ob auch ein gemeiner Reichsschluß anzunehmen sey, und wie er noch weniger geschehen lassen könne, daß er die vorliegende Sache auf das Urtheil seiner Theologen aussetzen wolle, da diese bisher selbst mit Beschimpfung Kaiserlicher Majestät die Unruhe und den Aufruhr im Reiche am meisten unterhalten hätten, woraus sich der Rath, den sie ihm itzt geben würden, leicht voraussehen lasse. Aber Moriz ließ sich nicht schrecken und nicht gewinnen, und blieb standhaft auf seiner ersten Erklärung, und der Kaiser mußte geschehen lassen, daß er das Interim an seine Theologen zur Einholung ihres Gutachtens abschickte. Dieses allerdings nicht beyfällige Gutachten theilte der Kurfürst nachher den Kaiserlichen Ministern mit und verweigerte, unter

Beziehung auf dasselbe, seine Beystimmung zum Interim. Diese achteten jedoch nicht auf seinen Widerspruch und ließen das Interim in öffentlicher Reichsversammlung zweymal vorlesen, worauf der Kurfürst von Mainz dem Kaiser für seine in der Sache gehabten Bemühungen dankte und die allgemeine Annahme seiner Verordnung versprach. Moriz verblieb jedoch, wiewohl er im Kurfürstenrathe überstimmt worden war, beharrlich auf seinem Widerspruche, und übergab dem Kaiser den folgenden Tag nach geschehener Danksagung eine Schrift, in welcher er alle seine Einwendungen gegen das Interim nochmals wiederholte und ihn sehr ernstlich an das Versprechen erinnerte, welches er ihm bey dem Schlusse ihres gegenseitigen Bündnisses zu Regensburg wegen der Religionsfreiheit gegeben hätte, und als der Kaiser noch weiter in ihn dringen und mit Bitten und Bestürmungen nicht ablassen wollte, so verließ er Augsburg ohne Abschied, wie er vorher schon erklärt hatte, und kehrte nach Sachsen zurück. Demohngeachtet gab Karl sein Unternehmen nicht auf und ließ das ärgerliche Interim überall, so weit seine Macht reichte, mit Gewalt der Waffen ein-

führen, welche despotische Handlung ihn bey den katholischen Ständen fast eben so sehr, als bey den Protestanten, verhaßt machte.

Die Zeit, welche zwischen diesem und dem nächstfolgenden nicht minder wichtigen Reichstage verstrich, benutzte der thätige Kurfürst Moriz zur Errichtung einer bessern Landesvertheidigung, zur Bevestigung seiner Städte, zur Einführung einer zweckmäßigern Gerechtigkeitspflege in seinen Landen und zu mehrern gemeinnützigen Anstalten, wodurch er sich um seine Zeitgenossen und um die Nachwelt preislich verdient machte, wie er denn unter andern nach dem Landtage zu Torgau eine Sammlung neuer Justiz- und Polizey-Gesetze ins Land ergehen ließ, zu Wittenberg ein Hofgericht errichtete und die Emporbringung der dasigen Universität sich sehr angelegen seyn ließ, von welcher er gewöhnlich zu sagen pflegte, daß sie mit seinem Willen nicht untergehen solle, weil sie die Unkosten schon dadurch sattsam verdient habe, daß die teutsche Bibel dort ausgearbeitet worden sey. Er stellte auch während dieser Zeit verschiedene theologische Konvente an, welche fast einmüthig die Annahme des Interim widerriethen, bezeigte sich

jedoch in der Folge nach Melanchthons Gutachten aus Politik in einigen unwesentlichen Punkten nachgiebiger, als vorher, und schrieb an den Kaiser, daß die Gemüther des Volks in seinem Lande etwas hart gegen das Interim erbittert und aufgehezt wären, weshalb er für gut befunden habe, nur allgemach einen Artikel nach dem andern vorzunehmen, das Volk stufenweise daran zu gewöhnen und es nur vor der Hand in den Kirchen an seinem Hoflager einzuführen. Durch diese Maasnehmung schmeichelte er dem Stolze des Kaisers und verblendete ihn zu gleicher Zeit über seine wahre Gesinnungen.

Unter diesen und ähnlichen Beschäftigungen rückte der neue abermals nach Augsburg ausgeschriebene Reichstag heran, auf welchem Karl das stolze Gebäude seiner Alleinherrschaft zu vollenden und den Schlußstein darauf zu seßen, auf welchem er das lezte seiner Projekte zu enthüllen und zu Stand zu bringen gedachte. Dieses von ihm schon lange entworfne, lange von ihm gepflegte und durch den glücklichen Ausgang des Schmalkaldischen Kriegs wohl erst zur Reife gebrachte Projekt bestand in nichts geringerm, als die Nach-

folge im Reiche und mit dieser die Kaiserkrone seinem Sohne Philipp zu versichern, und solche dadurch für das Oesterreichisch-Spanische Haus vorerst nur auf ein halbes Jahrhundert und somit wohl auch auf ewige Zeiten erblich zu machen. Wie sehr ihm daran gelegen seyn mußte, dieses wichtige Projekt auf dem bevorstehenden Reichstage durchzusetzen, dies erhellet schon daraus, daß er seinen Sohn Philipp selbst aus Spanien nach Teutschland herüber kommen ließ, um den Infanten an die teutsche Nazion und diese an den Infanten vorläufig zu gewöhnen; es erhellet aber noch mehr daraus, daß er den Termin des Reichstags wegen Philipps verzögerter Ankunft noch weiter hinaussetzte, daß er in den diesfalls erlaßnen Ausschreiben allen Kurfürsten und Fürsten des Reichs in der Sprache eines Alleinherrschers gebot, sich in Person zu Augsburg einzufinden, weil er keine Entschuldigung, außer dem Fall einer Krankheit, welche aber eidlich bestärkt werden müsse, für gültig erkennen würde, und daß er Augsburg mit Truppen umgeben und hin und wieder im Reiche einige tausend Spanier vertheilen ließ, um auch wohl mit Gewalt zu erzwingen, was ihm gutwillig

nicht zugestanden werden dürfte. Um sich jedoch der vorläufigen Beystimmung der bedeutendsten Reichsstände noch vor Eröffnung des Reichstages zu versichern, mußte der Reichs-Vizekanzler Seld erst an den Höfen der geistlichen und dann auch an den Höfen der weltlichen Kurfürsten herumreisen und Stimmen sammeln, und so kam denn der schlaue Unterhändler auch an den Hof zu Dresden und eröffnete dem Kurfürsten vor der Hand noch als Geheimniß, was sein scharfsichtiges und weit in die Ferne tragendes Auge schon lange gesehen hatte. Der Vorschlag, den Seld dem Kurfürsten machte, bestand kürzlich darin: daß man seinem Sohne Philipp die Nachfolge im Reiche, aber nicht sogleich nach seinem, sondern erst nach seines Bruders Ferdinands Abtritt versichern möchte, dann aber, wenn Philipp einmal Kaiser wäre, den Sohn Ferdinands, den Prinzen Maximilian, zum römischen König wählen und darüber itzt schon einen Schluß fassen möchte; welchen Vorschlag der Geschäftsträger mit der Versicherung begleitete: „daß es in des Kaisers Seele nicht gekommen sey, durch diese Vorkehrung, wie das Gerücht fälschlich habe verbreiten

wollen, die bisherige Reichsverfassung umzustürzen und das Kaiserthum in seinem Hause erblich zu machen, sondern daß ihn lediglich die Begierde, das heilige römische Reich teutscher Nazion in gute Einigkeit und in solchen Stand und Wesen zu bringen, daß es sich gegen allen fremden Ueberfall und Angriff stattlich schützen und handhaben möge, fürsorgend darauf hingeführt habe.“ Moriz entschuldigte sich gegen den Geschäftsträger sehr fein theils mit der Wichtigkeit der Sache und theils mit seiner Jugend und mit seinem Mangel an Erfahrung, daß er nicht sogleich entscheidend auf den Antrag antworten könne, und entließ ihn. Nachdem er aber mit dem Kurfürsten von Brandenburg darüber Rücksprache genommen hatte, so schrieb er dem Kaiser: „Wenn er sich einseitig zur Genehmigung des Antrags verpflichtete, so sey leicht zu erachten, wofür es nicht allein bey den andern Kurfürsten, sondern auch sonst bey männiglichen würde gehalten werden. Er sey bereits ohne das bey vielen in merklichem Unglimpf und Gespräch, wiewohl Gottlob! ohne sein Verschulden, und fürnämlich darum, daß er sich von dem Kaiser und seinem Bruder nicht habe wollen ab-

wendig machen lassen, sondern bey demselben je und alleweg so beständig und treulich gehalten und zugesetzt, sich auch in des Kaisers Diensten jederzeit so gutwillig habe brauchen lassen. Nun würde solcher Unglimpf und Geschrey ohne Zweifel seinetwegen noch größer werden, wenn er sich hinter den andern Kurfürsten in der Sache dergestalt, wie begehrt, einlassen würde, welches ihm doch, seinem Verhoffen nach, der Kaiser nicht gönnen werde." Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Erklärung der übrigen Kurfürsten gleichen Gehalts gewesen seyn mag, und gewiß ist es, daß der Kurfürst von Brandenburg mit dem Kurfürsten von Sachsen ganz einverstanden war, denn dieser ließ den König Ferdinand im Geheim aufs inständigste bitten, daß er die Sache nicht weiter betreiben, oder doch sich selbst auf irgend eine Art herausziehen sollte, weil er sich sonst mit seiner ganzen Nachkommenschaft der teutschen Nazion äußerst verhaßt machen würde.

Auf dem Reichstage selbst kam diese heikliche Sache öffentlich weiter nicht zur Sprache. Aus den unbestimmten und ausweichenden Antworten der Fürsten, welche er um ihre Beystimmung dazu

hatte begrüßen lassen, ersah der Kaiser allerdings ihre große Abneigung dagegen, ersah aber auch zu gleicher Zeit daraus, wie tief sie gesunken und von ihm herabgedrückt seyn mußten, da es Keiner, und unter den mächtigsten Reichsständen auch nicht Einer gewagt hatte, ihm geradezu zu widersprechen und seinen Vorschlag als unausführbar und reichsverfassungswidrig zu verwerfen. Diese richtige Bemerkung galt ihm so viel, als ein neuer Sieg über die teutsche Freiheit und bestärkte ihn wenigstens in der Ueberzeugung, daß er nun alles durchsetzen könne, was er wolle. Aber seine leise Politik bestimmte ihn, die Ausführung seines Projekts so lange zu verschieben, bis der durch die erste nur noch geheimnißvolle Enthüllung desselben auf die Gemüther der Stände gemachte widrige Eindruck verwischt seyn würde, was gar bald geschehen mußte, wenn es ihm gelang, die Aufmerksamkeit davon ab und auf einen allen Partheyen näher liegenden Gegenstand, auf die Entscheidungen der Tridentinischen Synode, welchen die Protestanten sich unterwerfen sollten, und auf ihr Benehmen dabey hinzulenken. Hätte das Schicksal bis dahin ihm Zeit gelassen, so wäre die Sache gewiß wie-

der und öffentlich auf die Bahn gebracht und bis ans Ziel entweder mit Glimpf hinausgeführt, oder mit Gewalt fortgerückt worden.

Es war jedoch nicht das Schicksal, es war nur ein einzelner Mann, der den stolzen Karl dem hohen Ziele seiner Wünsche plötzlich und für immer entrückte, und das ganze Gebäude seiner Herrschsucht, an dessen Gründung und Aufführung er ein ganzes Menschenalter hindurch rastlos gearbeitet hatte, mit Einem Schlage zertrümmerte. Alle Stände des Reichs, die mächtigsten wie die schwächsten, die größten wie die kleinsten, die Katholiken wie die Protestanten, empfanden es gleich stark und schreckhaft, wie fesselnd sie von der Politik des schlauen Karls erst umsponnen und wie tief sie nun von der eisernen Hand seiner despotischen Willkühr hinabgedrückt worden waren, und mit welcher Schmach und Schande sie sich durch ihre Partheygezänke von der einen und durch ihr schwaches Nachgeben von der andern Seite bedeckt, und in welche elende Knechtschaft sie sich und die teutsche Nazion gestürzt hatten — das empfanden sie Alle gleich schmerzhaft und empörend, und ergrimmten

vor Schrecken und Wuth bey dem durch das jüngste Beginnen des Kaiserlichen Hofes in ihnen aufgeblizten Gedanken, daß sie ihrer freyen Selbstständigkeit nun gänzlich verlustig und Vasallen des finstern Philipps werden sollten, dieses Philipps, aus dessen Blicken, aus dessen Benehmen, aus dessen Reden und Handlungen sie klar und deutlich zu ersehn glaubten, was er einst werden könnte und leider! wahrhaftig geworden ist: der Hasser und Verfolger jeder gesetzlichen Freiheit, der menschenwürgende Despot, die scharfe Geisel der Menschheit! Aber ihre Zornwuth blieb ohnmächtig und Jeder hielt seinen Zorn vest in seiner Brust verschlossen, und Keiner theilte sich dem Andern mit, und Keiner wagte es, eine neue Vereinigung der Stände zur Rettung des Vaterlandes und zur Beugung des Spanischen Herrscherstolzes zu Stande zu bringen; Alle waren von den unglücklichen Schicksalen Johann Friedrichs von Sachsen und Philipps von Hessen noch zu gewaltig erschüttert und geschreckt, als daß sie den gefährlichen Versuch hätten wagen sollen, auch nur das Mindeste gegen den mächtigen Karl zu unternehmen. Nur Einer, ein einziger einzelner

Mann, der die glänzenden Talente und die hohen Eigenschaften eines Brutus, Hannibal und Scipio in sich vereinigte, und dabey ein Mann, der nicht nur allen Partheyen bis itzt ein Räthsel, sondern auch allen verdächtig und verhaßt gewesen war und es auch eine geraume Zeit noch blieb, nur dieser Einzige hatte den Muth, gegen den gewaltigen Karl allein aufzutreten, und die Entschlossenheit, für Freiheit und Vaterland sich allenfalls aufzuopfern, und die Weisheit, sein kühnes Unternehmen mit der vorsichtigsten, überlegtesten Besonnenheit eines Kamillus vorzubereiten, und die Herzhaftigkeit, es dann mit der Raschheit und dem Heldenfeuer eines Alexanders hinauszuführen — und dieser Mann stand erst im dreißigsten Jahre seines Lebens, und war als Verräther und Apostat in Schandschriften und Schandliedern und Schandgemälden vielfach gebrandmarkt worden, und war der treuste Diener und erste Liebling des Kaisers und der so aufrichtige als geliebte Herzensfreund des römischen Königs — Dieser Mann war zum schreckhaften und freudigen Erstaunen des ganzen Spanisch-Oesterreichischen Hauses und der ganzen katholischen und protestantischen Welt

kein anderer, als der neue Kurfürst Moriz von Sachsen.

Moriz war unter allen seinen größern und kleinern Mitständen derjenige, der die Schlangengänge der damals das Reich beherrschenden Politik am weitesten und bis in ihre verborgensten, finstersten Höhlen verfolgt und lange schon richtig vorausgesehen hatte, wohin sie die freye teutsche Nazion führen und bis zu welcher niedrigen Stufe von Abhängigkeit sie ihre Häupter nach und nach hinabziehen wollte, der aber auch lange schon den vesten Entschluß gefaßt hatte, diese arge Politik zu überlisten und dadurch sich die Möglichkeit und die Mittel zur Zerstörung ihrer vieljährigen Werke zu verschaffen. Er überlistete diese schlaue Politik durch sein frühes ungemein geschmeidiges Anschmiegen an den Kaiser, durch sein herzlich scheinendes Hineinfügen in die Wünsche und Launen und sogar in die Lebensweise des Kaisers, durch seine großen freywilligen Aufopferungen in seinen und seines Bruders Diensten, durch seine engere Verbindung mit ihm zu Regensburg und durch die seiner Seits übernommenen nähern Verpflichtungen gegen ihn und das ganze Oesterreichische

Haus, und zulezt noch durch die von ihm übernommene Achtsvollstreckung gegen seinen leiblichen Vetter Johann Friedrich. Durch alle diese und mehrere gleich feine und listige Schritte bahnte er sich den Weg zu dem sonst so ganz verschloßnen Herzen des alten argwöhnischen Karls, erwarb sich sein unbeschränktes Vertrauen und ward sein erklärtester Liebling, und als solcher so hoch von ihm begünstiget und erhoben, daß er an Macht und Ansehn einen beträchtlichen Zuwachs gewann und im Rathe der höchsten Reichsstände eine der ersten Stellen einnahm. Aber diese hohe Begünstigungen verblendeten und fesselten ihn nicht, und machten seine Seele nicht knechtisch und ließen ihn den erhabnen Entschluß, den er als Jüngling schon gefaßt hatte, als Mann nicht vergessen, sondern er behielt ihn auch itzt noch unverrückt im Auge und strebte der Ausführung desselben itzt um so eifriger entgegen, als er einer Seits von dem Kaiser selbst durch die betrügliche Gefangennehmung und durch die scharfe und unwürdige Gefangenhaltung seines Schwiegervaters, des Landgrafen Philipps, schwer beleidiget und an seiner verpfändeten Ehre gekränkt und beschimpft worden war,

und anderer Seits der Kaiser itzt eben nahe daran war, die Unterdrückung der teutschen Freiheit zu vollenden und dem Werke seiner dreißigjährigen Sorgen und Arbeiten durch Philipps künftige Erhebung auf den Kaiserthron die Krone aufzusezzen. Moriz hatte es sich selbst gelobt und geschworen, so weit und bis dahin es nicht kommen zu lassen, und der edle teutsche Mann hielt Wort und Schwur. Die Gelegenheit und die Mittel zur Worterfüllung gab ihm der gegenwärtige Reichstag, gab ihm die hartnäckige Widerspenstigkeit der Magdeburger an die Hand, und man sehe, wie meisterhaft er jene zu ergreifen und diese zu gebrauchen wußte.

Die Magdeburger waren als Schmalkaldische Bundesgenossen auf dem vorigen Reichstage schon in die Acht erklärt worden, weil sie auch nicht den mindesten Schritt zur Aussöhnung mit dem Kaiser gethan, alle seine Befehle verachtet und der Annahme des Interims sich widersetzt, auch auf dieses Religionsformular die schändlichsten Schriften herausgegeben und sogar Schandmünzen darauf geprägt hatten. Auf dem gegenwärtigen Reichstage erneuerte der erzürnte Kaiser sein scharfes

Urtheil in öffentlicher Reichsversammlung, weil sie immittelst nur noch trutziger und frecher geworden waren und die ihm auf Fürbitte der Stände gesezte Frist zur Unterwerfung verschmähet hatten, und verlangte zugleich, daß ihm der Achtsvollstrekkung wegen gutachtliche Vorschläge gemacht werden möchten. Dies war es, was Moriz zur Ausführung seines großen Planes gewünscht und erwartet, und worauf er die Stände unter der Hand, und ohne daß die Veranlassung von ihm herzukommen schien, schon vorbereitet hatte. Aller Augen waren in der Versammlung auf ihn gerichtet und Aller Stimmen vereinigten sich in ihm und erklärten, daß ihnen zu diesem Geschäfte Keiner geschickter und würdiger scheine, als der Kurfürst von Sachsen. Dem Kaiser war dieser Antrag überaus willkommen; er übertrug dem Kurfürsten die Achtsvollstreckung gegen Magdeburg in öffentlicher Reichsversammlung mit dankbarer Anerkennung der großen Verdienste, welche er sich um das Reich schon erworben habe, und verordnete zugleich, daß alle benachbarte Kreisstände zu seiner Unterstützung aufgeboten und daß ihm zu seiner ersten Rüstung hunderttausend Goldgülden, sodann

aber monatlich sechzigtausend Goldgülden aus der Reichskasse gezahlt werden sollten. Und so gab der bethörte Karl, was er freylich nicht und kein Mensch wissen und ahnen konnte, dem Rächer der teutschen Freiheit die Waffen selbst in die Hände, mit welchen er in der Folge angegriffen, geängstet und gedemüthiget werden sollte.

Kaum war es ruchbar im Reiche geworden, daß Moriz die Achtsvollstreckung gegen Magdeburg übernommen habe: so erhob sich die Verläumdung von allen Seiten wider ihn und der bittre Unwille der protestantischen Eiferer ergoß sich in Schandschriften und Zerrbildern auf den apostatischen Achtsvollstrecker, und sogar seine eignen Landstände misbilligten nicht nur sein Unternehmen in den stärksten Ausdrücken, sondern die Ritter versagten ihm auch den Ritterdienst zu diesem Kriege, weil sie ihn für ungerecht und gottlos hielten. Er schwieg jedoch und vollendete seine Rüstung so rasch und glücklich, daß er die Stadt gegen Ende des Oktobers schon, die Hülfsvölker Alberts von Brandenburg, Heinrichs von Braunschweig, Georgs von Meklenburg und einiger Kreisstände ungerechnet, mit zwanzigtausend

Mann zu Fuß und fünftausend zu Roß einschloß und die Belagerung mit schneller Eroberung der Neustadt nachdrücklich ins Werk setzte.

Hier war es nun, wo der große schrecklich-schöne Plan zur Rettung und Rache des Vaterlandes vollends zur Reife kommen, wo er sich den edlen teutschen Männern, welche der Schöpfer desselben zur Mitwirkung ausersehen hatte, nach und nach enthüllen, und wo der Augenblick zum Aufbruch gegen den Kaiser bestimmt werden sollte; denn der Plan selbst war nur erst aufs Ganze berechnet und mußte den eintretenden Umständen erst angepaßt werden; er lag nur noch in der Seele seines Urhebers und war noch keinem Menschen und auch seinem vertrautesten Minister Carlowiz, und sogar seinem leiblichen Bruder August noch nicht mitgetheilt worden, und die Zeit seiner Ausführung mußte sich erst nach der längern oder kürzern Dauer der Belagerung Magdeburgs bestimmen, welche nicht sowohl und wenigstens nicht einzig von dem stärkern oder schwächern Widerstande der Belagerten, als vielmehr von der Verlegung des Kaiserlichen Hoflagers von Augsburg abhieng. Es war dem Achtsvollstrecker an

der Besitznehmung Magdeburgs allerdings sehr viel gelegen, weil er sich dieser Stadt, der stärksten Vestung der damaligen Zeit in Teutschland, zu seinem Waffenplatze und zu einer sichern Schutzwehr auf den Fall bedienen wollte, daß ihm der Streich gegen den Kaiser mislingen sollte; es war ihm aber eben so viel daran gelegen, daß Magdeburg nicht eher fallen sollte, bis sich der Kaiser von Augsburg, wo er von seiner Kriegsmacht noch umgeben war, hinweg und aus Teutschland hinaus gezogen haben würde, um der Synode zu Trident, seinem auf dem Reichstage den Ständen gegebnen Versprechen gemäß, in Person nahe zu seyn, und den Gang ihrer Berathungen und Beschlüsse nach seinen Absichten leiten zu können. Diese Entfernung der Hauptperson in dem großen von Moriz entworfnen politisch = kriegerischen Schauspiele hieng jedoch von der wirklichen Eröffnung der Synode ab, und da diese noch nicht erfolgt war, da sie sich sogar in die Länge verzog: so mußte auch Moriz die Belagerung von Magdeburg in die Länge ziehen, aber doch so künstlich und aus so scheinbar triftigen Gründen, daß aus dieser geflissentlichen Langsamkeit kein größeres Vertrauen auf ihre Un-

bezwinglichkeit, und dem Kaiser und seinen Kundschaftern, unter welchen der dem Kurfürsten zum Kriegsrath zugegebne General Lazarus von Schwendi der vornehmste war, kein Argwohn erwachsen durfte. Und so verstrich unter abwechselnden Belagerungsarbeiten, Anfällen, Gefechten und fruchtlosen Friedens-Unterhandlungen ein volles Jahr, nach dessen Ablauf die Belagerer weiter nichts gewonnen zu haben schienen, als eine größere Geneigtheit der Magdeburger, auf billige Bedingungen sich zu ergeben. Moriz hatte jedoch für seinen Plan sehr viel gewonnen — er hatte den geächteten Freiherrn von Heidek, einen gleich großen Feldherrn und Staatsmann, der den Magdeburgern von den Hanseestädten sechstausend Mann zuführen sollte, bey Verden aufs Haupt geschlagen und ihn selbst nebst seiner ganzen Rüstung zur Dienstnehmung bey ihm vermocht, hatte den Kurfürsten Joachim von Brandenburg, den jungen Landgrafen Willhelm von Hessen, den Sohn seines Schwiegervaters, und den Markgrafen Albert von Brandenburg in seinen Plan gezogen und verflochten, hatte mit dem König von Frankreich ein geheimes Bündniß geschlossen, und

ihn zu der Verpflichtung vermocht, daß der König ohne Vorwissen des Kurfürsten keinen Frieden oder Waffenstillstand mit dem Kaiser machen und ihm sogleich für die drey ersten Monate des Kriegs 240000 Thaler an Hülfsgeldern voraus und für jeden folgenden Monat 60000 Thaler bezahlen wolle; hatte sich mit den Häuptern von Magdeburg durch den bey einem Ausfalle gefangnen Herzog Georg von Meklenburg und durch den General Heidek, in Einverständniß gesezt, und hatte, was ihm mehr als Alles gelten mußte, den Kaiser und seine Kundschafter bis itzt in völliger Verblendung erhalten. Immittelst war die Synode zu Trident wirklich eröffnet worden, und der Kaiser hatte Augsburg verlassen, seine Soldaten hin und wieder im Reiche vertheilt und sein Hoflager nach Inspruck verlegt. Immittelst war aber auch der Winter hereingebrochen, und Magdeburg war noch nicht gefallen, und der Kaiser konnte seiner weiten Entfernung wegen in der rauhen Jahreszeit nicht mit Vortheil angegriffen werden, und es hatte sich schon im Reiche das Gerücht verbreitet, daß der Kurfürst von Sachsen etwas gegen ihn zu unternehmen gedenke, und der scharfsichtige Schwen-

di hatte aus mehrern nicht untrüglichen Anzeigen schon großen Verdacht gegen ihn geschöpft und ihn sogar schon warnend gebeten, sein Vorhaben aufzugeben. Moriz konnte also, wenn er seinen großen Plan, der nun freylich schon zur Mitwissenschaft Mehrerer gekommen war, nicht ganz aufgedeckt sehen und dadurch ganz vereiteln lassen wollte, länger und bis zum Eintritt des künftigen Frühlings nicht zögern und mußte sich, der für seine Absichten ungünstigen Jahreszeit ohngeachtet, zur Abschließung des Geschäfts mit Magdeburg entschließen. Es geschah und die Friedenshandlung ward gegen den Ablauf des Septembers 1551 zu Wittenberg, wohin er seine Landstände zusammenberufen hatte, wieder in Gang und am 3ten November unter Vermittlung des Kurfürsten von Brandenburg zum Abschluß gebracht. Magdeburg ergab sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade, jedoch mit dem Vorbehalt, daß der Kaiser sogleich nach geschehener Unterwerfung alle Ungnade gegen die Stadt fallen lassen und sie in ihren Freiheiten und Gerechtsamen bestätigen solle; sie huldigte dem Kurfürsten von Sachsen, bezahlte ihm eine nahmhafte Summe als Strafgelder, überantwortete ihm

den größern Theil ihres Geschützes, und die ganze Bürgerschaft verpflichtete sich eidlich, ihn so lange für ihren rechten Herrn zu erkennen, bis sie von ihm und dem Kaiser an einen Andern gewiesen würde; sie nahm eine bestimmte Anzahl Kurfürstlicher Soldaten ein und die ganze noch aus zweytausend Mann bestehende Besatzung trat in die Dienste des Herzogs von Meklenburg, und hiermit so gut, als in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen. Moriz verlegte hierauf seine Heerhaufen in und um Mühlhausen und Nordhausen herum in die Winterläger und begab sich sodann nach Wittenberg, Markgraf Albert machte im Geheim eine Reise nach Frankreich, um das mit dem König geschloßne Bündniß zu dessen eigenhändiger Unterschrift zu bringen, und Lazarus von Schwendi verfügte sich an das Kaiserliche Hoflager nach Inspruck, um seinem Monarchen von seinen im Lager vor Magdeburg gemachten Beobachtungen treuen Bericht abzustatten.

Nach diesem Friedensabschlusse mit den Magdeburgern ward jedoch die Sage, daß der Kurfürst von Sachsen mit einem feindseligen Anschlage gegen den Kaiser umgehe, immer lauter und allge-

meiner in Teutschland und gelangte nun auch mittelst vielfältiger Anzeigen und Briefen von allen Orten her an den Kaiser selbst, und diese Sage erhielt durch mancherley auffallende Umstände allerdings einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Der Kurfürst hatte seine vor Magdeburg gebrauchte Rüstung noch nicht aus einander gehen lassen; in Sachsen sprach man von der Unternehmung als von einer ganz unbezweifelten Sache und die auf dem Landtage zu Torgau versammelten Stände hatten ihrem Herrn eine Vorstellung übergeben, in welcher sie ihn nicht nur vor fremden Bündnissen und der Gemeinschaft mit einigen Geächteten warnten, sondern auch förmlich ansuchten, daß er doch ja zu keinen Kriegshandlungen gegen den Kaiser schreiten möchte, die er dem Gerüchte nach vorhaben sollte. Außerhalb Sachsen glaubte man allgemein, daß die Unternehmung nicht blos gegen den Kaiser, sondern gegen die ganze katholische Parthey gerichtet sey, und die der Synode zu Trident persönlich beywohnenden drey geistlichen Kurfürsten fanden sich daher bewogen, dem Kaiser die ihnen zugekommenen beschwerlichen Warnungen und Zeitungen schriftlich anzuzeigen und ihm dabey zu er-

kennen zu geben, daß sie sogleich von Trident aufbrechen und zu ihren armen hülflosen Unterthanen zurückkehren wollten, wenn er ihnen wegen des bedrohten Anfalls ihrer Länder keine hinlängliche Sicherheit gewähren würde. Andere bey dem Kaiser und seinen Ministern mit und ohne Namen einlaufenden Nachrichten versicherten ihm in der Hauptsache das Nämliche und setzten noch hinzu, daß auch in Hessen, wohin man einer allgemeinen Volkssage nach den alten Landgrafen bald wieder zurückholen wollte, von neuem und stark geworben werde, und daß sich die Kurfürstlichen Soldaten gegen Erfurt und andere katholische Oerter schon allerley Ausschweifungen und Erpressungen erlaubten und kein Hehl daraus machten, daß sie die Pfaffen im künftigen Jahre noch schärfer züchtigen wollten. Wer hätte nun nicht glauben sollen, daß der Kurfürst dem von Natur schon argwöhnischen Kaiser wegen dieser und anderer wohlverbürgten Anzeigen verdächtig werden, und daß Moriz seinen Plan, da er so gut als aufgedeckt war, nun ganz würde aufgeben müssen? Aber nein! Moriz gab seinen Plan nicht auf und erhielt den sonst so schlauen Karl samt seinen Ministern durch ein

neues Meisterwerk von List und Verstellung in voller Verblendung. Dieses Meisterwerk bestand nämlich darinn, daß er dem Kaiser, da nun einmal von einer Unternehmung gegen ihn so Vieles laut geworden war, seinen Ernst und seine Empfindlichkeit wegen verschiedner an ihn gemachten und nicht erlangten gerechten Foderungen keinesweges verhehlte, sondern diese Foderungen freymüthig und nachdrucksvoll wiederholte und ihn dadurch nicht undeutlich die Möglichkeit einer noch ernstern und nachdrucksvollern Sprache, und die Möglichkeit anderer Maasnehmungen gegen ihn befürchten ließ, ihn dabey aber auch zu gleicher Zeit nicht nur seiner Beharrlichkeit in der Treue gegen ihn, sondern auch seiner herzlichen Geneigtheit zur Erhaltung des zwischen ihnen bestehenden guten Vernehmens feyerlich versicherte, und die aus Unglimpf und Uebelwollen seinetwegen verbreiteten nachtheiligen und schmählichen Gerüchte durch einige Aufklärungen zu entkräften suchte. In dieser Absicht schrieb er dem Kaiser und ließ durch seine Gesandten auch noch besonders mündlich vorstellen: „Es sey allerdings wahr, daß er die gegen Magdeburg gebrauchten Soldaten fast ganz noch beysammen habe, es

sey ihm aber auch äußerst empfindlich und lästig, daß er sie ganz unnütz habe beysammen behalten müssen, weil er ihnen auf viele Monate zurück den bedungnen Sold noch schuldig sey, diesen werde er ihnen jedoch nächstens zu bezahlen im Stande seyn und dann mit ihrer Entlassung und Zerstreuung zu seiner eignen Erleichterung und Freude gewiß nicht säumen. Wahr sey es auch, daß sich diese zügellosen Soldaten gegen Erfurt und dasige Gegend vornämlich einige Freiheiten erlaubt hätten, aber weit entfernt, daß dies auf seinen Befehl oder auch nur auf Zulassung seiner Obristen geschehen sey, habe er sie deswegen hart bestrafen lassen, und versichere noch überdies, daß die Beschwerde führenden Ortschaften klaglos gestellt werden sollten. Was die Beschickung der Tridentinischen Synode betreffe, so habe er seinen Theologen schon Befehl dazu gegeben und auch schon eine Gesandtschaft nach Trident geschickt, um diesen Männern eine günstige Aufnahme vorzubereiten und der Synode vorläufig seine Foderungen vorzulegen; er verlange aber für seine Theologen von des Kaisers Majestät selbst das nämliche freye Geleit, wie es ehemals die Böhmen von der Synode zu Basel erhalten hätten. Und

was endlich einige andere noch nicht beendigte Geschäfte, wie zum Beyspiel die Befreyung des gefangnen Landgrafen und dergleichen betreffe: so wolle er diesfalls selbst zu ihm nach Inspruck kommen, und er hoffe, daß bey einer persönlichen Unterredung mit ihm alle etwanige Irrungen friedlich und rechtlich ausgeglichen werden sollten.“ Durch diese und andere ähnliche Aeußerungen und Vorstellungen gelang es dem Kurfürsten, einer Seits den schon halb erwachten Argwohn des Kaisers wieder einzuschläfern und sich der ihm aufgebürdeten Anschuldigungen zu entledigen, und anderer Seits auch seinen Mann wegen der von ihm doch wohl noch zu ergreifenden ernstern Maasnehmungen in einiger Ungewißheit und Besorgniß zu erhalten, welches Leztere er dadurch vornämlich recht eindringend bewürkte, daß er nicht lange nach Ablassung dieses Schreibens sein Gesuch um Philipps Befreyung in Gemeinschaft mit dem Kurfürsten von Brandenburg ernsthaft und nachdrücklich wiederholte und solches zugleich fast von allen Fürsten des Reichs und selbst von dem römischen König und dem König von Dänemark unterstützen ließ. Aus dem Allen ersah der Kaiser gar wohl, daß ein Bruch

zwischen ihm und dem Kurfürsten, wenn er seine Foderungen nicht bewilligte, allerdings noch möglich seyn könne, daß er aber itzt noch nicht und wenigstens nicht eher, als nach seiner persönlichen Unterredung mit ihm zu befürchten sey. Er blieb daher unbesorgt und wünschte nichts sehnlicher, als daß sein geliebter und gefürchteter Freund seine Reise nach Insprugk beschleunigen möchte, um ihm durch diesen unwiderleglichen Beweis seiner treuen Anhänglichkeit Gelegenheit zu geben, den argen Verdacht so vieler geistlichen und weltlichen Herren in und außerhalb Teutschland recht auffallend zu beschämen. Auch diesem Wunsche kam der listige Moriz auf halbem Wege wenigstens entgegen; er brach von Dresden mit einem glänzenden Gefolge auf, bezahlte unterwegs drey Regimentern ihren rückständigen Sold, dankte sie sogleich öffentlich ab, um sie jedoch in der Stille wieder durch die dritte Hand in seine Dienste nehmen zu lassen, und sezte sodann seine Reise bis Nürnberg eilig fort. Aber hier ward er plötzlich von einer Unpäßlichkeit befallen und dadurch genöthiget, kleinere Tagereisen zu machen. Er schickte jedoch, und das war das Meisterstück seiner List, einen seiner vertrautesten Räthe,

den er an allen seinen geheimen Berathungen theilnehmen zu lassen pflegte, an den Kaiser voraus, und ließ ihm seine baldige, nur durch seinen kränklichen Zustand ein wenig verspätete Ankunft vermelden. Dieser Mensch hatte sich dem Kaiser zum Kundschafter verkauft und lange schon förmlich in seinem Solde gestanden, und Moriz hatte dies lange schon gewußt und sein scheinbares Vertrauen ihm nicht entzogen und zu diesem Streich ihn aufgespart. Der Streich gelang auch über Erwartung glücklich; der selbst bethörte schlechte Mensch erzählte bey seiner Ankunft am Kaiserlichen Hoflager, was er selbst gesehen und gehört hatte, und wovon er genau unterrichtet zu seyn glaubte, und erzählte von der Abreise des Kurfürsten, und von der Abdankung dreyer Regimenter, und von der aufrichtigen Geneigtheit seines Herrn zur Friedens-Erhaltung, und erklärte die Entstehung der von ihm ausgebreiteten widrigen Gerüchte so natürlich und unbefangen, daß gegen die Richtigkeit derselben auch nicht der kleinste Zweifel mehr übrig blieb und Moriz vor aller Augen zwar furchtbar noch, aber doch gerechtfertiget da stand. Nun war die Verblendung des Kaisers vollkommen, und nun

übernahm er die Rechtfertigung seines Lieblings selbst und schrieb an die geistlichen Kurfürsten zu ihrer Beruhigung und Beschämung unter andern: „Ueberhaupt hat sich seine Lieb dermaßen gegen uns erboten und vernehmen lassen, daß wir, wo anders einige menschliche Treue und Glauben auf Erden, uns billig anders nichts, denn allen Gehorsam und alles Gute zu Ihr versehen sollten; und je, wo Seine Lieb etwas anders im Gemüth und Herzen hätte, solches bey einigen teutschen Fürsten vielleicht nie erhört worden. — Auch ist je augenscheinlich am Tag, daß nach geschehener Ergebung der Stadt Magdeburg dieser Zeit in teutscher Nation alle Sachen dermassen friedlich, und gemeiniglich alle Churfürsten, Fürsten und Stände sich dermassen ruhig auch gegen uns gehorsamlich erzeigen, daß wir nicht wohl gedenken können, was doch für Ursache einer neuen Unruhe ersehen werden sollte oder möchte. Wir wissen uns aber gleichwohl zu erinnern, daß man fürnämlich bey diesen gefährlichen Zeiten und vielfältigen auswärtigen Anfechtungen nichts verachten soll — daß man sich aber darum einen jeden Wind bewegen lassen und auf dies oder jenes Anzeigen gegen den einen oder den

andern von Stund an deklariren, oder die Sache anders angreifen solle, denn sich nach guter Ordnung oder Gelegenheit der Zeit und Personen gebühret, auch also unsere und des heiligen Reichs Macht, die man billig gegen den offenbaren Feind zu gebrauchen hat, vorhin ohne besondere Noth schwächen oder ausmergeln solle, das werden Ewer Lieb vernünftiglich von selbst wohl bedenken, daß solches nicht allein gar nicht rathsam, sondern auch den Sachen vielmehr dadurch entholfen, denn verholfen wäre. — Wir sind auch so unbedächtlich oder nachlässig nicht, daß wir alle Ding schlechts für die Ohren gehen liessen; sondern wir haben fast von allen Orten unsere fleisige und doch so viel möglich gewisse Kundschaft: darauf sparen wir auch keine Mühe, Arbeit oder Unkosten, daß allenthalben getreulich und emsig zu den Sachen gesehen werde.“ Und dem Herzog von Alba antwortete er auf seine Warnung, daß die tollen und vollen Teutschen zu solchen listigen Ränken gar nicht taugten; welches der Bischof von Arras nicht nur bestätigte, sondern es auch für nicht gerathen halten wollte, dem Kurfürsten von dem Verdachte, den man seinetwegen hegte, nur etwas sehen zu lassen, weil er dadurch

erst auf Projekte gebracht werden könnte, an die er indessen noch gar nicht gedacht hätte. Auch dieser Meinung gab der Kaiser seinen Beyfall und ließ sich somit von seinen eignen Freunden und Miethlingen in eine völlige Sorglosigkeit einwiegen.

Aber nicht lange, so mußte dem geblendeten Kaiser und allen seinen geistlichen und weltlichen Räthen die Binde vom Auge fallen, so mußten sie insgesamt um so plözlicher aufgeschreckt und um so gewaltiger erschüttert werden, je weniger sie sich die Möglichkeit eines Ueberfalls von dieser Seite vorgestellt hatten und je sicherer und sorgloser sie daher gewesen waren. Moriz kehrte, ohne seine Reise nach Insprugk fortzusetzen, von Nürnberg aus eilig nach Sachsen zurück, eröffnete seinen zu Torgau versammelten Landständen seinen vorhabenden Kriegszug, hielt sodann über seine an der Grenze von Thüringen zusammengezogne Soldaten die Heerschau und sezte sich den zwanzigsten März des Jahres 1552 in Bewegung. Zu der nämlichen Zeit waren auch seine Verbündeten, Kurfürst Joachim von Brandenburg, Markgraf Albert von Brandenburg, Herzog Georg von Meklenburg, Landgraf Willhelm von Hessen, der tapfere Heidek und

der wackre Schärtlin von Burtenbach mit ihren Rüstungen aufgebrochen; sie vereinigten sich am 25sten bey Schweinfurt mit dem Haupte der Unternehmung, und in der Nacht des 31sten März standen sie schon vor Augsburg und gewannen die Stadt am 3ten April durch Uebergabe. Rasch war der Aufbruch und reißend der Zug des ins Reich und gegen den Kaiser sich hinwälzenden Kriegsschwalls, und männlich und stark die Sprache, deren sich die vereinigten Edlen in ihrer Kriegserklärung gegen den Kaiser bedienten. Sie bezüchtigten ihn der härtesten Tiranney gegen die evangelische Religion und ihre Bekenner, sie bezüchtigten ihn der schwärzesten Treulosigkeit in der Sache des Landgrafen von Hessen, sie bezüchtigten ihn der grausamsten Angriffe auf die Reichsverfassung und auf die teutsche Freiheit, und bezüchtigten ihn zugleich des unerträglichsten Uebermuths und der kränkendsten Verachtung der teutschen Stände. „Es liegt vor Augen“ — sagten sie — „wasmaaßen man uns Teutsche samt und sonders endlich zu einem solchen unerträglichen, viehischen, erblichen Servitud, Joch und Dienstbarkeit,

wie in andern Nationen vor Augen ist, zu bringen vor hat, darob unsere Nachkommen und Kindeskinder bis im Himmel schreyen, und uns, die wir solches zugesehen hätten, unter der Erde verfluchen würden, mit dem schmäligen Aufrucke, daß doch unsere Voreltern seelige zu Erhaltung solcher Freiheit so mannigfaltig ihr Blut willig vergossen, das Gut dazu aufgesezt, und also vermittelst göttlicher Verleihung ihre Freiheiten wider alle Nationen bis hieher gewaltiglich erhalten, welche Exempel auch billig uns sollten bewogen haben. So haben wir demnach einmal Herz und Mannheit geschöpft, und zu Offenbarung desselben neben andern christlichen Potentaten — uns getreulich zusammengethan, und also vereiniget, daß wir — mit Heereskraft und gewaltiger Hand die Erledigung bemeldten Landgrafens suchen, auch uns Herzog Maurizen selbst, aus der Beschwehrung und Inhaftung, darein

wir uns haben stellen müssen, heben, das beschwerliche Joch des vorgestellten Servituds und Dienstbarkeit von uns abwerfen, und die alte löbliche Freiheit unsers geliebten Vaterlandes der teutschen Nation acerrime vindiciren und erretten mögen.“ Sie foderten und hofften daher von allen Ständen des Reichs den thätigsten Beystand, erklärten jedoch auch zu gleicher Zeit freimüthig und drohend, daß sie alle diejenigen, welche dem gemeinschaftlichen Feind auf irgend eine Art helfen würden, auch als ihre Feinde ansehen und behandeln müßten. Das Erstaunen, der Schrecken, die Erschütterung des bis zur Uebertäubung überraschten Kaisers und seiner Minister über dieses fürchterliche Ereigniß liegt außer den Grenzen der Darstellung. Er wußte sich nicht zu fassen, und nicht zu rathen und zu helfen. Gewalt mit Gewalt abzutreiben, war unmöglich; denn seine Schaaren waren überall vereinzelt und zerstreuet und seine Hauptmacht war mit den Franzosen in Italien und in den Niederlanden vollauf beschäftiget. Mit einem solchen Feind hatte Karl es noch nie zu thun gehabt, und

er konnte noch ungleich furchtbarer werden, wenn die ganze protestantische Parthey, was gar nicht unwahrscheinlich war, sich ihm anschließen sollte. Durch Unterhandlungen mit ihm nur Zeit zu gewinnen, dies war es Alles, was er auf den Augenblick in seiner Weisheit beschließen konnte und auch wirklich beschloß; er ertheilte seinem Bruder nicht nur den Auftrag dazu, sondern auch einige Vollmacht zur Abschließung eines Vergleichs. Ferdinand eilte, das gute hochnöthige Werk zu fördern und ließ seinen Freund Moriz zu einer persönlichen Zusammenkunft nach Linz einladen, und Moriz erschien, aber erst auf wiederholte Einladungen und nachdem er sich zuvörderst mit seinen teutschen Bundesgenossen und mit dem französischen Gesandten deswegen besprochen hatte. Die Vorschläge, welche Ferdinand hier machte, und die Opfer, die er dem Kurfürsten im Namen des Kaisers entgegenbot, waren zwar nicht unannehmlich, aber auch für die Wünsche und Foderungen der Verbündeten beyweiten noch nicht hinreichend; darum nun, und um es dem Kaiser noch schrecklicher fühlen zu lassen, mit wem er es itzt zu thun habe, erklärte der Kurfürst sehr fein ausweichend,

daß er sich ohne Vorwissen und Beystimmung seiner Bundesgenossen einseitig zu etwas Entscheidendem nicht verbindlich machen könne, daß aber den 26sten May zu Passau eine Friedens-Handlung eröffnet und von diesem Tage an ein allgemeiner Waffenstillstand anfangen solle — und mehr konnte sein Freund nicht von ihm gewinnen. Es war allerdings wenig, aber auch dies wenige beruhigte doch den Kaiser in seiner gegenwärtigen Lage gar sehr, weil er nun hoffen konnte, seinen Gegner durch die folgenden Unterhandlungen fügsamer zu machen. Um jedoch immittelst gegen einen neuen Streich in der Weise dieses Moriz für seine Person gesichert zu seyn, ließ er alle seine in der Nähe herumliegenden Heerhaufen zusammenziehen, und die nach Tyrol führenden engen Pässe am Fuße der Alpen von ihnen besetzen. Ein neuer Streich dieser Art war ihm auch wirklich zugedacht und die Vorkehrungen des Kaisers schützten ihn nicht vor einer abermaligen noch schreckhaftern Ueberraschung. Moriz brach den 12ten May mit seinem Heere aus Schwaben auf, überfiel die Spanier in ihrem Lager bey Reuten, schlug und sprengte sie aus einander, stürmte und eroberte die Ehrenber-

ger Klause, den die Tyrolischen Gebirge beherrschenden fast unüberwindlichen Hauptpaß, und stand am 22sten May nur noch zwey Meilen von Insprugk, als eine Meuterey unter seinen Soldaten ausbrach, wobey er selbst in Lebensgefahr kam und wodurch er auf seinem Eilzuge um einen vollen Tag aufgehalten wurde. Ohne diesen für ihn so gefährlichen als ärgerlichen Aufenthalt hätte ihm der alte Karl, der eben am Podagra hart darnieder lag, schlechterdings nicht entrinnen können; so aber rettete er sich noch, sezte den gefangnen Johann Friedrich, ohne vielleicht das Warum und Wozu sogleich selbst recht zu wissen, augenblicklich in Freiheit und flüchtete zur Nachtzeit in Angst und Schmerzen, und fast ohne alles Gefolge, und in der größten Verwirrung, und auf den ungebahntesten Wegen über die Gebirge nach Villach in Kärnthen, und Ferdinand floh auf einem andern Wege nach Passau. Moriz nahm hierauf von Insprugk Besitz und gab strengen Befehl, daß Alles, was dem römischen König angehöre, völlig unangetastet bleiben solle, Alles aber, was dem Kaiser und den Spaniern angehörte, sollte seinen Soldaten zur Plünderung preisgegeben

werden. Dieser kühn gewagte und glücklich ausgeführte Streich vollendete die Bestürzung des Kaisers, versetzte dem hohen Gebäude seiner herrschsüchtigen Politik den lezten zermalmenden Schlag und machte ihn nothgedrungen, so sehr auch sein Stolz und seine gekränkte Ehre dagegen noch ankämpften, zum Nachgeben und zum Frieden geneigter.

Immittelst hatten sich die zum Friedens-Kongreß eingeladnen Reichsstände, und zwar der römische König Ferdinand, der Herzog Albert von Bayern und die Bischöfe von Salzburg, Eichstädt und Passau in Person, alle Kurfürsten aber nebst den Herzogen von Brandenburg, Küstrin, Braunschweig, Jülich, Pommern und Würtenberg in ihren Gesandtschaften zu Passau versammelt, und am Tage der Kongreß-Eröffnung erschien Moriz in ihrer Mitte und wiederholte seine Foderungen genau so, wie er sie dem römischen König zu Linz eröffnet hatte. Lange zögerte und lange wand und krümmte sich der alte tiefgebeugte und tiefgedemüthigte, aber noch immer gleich stolze Karl, die Foderungen des Siegers und seiner Verbündeten einzugehen und suchte bald durch ohn-

mächtige Drohungen und bald durch bittre Klage glimpflichere Bedingungen von seinem argen Feinde zu erlangen; aber Moriz ließ sich von den wesentlichsten Punkten seiner Foderungen Nichts abtrutzen und Nichts abhandeln, und drohte mit neuen Feindseligkeiten, wenn die Sache nicht in Eile zur Endschaft gebracht würde, und Ferdinand und die übrigen Friedensvermittler ließen nicht ab, mit bittlichen und ernsten Vorstellungen in ihn zu dringen, bis er sich, nicht aus Grosmuth, wie der partheyische Schmidt die Welt hat glauben machen wollen, sondern recht eigentlich nothgedrungen, zur Genehmigung und Unterzeichnung des am 31sten July geschloßnen Passauer Vertrags entschließen mußte. Durch diesen Vertrag erhielt Moriz im wesentlichen Alles, wofür er gekämpft und was er für das Reich und für die Religion gefodert hatte und was mit Bestand der gesetzlichen Reichsverfassung nur immer zu gewinnen war. Durch diesen von Ferdinand und Maximilian und allen dem Kongresse beywohnenden Fürsten mit unterschriebnen und heilig mit verbürgten Vertrag erhielt er die feyerliche Zusicherung: daß der Kaiser alles Geschehene vergeben und vergessen und

keine Ahndung und Rache deswegen nehmen noch durch Andere nehmen lassen — daß der Landgraf Philipp von Hessen sofort in Freiheit gesezt — daß die Geächteten, für welche sich der Kurfürst verwendet hatte, der Acht enthoben — daß die Spanischen Truppen, welche die Gegend von Wittenberg noch besezt hielten, abgerufen und aus dem Reiche geführt — daß die zeitherige Verfassung und Freiheit des Reichs nicht verrückt und beeinträchtiget — daß von nun an ein beständiger Friede zwischen den Ständen von der alten und von der neuen Religion anfangen — daß jeder Theil nicht nur von dem andern bey seiner Religion, sondern auch bey seiner Habe und Gütern und Einkünften ruhig und unbeschwert gelassen — daß alle gegen die neue Religion ergangene beschwerliche Mandate und Reichsschlüsse aufgehoben und vernichtet — und daß niemals nur ein Versuch gemacht werden sollte, die streitige Religions-Sache anders, als durch friedliche Mittel zur Vergleichung zu bringen. Durch diesen Vertrag erwarb sich der Urheber und Vollender dieses Werkes die hohe Ehre, der Retter der teutschen und der Gründer der protestantischen Freiheit geworden zu seyn.

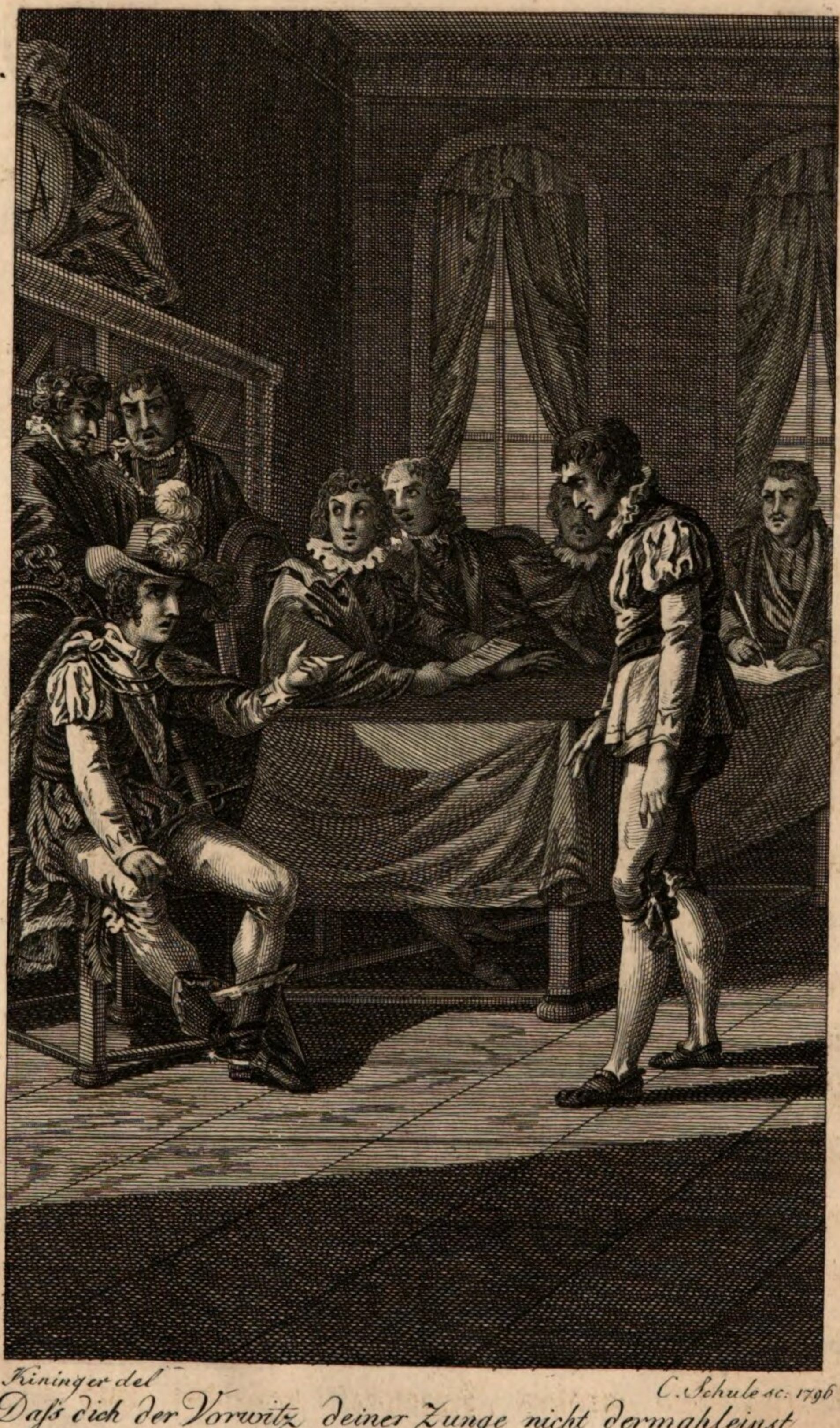
Nach Vollendung dieses preislichen und wahrhaftig unsterblichen Werkes entließ Moriz sogleich den größern Theil seines Heeres, kehrte mit dem Ueberreste nach Sachsen zurück und ließ wegen des Passauer Vertrags am 11ten August ein allgemeines Dank- und Freudenfest in seinem ganzen Lande begehen.

Die Entdeckung und Verhaftung eines Mannes, der sich erfrecht hatte, den Kurfürsten in einer wüthigen Schmähschrift der abscheulichsten Verrätherey an der Religion und an dem Staate zu bezüchtigen, gab ihm Gelegenheit, den zeitherigen dunkeln Gang seiner Politik zu enthüllen, wie er denn auch durch den glänzenden Erfolg seiner Arbeiten sattsam schon enthüllet war, und dabey zugleich ein schönes Beyspiel seltner Mäßigung zu geben. Er erklärte nämlich, daß er den Verleumder in Gegenwart aller seiner Räthe und Diener selbst verhören wolle, und ließ ihn holen. Zitternd erschien der arme Mensch vor seinem erlauchten Richter und erwartete ein scharfes Todesurtheil. Die Schmähschrift in der Hand gieng der Kurfürst alle Verleumdungen der Reihe nach durch und rechtfertigte sich über jede, und entwickelte genau

und sorgfältig, warum er in den verschiednen Perioden seines Lebens nicht so, wie es dieser Schreiber und die öffentliche nicht immer für Gottesstimme geltende Meinung gewollt hätten, sondern richtiger und besser nach seiner Einsicht und Absicht gehandelt habe. Dann begnadigte er den Verbrecher und entließ ihn mit der Warnung, daß er in Zukunft vorsichtiger seyn solle, damit ihn der Vorwiz seiner Zunge nicht einst in großes Unglück stürzen möge.

Moriz hatte sich in dem Passauer Vertrage unter andern auch verpflichtet, dem römischen König Ferdinand gegen die Türken, die ihn in Ungarn wieder hart bedrängten, mit seinen Kriegsvölkern zu Hülfe zu kommen. Er entledigte sich dieser Verpflichtung in Person, schlug die Türken aus Ungarn hinaus, und endigte den Feldzug durch seine Tapferkeit und durch seinen hohen Ruf so glücklich, daß der Feind einen Waffenstillstand mit ihm abschloß, welchem bald hernach auch der Frieden zwischen Ferdinand und Soliman dem Zweiten nachfolgte.

Nach diesem kriegerischen Nachspiele hatte Moriz sein großes Tagewerk vollendet und



Kininger del *C. Schule sc: 1796*

Dass dich der Vorwitz deiner Zunge nicht dermahleinst
in grosses Unglück stürze!

wünschte nun selbst recht ernstlich, dem Frieden und seinem Lande zu leben. Das Schicksal wollt' es aber anders, und er sollte und mußte noch einmal zu den Waffen greifen und sogar gegen seinen alten Waffenbrüder und Bundesgenossen ins Feld rücken, und hier sollte und mußte der Held der Freiheit in der ersten und schönsten Blüthe seiner Männlichkeit durch ein verruchtes Bubenstück noch fallen.

Aufgebracht über den schnellen Abschluß des Passauer Vertrags hatte sich Markgraf Albert bey Frankfurt in Unfrieden von seinem Freunde Moriz getrennt, hatte einen ansehnlichen Theil seines Heeres an sich gezogen und setzte den Krieg gegen die katholischen Stände und gegen die geistlichen Fürsten und Herren vornämlich allein noch fort, und wüthete, plünderte und brandschazte in den Stiften Bamberg, Würzburg, Mainz, Speier, Worms und Trier bis spät in den Herbst des Jahres 1552 aufs grausamste, bot hierauf dem König von Frankreich seine guten Dienste an und gieng, da man sein Erbieten französischer Seits für verdächtig hielt, zu dem Kaiser über, ward überaus gnädig von ihm aufgenommen, kehrte mit eintre-

tendem Winter in sein Land zurück und entließ seine Söldner. Aber schon im Frühling des folgenden Jahres warb er, sonderbar genug! vom Kaiser selbst heimlich unterstützt, wieder ein starkes Heer, und bekriegte die Nürnberger und die fränkischen Bischöffe und den mit ihnen verbündeten Herzog Heinrich von Braunschweig von neuem, und bedrohte, da sie sich mit Erfolg an den Kurfürst verwendet hatten, die sächsischen Grenzen, wies jede von dem Kurfürsten ihm gemachte bittliche Vorstellung mit Schimpf und Hohn zurück, verließ Franken in Eile, erschien plötzlich in der Grafschaft Schwarzburg, zog sich sodann in die Braunschweigischen Lande und gedachte von hieraus in das Kurfürstenthum Sachsen einzufallen. Aber Moriz kam ihm an der Spitze einer ansehnlichen Rüstung zuvor, vereinigte sich im Lüneburgischen mit Ferdinands und Heinrichs Kriegsvölkern, und gedachte dem Kriege durch eine Feldschlacht ein schnelles Ende zu machen. Er ließ jedoch den Markgrafen aus alter Freundschaft, und um Blutvergießen zu verhüten, noch einmal warnen und ihm auf billige Bedingungen die Hand zum Frieden bieten; aber Al-

Kieningen del. C. Schule sc. 1797.

"Er soll noch heute an diese Weide aufgeknüpft werden.

bert hatte dem Kurfürsten Rache geschworen und stieß die Hand seines edlen Feindes unter den heftigsten Schmähungen von sich zurück. Es kam also am 9ten July des Jahrs 1553 zwischen dem Schlosse Peina und dem Dorfe Sievershausen zur Schlacht, die schrecklichste und blutigste, die Moriz und Albert je geschlagen hatten. Der Sieg blieb lange zweifelhaft, aber endlich und nach vielen Stürmen erfocht ihn die Sächsische Reiterey und entschied ihn so vollkommen, daß der Markgraf gänzlich geschlagen ward; er ergriff die Flucht und verlor sein ganzes Geschütz und Gepäcke und alle seine Fahnen und Standarten. Als aber Moriz durch die Reihen seiner Soldaten sprengte und sie zum Verfolgen des flüchtigen Feindes ermunterte, so fiel hinter ihm ein Schuß und die Kugel fuhr ihm durch die Fugen seines Harnisches in die rechte Seite. Er sank vom Pferde und ward aus dem Getümmel hinweg und unter eine nahe stehende Weide getragen. Das Jammergeschrey seiner Krieger erschallte über das ganze Schlachtfeld und zog nebst Mehrern auch den Herzog von Braunschweig herbey. Der alte Heinrich war

in dieser entsetzlichen Schlacht seiner beiden Söhne beraubt worden; aber dieser schmerzliche Verlust hatte ihn nicht so gewaltig erschüttert und nicht so tief gebeugt, als der Anblick des schwer verwundeten Kurfürsten; er vergoß heiße Thränen und verstummte in Wehmuth. Indem kam die Nachricht, daß Albert gefangen worden sey. Ha! wenn das wahr ist, rufte Heinrich: so soll er heute noch an dieser Weide henken! Das Gerücht war jedoch entweder ganz ungegründet, oder der Gefangne hatte Mittel gefunden, zu entkommen. Moriz ward in sein Gezelt gebracht; die Aerzte untersuchten seine Wunde und erklärten sie für tödtlich. Der Mann, der dem Tode so oft und unerschrocken ins Auge gesehen hatte, konnte bey seiner Annäherung nicht zittern; er hörte sein Todesurtheil mit standhafter Gelassenheit an, machte hierauf sein Testament und sorgte darinn nicht nur für seine Gemahlin, sondern auch für seine armen Unterthanen und für diejenigen besonders, welche in diesem Jahre noch durch Jagd- und Wild-Verwüstungen gelitten haben möchten, schrieb noch eigenhändig an seinen Bruder August, bereitete sich nach

christlichem Brauch zu seinem Ende und verschied am zweyten Tage nach der Schlacht in den Armen seiner Freunde. Sein Leichnam ward mit fürstlichem Trauergepränge nach Sachsen abgeführt und in dem von seinem Vater in der Domkirche zu Freyberg angelegten Familien = Begräbniß beygesetzt. Bitter war der Schmerz seiner Wittwe und ungeheuchelt die Wehklage seiner Unterthanen, und groß und allgemein die Trauer aller wahrhaftig edlen Teutschen über den frühen schrecklichen Fall des größten Mannes und Feldherrn seiner Zeit, und auch seine Feinde gaben ihm das Zeugniß, daß er der treflichste Fürst und ein wunderbarer Held, die Grundsäule der teutschen Reichsverfassung und der Stolz seines Vaterlandes gewesen sey. Dieses Ehrenzeugniß gab ihm die ganze teutsche Nazion und fluchte dem unbekannten Urheber des verruchten Bubenstücks, durch welches er ihr in den Armen des glänzendsten Sieges entrissen ward.

Seine Grabstätte ist mit einem schweren und kostbaren Denkmal überbauet, über dessen oberster Fläche die in Alabaster ausgehauene Figur des Kurfürsten piramidalisch sich erhebt. Aber

noch mehr als diese kalte Figur vergegenwärtiget und verlebendiget uns seine volle schwarze Rüstung, welche ohnweit des Denkmals auf einem Krachtsteine aufgestellt und von alten Fahnenstöcken umgeben ist, den unsterblichen Mann; denn in dieser Rüstung und mit diesen Waffen zog Moriz gegen den Kaiser Karl den Fünften, zertrümmerte das stolze Gebäude seiner Alleingewalt, ertrutzte den Passauer Vertrag und ward der Rächer und Retter der teutschen und protestantischen Freiheit.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pantheon der Deutschen

Bd.: 3

Chemnitz 1800

Res/Biogr.c. 244-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10915566-2
VD18 80083161